

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

173



Dorothee Sölle: Zum Tode Erich Frieds
Universität

Heinrich, Nitsch, Lämmert, Moulines

Lipietz: Europa und Wirtschaftsaufschwung

Marxismus in Japan

Von kleinen und großen Menschen

Hartmann, Fecker: Rezensionen

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei † (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Antje Vollmer (Bielefeld), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Jehle, Helga Karl (z.Zt. beurlaubt), Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Jutta Meyer-Siebert, Eva Stäbler, Ellen Woll

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien

Redaktionsanschrift

Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Telefon: (030) 813 50 24

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath *Foto:* © Zenit/Paul Langrock

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1989 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit »Microsoft Word« arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/2- oder 3 1/4-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

Editorial	1
Günther Anders: Der Ruhm	5
Dorothee Sölle: für erich fried im september 83	6
Zum Tode Erich Frieds (D. Sölle)	7

Universität

Klaus Heinrich	
Zur Geistlosigkeit der Universität heute	9
Wolfgang Nitsch	
Vom beamteten Gelehrtentum zum soziokulturellen Dienstleistungsbetrieb	21
Eberhard Lämmert	
Verfügungsmasse der Industriegesellschaft Zum Status der Geistes- und Sozialwissenschaften	33
C. Ulisses Moulines	
Zur Zwangsversetzung des Instituts für Philosophie der FU Berlin ...	45

* * *

Alain Lipietz: Europa als letztes Aufgebot für einen weltweiten Wirtschaftsaufschwung?	49
Toshio Yamada: Marxismus in Japan	59
Erik Nohara: Geistige Wurzeln der Revolution in Nikaragua	69
George Leaman: Warum die »Demokraten« die Präsidentschaftswahlen nicht gewinnen wollten	75
Leena Alanen: Von kleinen und großen Menschen	79

Kongreßberichte

Sozialismus in der Sowjetunion; Bucharin; Zukunftskongreß der IG Metall; Mai '68; 4. Europäisches Forum sozialistischer Feministinnen; Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien; Women and Revolution; 37. Historikertag; Peter Weiss; Ankündigungen	90
Heinz Hartmann und Thomas Fecker: Zur Praxis und Inventur von Buch- besprechungen im letzten Jahrzehnt	105

Besprechungen

Habermas; Gramsci-Edition; Gesellschaftstheorien — Wissenschafts- praxis; Sozialpädagogik; Konservatismus; Nation und Rassismus	117
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	165

Besprechungen

Philosophie

<i>Habermas, Jürgen</i> : Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze (<i>H. Fallschessel</i>)	117
<i>Derrida, Jacques</i> : Feuer und Asche (<i>M. Jäger</i>)	119
<i>Türcke, Christoph</i> : Gewalt und Tabu. Philosophische Grenzgänge (<i>M. Barthlott</i>)	121
<i>Maruyama, Masao</i> : Denken in Japan (<i>H. Fallschessel</i>)	122
<i>Riedel, Manfred</i> : Fra mito e scienza. L'inizio della filosofia greca (<i>F.O. Wolf</i>)	124

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Schön, Erich</i> : Der Verlust der Sinnlichkeit / oder die Verwandlungen des Lesers (<i>C. Albert</i>)	124
<i>Schlosser, Horst Dieter, und Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.)</i> : Poetik. Essays über Bachmann, Bichsel, Böll, Enzensberger, Hildesheimer, Jandl, Johnson, Kaschnitz, Lenz, Nizon, Rühmkorf, Walser, Christa Wolf und andere Beiträge zu den Frankfurter Poetik-Vorlesungen (<i>T. Schmidt</i>)	126
<i>Kiefer, Klaus H. (Hrsg.)</i> : Carl-Einstein-Kolloquium (<i>G. Berg</i>)	127

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Gramsci, Antonio</i> : Gedanken zur Kultur (<i>S. Kebir</i>)	129
<i>Jürgens, Martin</i> : Moderne und Mimesis. Vorschlag für eine Theorie der modernen Kunst (<i>J. Held</i>)	130
<i>Gebauer, Gunter (Hrsg.)</i> : Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport (<i>A. Kühling</i>)	132

Soziologie

<i>Hondrich, Karl Otto, und Jürgen Schumacher</i> : Krise der Leistungsgesellschaft (<i>N. Dimmel</i>)	133
<i>Tausch, Arno</i> : Jenseits der Weltgesellschaftstheorien (<i>H.-H. Nolte</i>)	134
<i>Bergner, Dieter, und Reinhard Mocek</i> : Gesellschaftstheorien (<i>K. Wagner</i>)	136
<i>Bonß, Wolfgang, und Heinz Hartmann (Hrsg.)</i> : Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung (<i>J. Weyer</i>)	138
<i>Klingemann, Carsten (Hrsg.)</i> : Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland (<i>F. Thieme</i>)	140
<i>Informationszentrum Sozialwissenschaften (Hrsg.)</i> : Kultur und Gesellschaft (<i>A. Scherr</i>)	142

Erziehungswissenschaft

<i>Olk, Thomas, und Hans-Uwe Otto (Hrsg.)</i> : Soziale Dienste im Wandel. Helfen im Sozialstaat (<i>A. Schaarschuch</i>)	143
<i>Nestmann, Frank</i> : Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen (<i>Ch. Lüders</i>)	144

(Fortsetzung Seite X)

Editorial

Die 88er-Studentenbewegung scheint die inner- und außeruniversitäre Bürokratie nicht sonderlich überrascht zu haben. Da die »Kapazitäten« nur für soundsovieler StudentInnen »ausgelegt« seien, sagt etwa der Präsident einer großen Universität, »fahren wir eine Überlast von mehr als zweihundert Prozent«. Wie die Diagnose, so die Therapie: Bei Überdruck müssen Ventile geöffnet, bei Engpässen Ressourcen mobilisiert werden. »Wenn Gebäude von 6 bis 22 Uhr geöffnet sind, dann frage ich mich, warum Vorlesungen nur von 9 bis 16 Uhr stattfinden« — so etwa ein Wissenschaftssenator, den Zwei-Schicht-Betrieb fest im Blick. Den abgebrühten Jargon betriebswirtschaftlichen Managements muß man wörtlich nehmen. Diese Sprache ist dem staatlichen Produktions- und Dienstleistungsunternehmen Universität angemessen. Die sarkastische Bezeichnung »Aldi-Akademie« meint die (als miserabel qualifizierte) Dienstleistung Ausbildung. Produziert und umgeschlagen wird Wissen. Vom »Rohstoff Wissen« sprach sogar ein sozialdemokratischer Ministerpräsident. Ständige Verkürzungen der »Halbwertszeit« des Wissens erhöhen den Amortisationsdruck. Und wo noch Wissensbestände überdauern haben, die sich dem entziehen, wird ihre »anwendungsbezogene« Ausrichtung empfohlen, etwa die Orientierung der Germanistik »auf neue Aufgabenbereiche wie Kommunikationstraining und Managementphilosophie« (FAZ, 24.9.88). In derselben Zeitung wird freilich auch vor einer zu engen Ausrichtung »auf den Nutzen« gewarnt: »Sicher müssen die Landesregierungen darauf achten, daß die Hochschulen nicht am Bedarf vorbei arbeiten. Aber es wäre falsch, wenn man es allein den Marxisten überließe, Wilhelm von Humboldts Ideal von der zweckfreien Universität zu beschwören. Diese Utopie muß ein Stachel bleiben.« (FAZ, 2.12.88)

Man kann — wie Klaus Heinrich es tut — die Versuche für gescheitert halten, den Universitäten die Aufgabe abzuverlangen, einer zu »erneuernden Gesellschaft das Bewußtsein ihrer selbst zu geben«, »so daß deren demokratischer und dieser ihr szientifischer Fortschritt letztlich einer sind«. Die Konsequenz wäre, die Erwartung einer kritischen geistigen Institution Universität aufzugeben. Die Entfesselung neuer geistiger, kultureller, politischer Energien in der wissenschaftlichen Arbeit kann und muß auch in anderen als universitären, in alternativen, selbstorganisierten Formen vorangetrieben werden (dazu Wolfgang Nitsch). Zugleich darf die Institution Universität als Betrieb, in dem es um die Produktion von Wissen, um die Dienstleistung Ausbildung, also auch um die Qualität von Produkt und Dienstleistung und um die Definitionsmacht der Kriterien dieser Qualität geht, in keiner Weise aufgegeben werden. Wie in jedem Betrieb wird auch in diesem Personal- und Organisationspolitik (»Strukturplanung«) übermächtig vom Management bestimmt. Dies zu ändern, ist eine noch ungelöste Aufgabe. Der Preis für die Anstrengung ihrer Bearbeitung: der Marsch durch die Institution verstrickt in sie. Der Kampf um Mitbestimmung, um den Gebrauchswert des Wissens trägt auch zur Stabilität der Institution bei. Handlungsfähigkeit ist ohne den Widerspruch nicht zu haben.

Entwicklungsbestimmend für die gegenwärtige Hochschulpolitik — Eberhard Lämmert macht darauf aufmerksam — ist die massive Gewichtsverlagerung zu den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern: Hier werden Planstellen und

Finanzmittel konzentriert, zu Lasten der Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Vorgang entspricht der Technisierung des Sozialen im gesellschaftlichen Maßstab. Damit sich auseinanderzusetzen, sind die Hochschulen durchaus der richtige Ort. Daß Ingenieure lernen, ihr Handeln in gesellschaftlich-ökologischen Dimensionen zu verantworten, daß Geistes- und Sozialwissenschaftler lernen, technische Wirkzusammenhänge jenseits von Faszination und Katastrophenangst zu begreifen, ist für das Überleben dieser Welt von erheblicher Bedeutung. Das verlangt, gegen die traditionelle Zerfallenheit und Kommunikationslosigkeit zwischen den technik- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen anzugehen. In den Hochschulen dominiert bislang die Reduktion ihrer wechselseitigen Verklammerung auf randständige Berührungen: Humanistische Grund- und Begleitstudien sind an vielen Technischen Universitäten im Laufe der Jahre zu einer beliebigen und folgenlosen Ansammlung mehr oder weniger edler Wissensstoffe und damit obsolet geworden. Umgekehrt haben natur- und technikwissenschaftliche Denkformen kaum je einen bewußten und produktiven Eingang in die Geistes- und Sozialwissenschaften gefunden. Integration von Technik- und Sozialwissenschaften, die in der Tat in universitäre Strukturen und Fächerschneidungen eingreifen müßte, heißt nicht bloße Addition. Wenn Ingenieur- und Sozialwissenschaftler zusammenkommen, ist das nicht ein Problem des Zusammenbindens dessen, was dem jeweils anderen fehlt, sondern des Zusammenpralls heterogener Welten. Die unaufhebbaren Brüche und Spannungen zwischen unterschiedlichen und zueinander sperrigen Rationalitäten des Handelns und Wissens müssen — auch an den Hochschulen — bearbeitbar gemacht werden.

So gelassen die Bürokratie sich geben mag, der Protest hat die StudentInnen selbst überrascht. Wer hätte mit einer solchen Breite und Massenhaftigkeit des Widerstands gerechnet? Kein Fachbereich ist ausgenommen; nicht bloß StudentInnen der Sozial- und Geisteswissenschaften tragen ihn, ebenso die der Medizin, der Natur- und Ingenieurwissenschaften. Und der hieraus gewonnenen Kraft verdankt es sich, daß etwa an der FU Berlin das Kuratorium wesentliche Teile des Strukturplan-Diktats zurückgenommen hat. — Mancherorts fügt sich der Protest in die Postmoderne mit ihrer Ideologie des *anything goes* und all ihren Abschieden: vom Klassenkampf, von Geschichte, Utopie, Kritik. Die von Sozialismus reden, werden noch zum Schweigen gebracht. Aufrichtig ist (in den Forderungen der StudentInnen der FU) vom »beabsichtigten emanzipatorischen Charakter unserer Bewegung« die Rede. Vieles beschränkt sich noch auf symbolische Handlungen, aber es sind antagonistische: aus der Freien wird die Befreite Universität, aus der Universität Hamburg die Klaus-Störtebecker-Universität. Gegen eine Wissenschaft, die Kapital und Staat zwangsverpflichtet ist, wird die »Herstellung der Autonomie der Universität zum Zweck einer problemorientierten sowie konfliktbereiten Wissenschaft losgelöst von den Verwertungsinteressen der Wirtschaft und des Militärs« gefordert. Die Artikulationen enthalten auch ihre ideologischen Fallen, wenn von »Wirtschaft« statt von Kapital oder von »ökonomischem Nutzen« statt von Profit geredet und damit das Nutzendenken verabschiedet wird. Die Forderungen der StudentInnen weisen über das, was unmittelbar mit Geld zu befriedigen ist — Schaffung von Wohnraum, mehr Finanz-, Sachmittel und Stellen —, hinaus: u.a. weitgehende Mitbestimmung, Frauen- und feministische Forschung, 50prozentige

Quotierung der Lehrkräfte, Faschismusforschung, Kritik und Kontrolle der gesellschaftlichen Folgen der Hochtechnologien (Gen-, Nuklear- und Rüstungsforschung).

Offen ist, ob all die Forderungen in handfeste Politik umgesetzt werden können. Denn noch ist es allenfalls in Anfängen eine *soziale* und *politische* Bewegung. Ihre Hauptarbeit ist auf sie selbst gerichtet. Und diese Tatsache hält neben derjenigen, daß die meisten unmittelbaren Mißstände noch nicht beseitigt sind, den Protest in Gang und erzeugt seine Grenzen. Enorme Produktivkräfte werden freigesetzt. Dazu müssen Fesseln abgestreift und selbstbestimmte Handlungsräume erobert werden (der internationale Streikkongreß UNiMUT vom 6. bis 8. Januar 1989 hatte den Titel »Alternativen gegen Fremdbestimmung«). Es gibt eine neue Lust zu lernen in sogenannten »autonomen Seminaren«. Vereinzelung wird aufgebrochen. StudentInnen entdecken die Kommunikation. Sie arbeiten an einer universitären Öffentlichkeit mit alten und neuen Kulturmitteln: täglich erscheinende Streikzeitungen, Telefonnetze, Radio, Videozeitung, Mailboxen. — Studentische Erfahrungen im Streik: fast nichts, was sie zuvor an der Uni gelernt hatten, konnten sie fruchtbar machen bei der Selbstorganisation des Wissens und der Selbstverständigung über ihr Tun. Das verunsichert, was nur wenige durch Großsprech zu kompensieren suchen, und gibt zugleich einer neuen Philosophie des Fragens eine Chance. Längst Abgeschriebenes (wie es für die meisten der Marxismus ist) könnte auf neue Weise gefragt sein.

Doch die Entfesselung erzeugt auch ihre eigenen Fesseln. Ein vielfältiges Gewirr von Stimmen, eher Stimmungen denn begriffliche Konzepte, eine breite theoretische Basis ist nicht vorzufinden. »Eine dissidente Kultur, richtungslos, aber nicht beliebig?«, so die affirmative Frage eines *Autonomen Seminars Dissenspraxis* in der TAZ (13.1.89). Aus der Not hat sich (in West-Berlin) eine basisdemokratische Struktur herausgebildet, die die immanente Zirkulation von Ideen und Positionen beschleunigte und kurzfristig hegemoniale Effekte erzielte. Die Bewegung hat keine führenden Köpfe; diese würden den Zusammenhang zerstören. Alles scheint an- und einbaubar. Und auch die große Verweigerung ist notwendig für die Selbstbesinnung, um die Überraschungseffekte des Protests aufzuarbeiten. Wenn aber aus all dem mehr als eine neue Ideologie werden soll, dann darf die eroberte Dimension des Kulturellen, des Selbstzweckhaften, nicht durch die Absage an die Perspektiven ihres Gesellschaftlichwerdens konstituiert sein. Die Autonomie führte dann ins gesellschaftliche Abseits, zur Abkapselung. Deshalb müssen Verbindungen zu anderen sozialen Kräften und Bewegungen gesucht werden. Bisher geschieht dies zur Frauenbewegung. Nicht umsonst sind die Frauen die eigentlich tragenden und vorantreibenden Kräfte dieses Protests, zum ersten Mal in der Geschichte der StudentInnenbewegung. Der Polizeieinsatz in West-Berlin gegen blockierende StudentInnen, bei dem Frauen die bevorzugten Objekte der Schlagstöcke waren, bestätigte dies noch einmal auf brutale Weise: Der Mann-Mensch als PolizistIn knüppelte auf Frauen als Nicht-Menschen. — Werden die StudentInnen ihre Not an der Uni auf lange Sicht bekämpfen? Ein erster Ansatz wäre, den Begriff der gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit von unten in der Perspektive einer solidarischen Gesellschaft ins Zentrum ihrer dezentralen Proteststruktur und ihrer Theoriearbeit, ihres zukünftigen Studiums zu rücken. W.v.T./T.W.

Wissenschaftlicher Feminismus



Perspektivische politische Handlungsfähigkeit erfordert nicht nur das Einbringen weiblicher Erfahrungsdimensionen, sondern auch ihre Übersetzung in politische Artikulation und neue Formen kultureller Handlungsfähigkeit.

Um Bausteine für eine revolutionäre feministische Realpolitik zu gewinnen, untersuchten wir: Rosa Luxemburg und die Frauen/Vom Mit-Opfer zur Selbsttäterin/Fraueninteressen — Durchsetzungsstrategien/Politische Diskurse um Verantwortung/Weiblicher Masochismus und die Verantwortung von Frauen/Frauen und Berufsverbote/Arbeitsbeziehungen und Mikroelektronik. Ein Literaturbericht zu »Frauen und Politik« beschließt den Band.

DM 18,50/15,50 für Studierende

Küche und Staat

Politik der Frauen

Frigga Haug/Kornelia Hauser

(Hg.)

»Wenn die Frauen sich länger mit privater Verantwortung bescheiden und öffentliche an Spezialisten delegieren, handeln sie unverantwortlich«, schreibt Irmitraut Morgner (*Amanda*).

Doch können diese Grenzen nicht umstandslos überschritten werden. Die Erfahrungen und Sichtweisen, die die Frauen erworben haben, sind oft Hoffnung und Verhinderung zugleich. In ihren Wünschen und Widerständen sorgen sie auf eine Weise für sich und andere, die allzu schnell an die Grenzen individueller Handlungsfähigkeiten stößt und doch den Blick aufs Ganze versperrt.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Günther Anders

Der Ruhm

»Sei nicht so hochmütig!« sprach der Sophist Meno zu seinem berühmteren Kollegen Aristoboulos. »So ausdrücklich auf die Reputation, die du dir erworben hast, zu pfeifen und zu erklären, daß du den Ruhm, den du genießt, nicht genießt, das ist doch reine Protzerei. Durch diese Wurschtigkeitserklärung willst du dich doch bloß noch berühmter machen!«

»Was für ein Trick!« widersprach da A. verärgert.

»Auf diese Weise kann man jede Verneinung in eine Bejahung umfälschen. Wenn nicht du die Sache in die Hand nimmst und meine Wurschtigkeit dem sogenannten 'Ruhm' gegenüber ausposaunist — ich selbst tue das ja nicht —, dann wird das, was du so fürchtest, nicht eintreten, dann werde ich nicht noch berühmter werden! Im übrigen: wo wäre ich denn schon berühmt?«

»Wäre! Überall bist du berühmt!« Und empört: »In ganz Hellas!«

»Ach! Und wo ist ganz Hellas berühmt? In Asien? Bei den Fischen in den Meeren? Auf dem Mond?«

Was Meno daraufhin murmelte, war kaum zu verstehen.

»Kurz und gut: in einem Lande berühmt zu sein, das selbst nirgendwo Ruhm genießt, nein, das anderswo, auf dem Meeresgrunde oder auf dem Mond sogar völlig unbekannt ist — nein, so bescheiden bin ich nun doch nicht!«

Als Meno auch das wieder bezweifelte und einwandte, dieses Argument ziele ebenfalls auf die Vergrößerung seines Ruhmes ab — ein anderes Motiv konnte er sich offenbar nicht vorstellen —, da gab A. die Fortsetzung des Gesprächs auf.

Von ihm weiß man in der Tat mittlerweile gar nichts mehr — außer, daß er ein sehr berühmter Mann ist oder auch nur einmal gewesen ist. Warum oder wofür er berühmt geblieben, oder ohne es zu bleiben, auch nur gewesen ist, das ist längst vergessen, sofern es jemals überhaupt bekannt gewesen sein sollte. Aber welchem Ruhm wäre es vor seinem endgültigen Versiegen anders gegangen?

für erich fried im september 83

T sagt mir du könntest bald nicht mehr gehen
ich kann das nicht glauben

Als ich dich zum erstenmal traf
auf dem winterfeldtplatz in berlin
als der herr haig die stadt heimsuchte
sprachen wir von seiner sauberkeit
alles ganz clean weißt du noch
diese art tod geht auf zwei beinen

Ich möchte dich wiedersehn dacht ich
in einem londoner park
wir würden eine bank in der sonne suchen
und uns erzählen wies war in wien und in köln
als wir die klugen kinder waren weißt du noch
wir würden viel lachen hab ich mir vorgestellt
nur daß die beine nicht mitlachen
will mir nicht in den kopf

Wie kommen wir dann in den park
und von den uns heimsuchenden herren frei
wenn du nicht mehr humpeln kannst
da brauchen wir noch viel mehr freunde
da werden wir kluge traurige kinder sein
und über die zweibeiner lachen
und du wirst sehen es geht

Dorothee Sölle

Dorothee Sölle

Zum Tode Erich Frieds

»Erich ist tot«, sagten mir die Frankfurter Freunde Frieder und Sabine Stichler am Abend des 22. November. Sie, in deren Haus er blieb, wenn er in Frankfurt war, haben mich an diesem langen Sterben teilnehmen lassen. Katrin, die kleine Tochter, sagte: »Mama, in der Schule sag' ich einfach, mein Opa liegt im Sterben, das ist einfacher so.« Sie scheute sich, von dem berühmten Schriftsteller zu reden, aber ein wenig ging es uns allen so. Er war auf Grund seiner Offenheit, seinem absoluten Nichtrespekt der Grenze zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen für ganz viele Menschen ein Familienmitglied, das dazugehört, sich für alles interessiert, ein Mann zum Lachen und Weinen, auch das öffentlich, zum Flirten und Lieben, ein Mann für alle Jahreszeiten mit dieser unwahrscheinlichen Begabung zur Freundschaft, zur ungeteilten Aufmerksamkeit, zur Zuwendung, zum Jetzt.

Ich erinnere mich an die Autofahrt vom Düsseldorfer Kirchentag (1985) zu einer Veranstaltung der Stadtbücherei in Rüsselsheim, ich fragte Erich nach seiner Begegnung mit dem jungen Neonazi Michael Kühnen. Er berichtete genau und mit großer Anteilnahme, fast als wundere er sich über sich selber, von diesem Treffen. Bei einer Fernsehsendung begann das Gespräch mit der Frage, wie denn ein Neonazi wohl sei, und er, Erich, habe gesagt, der spielt vielleicht Fußball, der geht arbeiten, der verliebt sich. Er versuchte also nur das zu tun, was er wohl als Schriftsteller immer wieder versucht hat: die Erlösung aus dem Klischee, die Wiedervermenschlichung derer, die wir hassen müssen. Kühnen bat Erich Fried daraufhin, ihn doch im Gefängnis zu besuchen. Das tut der damals schon todkranke Dichter, er bietet dem Jungen das Du an. Auf die Behauptung Kühnens, die Sache mit den sechs Millionen könne nicht stimmen, hat Erich Fried nicht mit Empörung und nicht mit Statistik reagiert, sondern ganz anders. Er hat dem jungen Mann von seiner Großmutter erzählt, die in Wien lebte, nach Theresienstadt kam und nicht zurückkehrte. Ich vermute, Erich hat dem Michael Kühnen erklärt, daß er seine Großmutter liebte, so wie er das seinen Lesern in Prosa und Gedichten getan hat. (Nicht in »Gedachten«, lieber Wolf Biermann und Herr Reich-Ranicki, ihr habt in euren Herren-Allüren in *taz* und *FAZ* die Großmutter übersehen!) Diese Aufklärungsgeschichte zwischen einem alten Antifaschisten und einem jungen Neonazi hat seltsame Züge. Wie konnte ein so scharfsinniger Kopf wie Erich Fried idealistisch und blind auf die Vernunftfähigkeit, die Menschlichkeit eines Verblendeten setzen? Aber vielleicht ist »aufklären« das zu schwache Wort für Frieds Tätigkeit, er hat ja, indem er entschuldigte, einem gar den Hitler aus seiner brutalen Kindheit erklärte, mehr gewollt, es ging ihm darum, den Menschen zum Erbarmen mit sich selber zu verhelfen, sie zu bekehren. Theologisch ausgedrückt, ich kenne kaum einen Menschen, der so klar zwischen der Sünde und dem Sünder unterschied, und wenn er die Sünde haßte, so war er doch fast unfähig, den Sünder zu hassen. Vielleicht war dieser unverbesserliche Zug das Jüdischste an Erich Fried: von der Teschwa, der Umkehr, lehrt

die jüdische Tradition, daß es keinen Tag und keine Stunde gäbe, in der sie nicht möglich sei.

Im Dezember 1986 haben wir in Wandsbek zu Ehren von Pfarrer Wolfgang Grell ein öffentliches Gespräch geführt über »Feindesliebe in der Klassengesellschaft«. Fulbert Steffensky wurde gefragt: Wie kannst Du Verzicht auf Macht wollen, ohne die Befreiung aufzugeben? Ich wurde gefragt: Wie kannst Du nach dem Reich Gottes trachten, ohne seine Feinde zu hassen? Und Erich Fried wurde gefragt: Wessen Freund kannst Du sein, ohne wessen Feind zu sein? Es war ein guter Abend gegen die »Moral der Drachen« und in der Einübung darin, sich der Gewalt zu schämen; nur waren wir uns alle drei vielleicht zu einig. Am anschließenden Wochenende sprach ich eine Weile mit Erich und erwähnte Ingeborg Drewitz, die wenige Monate zuvor an Krebs gestorben war. Erich sackte in seinem Sessel zusammen und verbarg den Kopf; es war nicht ein Zusammenbruch, aber ein Wegtauchen. Er weinte. Er beneidete Ingeborg, wie sie mit ihrem Krebs umgegangen war. »Das möchte ich noch lernen«, sagte er wiederauftauchend. Sein Bewußtsein des Sterbens ist mir bei noch einer anderen Begegnung unter die Haut gegangen. Erich Fried hatte im November 87 eine Reihe von Schriftstellern, vor allem jüngere, unbekannte, zu einer Lesung in Wiesbaden eingeladen. Er moderierte, führte ein, diskutierte mit. Ich las ein Gedicht vor, das »Nachts um vier« überschrieben ist und mit den Worten »Komm doch zu mir, Engel der Schlaflosen« anfängt. Es endet mit den Zeilen

Und grüß den anderen Engel
deinen dunkleren Bruder

Es entstand eine Pause, weil die Leute, wie ich vermute, den Schluß nicht verstanden haben — außer Erich Fried, der spontan und kräftig klatschte. Einen Augenblick waren wir beide ziemlich allein unter den Gästen mit dem anderen Engel. Damals hab ich Erich Fried zuletzt gesehen, aber es gab noch eine andere Begegnung, die mich sehr glücklich gemacht hat, ein spontaner Telefonanruf vor drei Monaten. »Hier ist Erich Fried in London, ich wollte dir nur sagen, daß du unbedingt weiter Gedichte schreiben sollst.« Ich hatte meine Zweifel an der Gattung des politischen Gedichts — für das viele von uns das meiste von Brecht gelernt haben — ausgesprochen. Wen erreiche ich, was ändert es, mehr zu wissen? hatte ich mich gefragt. Wir plauderten eine Weile ... über den Krebs, seinen kleinen und den großen der Weiterrüstung, über Nicaragua, wozu wir Gedichte brauchen. Auch in diesem Gespräch kämpfte er mit dem Tod, unweinerlich, aber auch öffentlich weinend, voller Angst und mit der täglich neuen Bereitschaft, gegen die Angst anderer und gegen die Angstmacher aufzustehen, ohne Resignation und doch am Ende »jetzt kann ich sterben« sagend. Ein Lehrer, den sich manche junge Menschen aussuchen und sagen: von dir will ich sehen, hören, schmecken, reden lernen. Was? Nun ja, diese ganz unzerstörbare Liebe zum Leben.

Klaus Heinrich

Zur Geistlosigkeit der Universität heute*

Die mir gestellten Fragen: ob »die Universität noch einen im emphatischen Sinne geistigen Auftrag hat«, ob sie gegen staatliche Steuerungs- und Verplanungstendenzen noch »Widerstandskräfte« mobilisieren kann oder ob es nicht eher einen »wahrheitsverpflichteten Abschied von der Idee einer geistigen Einheit der Universität« zu nehmen gilt, lassen eine tiefe, heute weit verbreitete, in allen wissenschaftlichen und politischen Lagern geteilte Skepsis erkennen, und die Wahl des Titels für die folgenden Beobachtungen und Überlegungen — »Zur Geistlosigkeit der Universität heute« — räumt diese Skepsis nicht aus. Vorweg: ich muß diejenigen enttäuschen, die sich von dieser eher betulichen Formulierung im Traktatenstil einen Katalog der Klagen erwarten. Ihn liefert jede Unterhaltung zwischen Universitätsmitgliedern heute, ich brauche ihn an dieser Stelle nicht zu wiederholen. Mir ist es hier um etwas sehr viel Realistischeres zu tun: eine Diagnose, die zwar, wie jede Diagnose, von den Symptomen ausgeht, aber nur, um dann so realistisch zu verfahren wie jener altägyptische Intellektuelle, der vor ca. 3600 Jahren ein chirurgisches Lehrwerk, den heute so genannten Papyrus Smith, verfaßt und jeder seiner Diagnosen einen der drei folgenden Kommentare mitgibt: »Das ist eine Krankheit, die ich heilen werde«/»eine Krankheit, mit der ich kämpfen werde«/»eine Krankheit, die man nicht heilen kann«. Sie sehen, das ist eine Anweisung für die Situation der Krise. Aber zuvor bedarf es einer sorgfältigen Bestandsaufnahme, dazu — in unserem Fall — einer Reihe historischer und geschichtsphilosophischer Reminiszenzen.

Ich beginne mit der Beziehung der Universitätsmitglieder zu ihrer Institution. Was jeden Angehörigen meiner Generation verblüfft, ist die totale Enterotisierung dieser Beziehung. Die Universität ist nicht mehr Haß- und Liebesobjekt, so wie zuletzt noch für die Generation der Studentenbewegung der sechziger Jahre, die ihr unter heftigem Rütteln und Schütteln eine Liebeserklärung machte, die sie als Institution nicht verstand, und sie wird auch nicht mehr mit der Bitterkeit der Unverstandenen verteidigt. Es gibt keine Universitätsutopien mehr, und immer weniger ehemalige Universitätsutopisten werten dies als das Charakteristikum einer Umbruchszeit. Folgerichtig ist die Universität mit ihren Problemen auch dem öffentlichen Interesse abhandengekommen, das über erotische Identifikation mit den Beteiligten viele Jahre lang an dem Scheitern dieser ihrer letzten Liebesbeziehung teilgenommen hatte. Und die Enterotisierung ist so komplett, daß nicht einmal der Rest von Schoßcharakter, den Institutionen sonst bieten, und mütterlicher Nährfunktion, die den Brüsten der Alma mater über Jahrhunderte hinweg verklärend angedichtet worden war, zurückgeblieben ist: seit dem Assistenten- und Dozentenlegen, das die Generation nach der von einer wunder-

* Der Vortrag wurde im Rahmen einer Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft der Westdeutschen Studienberater an der Universität Oldenburg im März 1987 gehalten und als Nr. 8 der »Oldenburger Universitätsreden« im gleichen Jahr veröffentlicht.

baren Stellenvermehrung profitierenden, für ihre Mitwirkung an der technologischen Reform mit Lebenszeitprofessuren belohnten erteilt hat, bietet sie streng durchgeplante Wege in ein berufliches Nichts und Teilzeitjobs. Den geisteswissenschaftlichen Fächern ist fast nichts von geistiger Attraktivität geblieben, auch wenn diese sich zuletzt nur in Beschimpfungen oder Befehdungen äußerte — der enormen Vergrößerung der Institution (als wir 1948 die Freie Universität Berlin in den Westsektoren der Stadt gründeten, stellten wir sie uns bei vollem Ausbau, frühestens in den sechziger Jahren, mit 6000 Studierenden vor, inzwischen faßt sie auf dem Papier 54000 Studenten) korrespondiert der Auszug aus ihr: sei es, daß die Studierenden auf ihren Besuch verzichten, sei es, daß sie sie längst innerlich verlassen haben. Ich fürchte, ich gehe mit der Vermutung nicht fehl, daß hier die Lernenden das Verhältnis der Lehrenden zu ihrer Institution getreulich spiegeln. Was ist der Grund für einen derartigen Exodus?

Das Stichwort der Enterotisierung macht uns auf ein weiteres, das den Titel meiner Überlegungen dirigierende Stichwort aufmerksam: Geist ist ein Triebbegriff, ein zunächst weiblich konzipierter, später männlich okkupierter, von der ruah des Alten Testaments, dem *pneuma* und *spiritus* des Neuen an, bis hin zu Böhmes und Hegels Geistlehre. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in der von mir beschriebenen Atmosphäre den Geist vermissen — er läßt sich einem toten Verhältnis auch nicht implantieren. Die Enterotisierung des Verhältnisses zur Universität ist nur ein anderer Ausdruck für Geistlosigkeit. Natürlich gibt es für das, was wir da vermissen, Ersatz, und daß es sich da um eine Ersatzbefriedigung, richtiger: einen Ersatz für entgangene Befriedigung handelt, sehen wir an den Vorgängen der Fetischisierung, die die Ersatzwahl begleiten. Zwei Fetischpaare vor allem sind es, die der Ministerialbürokratie der Länder und den großen, um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bemühten Gesellschaften vorweisenswert erscheinen: die Forschung und das Forschungsvorhaben, die Planung und die planerische Effizienz.

Nachdem die Figur des Naturforschers mit ihrem altertümlichen Pathos des Sich-Messens mit dem feindselig-verlockenden Partner Natur von einem strikt disziplinär organisierten Wissenschaftsbetrieb abgelöst worden war, trat der Forschungsbegriff eine gänzlich unerwartete Karriere an: sein Gegenstand wurde so unendlich vielfältig und nichtssagend wie die Realität selbst. Statt der Frage: Was machen Sie? könnten Sie auch die andere stellen: Worüber forschen Sie?, und — ich sage es einmal überspitzt — statt sich Gedanken zu machen, was z.B. die Aufgabe einer Universität sein könnte, *wird geforscht*. Jedoch nicht der Vorgang des Forschens selbst verdient Beachtung, sondern ein vermeintliches Vorstadium, in das alle Anstrengungen investiert werden: das Forschungs-*Vorhaben*. Seiner Ausarbeitung wird die gleiche Aufmerksamkeit zugewandt wie der feierlichen Bereitstellung aller Hilfsmittel und Ingredienzien in der mittelalterlichen Alchemistenküche. Jedoch das Wort signalisiert nicht nur einen sprachlichen und häufig auch sachlichen Leerlauf, sondern ein gestörtes Verhältnis zur Zukunft: mit Begriffen, die diese präsentieren, wird sie zugleich verdinglicht und für unerreichbar erklärt. Statt etwas vorzuhaben — was? es könnte ja ein Eingriff in die Aktionen der Selbstzerstörung sein, mit denen wir unsere Gattung weltweit beschäftigt sehen —, werden Vorhaben entworfen und ausgeführt.

Der neue Forschungspositivismus, der Reflexion verdächtig macht, hat eine einzige Kontrollinstanz, die ihm in die Sphäre der vorweg geronnenen Zukunft folgen kann: die Planung, und diese wiederum kennt nur ein einziges Maß der Effizienz — ein Wort, das doch einmal Wirksamkeit bedeutet hatte —: daß sie einhaltbar ist, sich nicht selbst davonläuft und nicht hinter sich selber herhinkt. Planung also als Fortschrittsderivat, das die zeitlichen Schicksale der an einer Universität auf Dauer oder auf Zeit Beschäftigten mit einem größeren Ganzen verbinden soll. Doch nicht das Bewußtsein ihrer selbst, das die Universität der Gesellschaft geben könnte, so daß deren demokratischer und dieser ihr szientifischer Fortschritt letztlich einer sind, steht hier auf dem Spiel, sondern Verweildauer, Semesterwochenstunden, Kapazitäten. Der Eindruck einer Behörde drängt sich auf, die sich unablässig mit sich selbst beschäftigt, und der Narzißmus dieses Planungsspiels, demzufolge massenweise Potemkinsche Dörfer nicht bloß geduldet, sondern gefördert werden, erstickt die Planungsinitiative der empirischen Subjekte ebenso wie jeden Gedanken an Zukunftsplanung. Ich nehme an, Sie haben mit Ihren Studienplänen die gleiche Erfahrung gemacht wie wir: eine gleichsam zeitlose Planung, eine enge Kanonisierung von Stoffen und Methoden für den kleinen Hunger und den kleinen Durst haben für die Entaktualisierung der Stoffe und Methoden gesorgt — denn immer sind es die Ergebnisse von gestern und vorgestern, die als Ergebnis langer Planungsprozeduren festgeschrieben werden. Diese Planung duldet keinen Spannungsbegriff. Aber seien wir realistisch: Planungs- und Forschungsfetischismus könnten sich nicht in dem Maße entfalten, wie sie es heute tun, hätte die Universität noch jene bewußtseinsbildende Aufgabe zu erfüllen, deren Erfüllung oder Nichterfüllung Gegenstand heftigsten Streits, der großen Methodenkämpfe, der politischen Eingriffe in die Universität und immer wieder ihrer Reformierung gewesen war (und offenbar, ich denke da nur an das Schicksal der neuen Universitäten in den sogenannten Entwicklungsländern, anderswo noch heute ist). Was ist geschehen, daß die Universitäten so unwichtig werden konnten, wie sie es heute sind? Was hat sie in nur wenigen Jahren so unpolitisch, so spannungs- und geistlos gemacht?

Ich möchte eine Reihe sich ergänzender Hypothesen aufstellen, die mir zu einer Diagnose unerläßlich erscheinen. Danach erst werden wir sagen können, ob es sich um eine Krankheit handelt, die wir heilen können, oder die wir bekämpfen werden, oder die unheilbar ist. Aber natürlich, wie bei jeder geistigen Erkrankung werden wir auch den Krankheitsbegriff selbst in Zweifel ziehen müssen. Bitte gestatten Sie mir erstmals eine kleine historische Reminiszenz.

Nach jahrhundertelangen Spannungen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, in denen sich gattungsgeschichtlich sehr viel ältere Balancierungsversuche fortsetzten und reproduzierten (ich erinnere nur an die Rolle des Priesterkönigs neben dem Vertreter der politischen Gewalt), brachte die protestantische Reformation einen neuen Typus des Bündnisses von Thron und Altar hervor. Rosenstock-Huessy vor allem, in seinem frühen Buch über die europäischen Revolutionen, hat darauf hingewiesen. Nicht Priester, sondern, entsprechend dem vom Reformator selbst innegehabten Amt, die theologischen Fakultäten wurden zu Geist-Trägern erklärt. Dieser Anspruch ging auf die philosophischen Fakultäten über und, als diese im Gefolge der romantischen Berliner Universitätsreform

nach der Napoleonischen Zäsur eine archaisierende geistige Erneuerung anstrebten, auf die Universität als ganze. Während die Modernität des Preußischen Staates, der selbst keine archaische Legitimation besaß, das Funktionieren als solches war, stellte die Universität erstmals stellvertretend die Sinngebungsfrage und beantwortete sie mit einer lawinenartig anschwellenden, vom Streit der Methoden und Schulen genährten Symbolproduktion. Wir können heute, wo sie diese Rolle eingeübt hat, leicht das realhistorische Motiv bestimmen: Formen der Herrschaft, die um ihres Funktionierens willen die Subjekte selbst ergreifen müssen und diese doch nicht unmittelbar ergreifen können, sind auf eine gleichsam flächendeckende symbolische Vermittlung angewiesen. Insofern bedurfte reale Macht immer der Ergänzung durch symbolische Macht, von der neolithischen Revolution bis heute, und auch die archaisierenden Tendenzen der politischen Romantik folgten einem durchaus zeitgemäßen, durch die Erfahrung mit der Französischen Revolution noch geschärften Appell. Ihm nachzukommen, war wichtiger als die mythologisierende Verbrämung, der zufolge das Verhältnis von Geist und Staat in seiner die Geschlechterspannung einbeziehenden Interpretation beliebig schwankte: zwischen matriarchaler und prophetischer Geistbeschwörung, weiblicher Allegorienbildung zum Schmuck des erhabenen Baus des Vaterlands (schon Kant nennt eine solche Kombination »prächtig«) und dem gelungenen Rollentausch, nach dem ein männlicher Geist die weibliche Heimat beseelt und sie, die sich sonst leicht sperren könnte, z.B. kriegstauglich macht. Nicht verzichtet werden konnte auf die symbolische Erfassung als solche, darum blieb der »Streit der Fakultäten« ein politisches Problem, das ebenso die Legitimation wie die Verbreitung des Machtanspruchs betraf.

Jetzt können wir eine Vermutung aussprechen, die die Plötzlichkeit erklärt, mit der in unserem Land eine verspätete Bonapartisierung des Bildungswesens, also die technologische Reform der Universität in den späten sechziger und siebziger Jahren — ihre Überführung in ein planerisches Polytechnikum, ihre Bürokratisierung zur Behördenuniversität —, erfolgte. Die Universität als Stätte der Symbolproduktion war obsolet geworden, weil wirksamere, d.h. unmittelbar taugliche Instrumente der Erfassung zur Verfügung standen. Ob und welch Geist die empirischen Subjekte erfaßt, konnte damit, aller ängstlichen Beachtung des Kompetenzenlabyrinths der Bürokratie zum Trotz (auch hierin war sie die legitime Nachfolgerin der philosophischen Systeme), zur Privatsache werden. Das ist die geistige Szenerie, wie wir sie heute an Universitäten, dieser stummen Institution, vor uns haben: neben einer ölhäutigen Indifferenz, die privaten Freiraum schützen soll und die sich mit warmherzigen ebenso wie zynischen Umgangsformen verträgt, die jungen und zunehmend auch älteren Pneumatiker mit sektiererischer Tendenz (wen der Sektengeist erfaßt, der springt direkt ins Heil, die Kirche muß die Last ihrer Geschichte mit allen Kontroversen um den rechten Geist weiterschleppen), Heilsgruppen und -grüppchen zu Gast auch in den Hörsälen der Höheren Schulen, Gurus in teils archaisierender, teils moderner geistiger Gewandung und — wie um den nicht mehr aufzubringenden Realwiderstand sinnfällig zu machen — ein in die heimischen ebenso wie die exotischen Kräuter schießendes »Wildes Denken« mit einer neuen Spielart des Egalitätsprinzips: einer alles gleichartig, gleichmäßig illuminierenden Diktion, in einer Hinsicht

allerdings — der apokalyptischen nämlich — sich unterscheidend von den Pansakramentalismen vergangener Generationen. Übrigens hat auch die Friedensbewegung den Mangel an Realwiderstand erfahren müssen: symbolische Aktionen, vorgetragen mit älterem mythologischem und kultischem Inventar — der Schweigesitz auf der eigenen angestammten Erde, »Kette« bilden, die feierliche, den Marsch der Gattung beschwörende Prozession —, erregten die Staatsmacht nicht — wie anders dieses Ausbleiben der großen Emotionen als bei dem vergleichsweise viel bescheideneren Symbolgebrauch auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung. So gesehen, fällt die Diagnose leicht: eine Krankheit, die man nicht heilen kann; ist sie doch der Ausdruck einer realhistorischen Veränderung von noch gar nicht absehbarer Reichweite: der Einführung einer nicht länger der symbolischen Repräsentation bedürftigen flächendeckenden Herrschaftsmacht und Kontrolle.

Aber die Diagnose ist unzureichend. Wir müssen fragen, wo unsere Utopien geblieben sind, wieso mit dem staatlicherseits benötigten symbolisch-repräsentativen Geist auch der kritische Geist, der Widerstandsgeist der Universitäten verschwunden ist, und wir müssen die an spätantike Vorbilder erinnernden pneumatischen Privatisierungstendenzen so symptomatisch nehmen, wie sie sind. Zunächst: was hatten wir uns denn nach diesem Krieg von unseren Universitäten erhofft? Gestatten Sie mir eine Reihe von persönlichen Bemerkungen und Reminiszzenzen.

Die Universitäten nach dem Ersten Weltkrieg, unbesorgt um Geistespräsenz, stilisierten sich als ein Ort gesteigerten geistigen *Lebens* — Wissenschaft und Leben, Universität und Leben hießen die Parolen, Weltanschauungs-Philosophien wurden auf ihre Lebenstauglichkeit hin geprüft und konsumiert, und die fast widerstandslose Gleichschaltung der Universitäten im NS-Staat spielte diesen Anspruch aus und definierte die Universität als den Ort der Geiststrägerschaft (das Wort »Geistträger« ist dem Wort »Hoheitsträger« nachgebildet) für ein neues, scilicet völkisches Leben contra einen zersetzenden, scilicet jüdischen Geist. Die Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg, auch wenn sie einen Schnitt zu machen meinten, traten dieses Erbe an. Was wir uns erhofft hatten, die wir im Winter 1945/46 zu studieren begannen, mit der Utopie eines von Grund auf erneuerten Lebens und äußerstem Mißtrauen gegenüber jeglichem Lebens-Begriff, war eine Universität als Ort der geistigen Präsenz, die vor keinem noch so zersetzenden analytischen Unternehmen zurückschreckt — denn nur in derartigen Unternehmungen sahen wir die Widerstandsfähigkeit des Geistes am Werk. Doch der Gebrauch auch dieses Wortes »Geist« blieb uns suspekt, zumal die Redewendung vom »Ungeist« der Nazizeit, der nunmehr wieder dem Geist der Tradition das Feld zu räumen hätte, die eigene Mitverantwortung verdrängen half. Die große Universitätsreform stand vor der Tür, sie hatte mit einer Reform der Gesellschaft einherzugehen, und den Universitäten fiel die Rolle zu, einer sich erneuernden Gesellschaft das Bewußtsein ihrer selbst zu geben. Diese unsere Hoffnung entpuppte sich schon bald als Fiktion. Auch die Gründung einer freien Universität in den Westsektoren der Stadt Berlin, contra Stalinismus und NS-Reaktion, vermochte daran nichts zu ändern. Allenfalls, daß die Studentenunruhen stärker und nachhaltiger als an westdeutschen Universitäten von dieser Universität ihren

Ausgang nahmen, hatte etwas mit unserer Utopie von damals zu tun. Bitte erinnern Sie sich: es begann mit einem antiautoritären Protest, und er galt den überlebenden Autoritäten, den leibhaftig Nachlebenden des NS, die aus gespenstischen Zwischenwesen wieder zu Fleisch und Blut zurück oder, richtiger, nach vorn gefunden hatten.

Jetzt sehen Sie: wovon ich eingangs sprach, die Enterotisierung des Verhältnisses zur Universität nach der letzten Liebeserklärung, der der Studentenbewegung an sie als eine kritische geistige Institution, läßt sich durchaus auch realistisch deuten. Die Studentenbewegung, mit aller ihr zur Verfügung stehenden symbolischen Energie, hatte ein letztes Mal ein spirituelles Harmonieprinzip durchzudrücken versucht: die Verwirklichung der eigenen Bedürfnisse (Frustration war ja das Stichwort der Zeit), die der Universität als Institution und die der Gesellschaft als ganzer hätten zuletzt ein-und-die-gleiche zu sein. Das war nicht weit entfernt von der Hegelschen Utopie des Geistes, jedenfalls näher ihr als der Marxschen Einsicht in die antagonistischen Interessen der Klassen oder dem Freudschen Modell eines auf Verdrängungen aufruhenden Selbst. Daß der Aufruhr, den jene Studentengeneration in die Universitäten brachte, dem Staat nicht ungelegen kam, ihn vielmehr zur schnelleren Durchsetzung seines technokratischen Reformmodells befähigte, machte symptomatisch einen sehr viel weiter reichenden Zusammenhang klar: das Bedürfnis, sich des Geistes der Universitäten zu versichern, war bereits erloschen. Nicht mehr ein Gegen-Geist, sondern bloß noch die Funktionsstörung, der Sand im Getriebe wurden wahrgenommen — jedenfalls dort, wo nicht erotische Beziehungen zur Alma mater auch den Blick der Reformiertrübten und sie dem Ideal einer demokratischen Erneuerung der Universität, wieder einmal einer von Grund auf, nachjagen ließen. Aber derartige Ideale verflogen schnell oder blieben doch nur als, mit Hegels Wort, der Eigensinn zurück, den der ins Private rückgewendete Anteil des ehemals Allgemeinen, Allgemeinverbindlichen, behauptet. Und auch der große Lärm einer infektiösen Kulturrevolution, an dem *alle* Seiten sich beteiligten: Stadt und Staat nicht minder als die Universität, deren studentischen Protagonisten man ihn zum Vorwurf machte, signalisierte einen alle Beteiligten miteinander verknüpfenden kollektiv-verbindlichen Prozeß. Ich möchte das mit einem Vergleich erläutern. So wie das Traumszenario der Träumer im ausgehenden 19. Jahrhundert die Kleinfamilie, die zur ökonomischen Reproduktion des Lebens nicht mehr benötigt wurde, zum Ort des Ausagierens der zentralen gesellschaftlichen Konflikte machte — dies ja der Realgrund für die großen gesellschaftstheoretischen Entdeckungen Sigmund Freuds —, so machte das gesellschaftliche Szenario der Universitäts-Unruhen diese, deren institutionelle Bedeutung gleichfalls peripher geworden war, zum Ort des Ausagierens eben jenes Schocks, der uns heute erst allmählich zum Bewußtsein kommt: daß es des Geistes zur Erfassung länger nicht bedarf. Daß funktionierende Institutionen geistlos sind, war schon die Lehre, die der Preußische Staat uns erteilt. Aber immerhin war er darum auch der Erbe der Frühromantik, und von deren Geist- und Phantasie- und Ganzheitsträumen, deren er subjektiv zu seiner Durchsetzung ebenso bedurfte wie objektiv des Hoheitsträgers in allen Klassen und Schichten, vom Staatssekretär bis zum Schalterbeamten, lebte noch jener letzte laute Kampf der Geister an der Uni-

versität. Heute finden derartige Kämpfe an ihr nicht mehr statt, freischaffende Elitedenker müssen sich nach einem anderen Forum umsehen, und den lohnabhängigen Denkermassen, Nachfahren des preußischen Denkbeamten, droht mit der Berufs- zugleich Berufungslosigkeit.

Jedoch das verschärft nur unsere Frage: Wo ist die geistige Präsenz geblieben, die wir uns nach dem letzten Krieg erhofften? War das Bedürfnis, an ihr teilzuhaben, geknüpft an den Besuch der Institution Universität? Oder teilten wir es nicht vielmehr mit der Gesellschaft im ganzen, unbeschadet dessen, ob jedes ihrer Mitglieder es derart auszusprechen und zu formulieren wußte? Ich muß noch einmal eine Hypothese bilden, die auszusprechen bitter ist und mir im Raum der Universität besonders schwerfällt. Der Ort der geistigen Präsenz heute ist die alphabetische Massenpresse — Sie sehen, der Kampf der rebellierenden Studenten gegen den Springer-Konzern hatte der einzigen ernstzunehmenden Konkurrenz gegolten —, sie ist das Zerrbild der täglich sich erneuernden Universalität, die eine Universität nicht mehr herzustellen vermag, und hält ihr den Spiegel vor, ähnlich wie, seit der Departementalisierung des Bildungsbegriffs, die Halbbildung der Bildung. Gestatten Sie mir noch einmal eine historische Reminiszenz. Der alte Traum von Geistesgegenwart, den schon die Attribute des christlichen Gottes widerspiegeln: Allgegenwart, Allwissenheit, dazu die Tiefendimension des Triebes in den Aktionen des deus absconditus, die sich mit der Funktion des Weltenrichters wohlverträgt, waren früh schon auf die Figur des europäischen Intellektuellen übergegangen. Seit der Renaissance tritt intellektuelles Urteilsvermögen mit Weltenrichterattitüde auf und Intellektualität als solche mit allen göttlichen Geist-Attributen. Es war schon eine Station in dem szientifischen Ernüchterungsprozeß, der das Ausbleiben des Vernunftreichs begleitet hat und die Figur des Fortschritts der Gattung auf die Figur des szientifischen Fortschreitens bis hin zu den heute von einem ordentlichen Forschungsvorhaben verlangten »Forschungsschritten« reduziert, daß das Vitalsubjekt draußen blieb und das Reflexionssubjekt um seine emotionalen und affektiven Qualitäten — noch einmal: Geist ist ein Triebbegriff, denn er steht für das Lebendige, das eine Richtung hat — beschnitten wurde. Daß damit ein alter menschlicher Traum beschnitten wurde, lehrt der Erfolg der Massenpresse. Wo sonst haben Sie diese Präsenz, in der das Simultané von Ereignis, Kommentar und Urteil, zugleich mit der ihm zukommenden affektiven und moralischen Identifikation, gewissenlos vorgelebt wird? Wie hätte solche Geistesgegenwart, in Reflexion zerlegt und dennoch mit der Hoffnung auf ein Zugleich der Qualitäten, an einem Ort, der gesellschaftliches Bewußtsein *gewissenhaft* bildet, auszusehen? Hätte die Universität ein solcher Ort zu sein vermocht? Wohlgemerkt: Gewissen, *syneidesis*, ist doch diese Wahrnehmung des Getrennten, das eben darum keine Ruhe läßt und nicht zum Schweigen gebracht werden kann, bis es in die Balance der personalen Verfassung ebenso wie der gesellschaftlichen aufgenommen ist. Der Gesellschaft das Bewußtsein ihrer selbst zu geben: diese vornehmste Aufgabe einer Universität, die ich Ihnen zu benennen wußte, ist heute dem allgemeinen Symbolesterben, der institutionellen Geistlosigkeit der Universität zum Opfer gefallen. Aber ist sie darum auch als wissenschaftliche Utopie gestorben?

Ich muß Ihnen ein letztes Mal einen Umweg zumuten, der scheinbar weit

Auseinanderliegendes miteinander verknüpft — die Symptomatik der sektiererischen Pneumatiker heute, die Massenpresse (oder sagen wir ruhig: das Massen-Medium insgesamt inclusive der medialen Atmosphäre des öffentlichen Lebens) und den Gattungsprozeß. Erst danach werden wir jene Form von aktueller »Geisteskrankheit« deutlicher in den Blick bekommen, die wir zwar nicht heilen, aber bekämpfen können — wenn nicht mehr als Institution Universität, so doch in den einzelnen Wissenschaften, den an ihr oder außerhalb ihrer betriebenen. Ich muß, in holzschnittartiger Manier, von psychischen Dispositionen reden, aber jetzt kann ich an Ihnen allen gemeinsame Erfahrungen appellieren.

Wir haben die Faszination der Massenpresse erst nur sehr ungenügend beschrieben, den immer gleichen Inhalt nicht benannt: katastrophische Ereignisse, die in Bild und Schrift von den Schautafeln winken, die, Wahlplakaten gleich, auf öffentlichem Straßenland aufgestellt sind. Katastrophenfaszination in Comics und eigens dafür erfundenen Kinoserien hat das pornographische Genre auf den zweiten Platz verwiesen, soweit es sich nicht selbst mit katastrophischer Faszination behauptet. Es wäre verkehrt, dies abzutun als ein Massenphänomen unter dem Strich — Katastrophenfaszination spricht ebenso aus der Ereignis-Philosophie unserer Tage wie aus der Verwandlung aller nur erdenklichen öffentlichen Zurschaustellungen in Ereignisse und Ereignisketten, von dem halluzinogenen Effekt der in die Straßenfronten eingeblendeten postmodernen Architektur (statt mit der Lebensveränderung, dem großen Ziel der architektonischen Moderne, arbeitet sie mit der Bewußtseinsverrückung) bis zum Kauf-Ereignis im Warenhaus, der psychedelischen Boutique und dem permanenten Festspielrummel unserer Städte. Hier wird, so meine These, eine psychische Disposition gesetzt. Das pneumatische Ereignis, der zu Ereignisketten stilisierte alltägliche Konsum und die Gier, teilzunehmen an den neuesten horrenden Ereignissen auf dieser Welt, sind allesamt Formen der Einübung in die Katastrophe. Hier treffen sich der ordinäre und der exklusive Geist, und so wie Heideggers »Eigentliches Selbstsein« einmal eben die Qualität der Entleerung hatte, die dem allgemeinen Bewußtsein widerfuhr, und unter dem als »uneigentlich« diffamierten »Man« sich die letzten Widerstehensqualitäten der parlamentarischen Demokratie verbargen, so ist heute das ins Jenseits von Enttäuschung und Nichtenttäuschung, also der Dialektik unserer realen Welt, gerückte pneumatische »Ereignis« ein Deckwort für Katastrophe, die in ein Heilsversprechen umgedeutet wird, und der Widerstand dagegen verdampft in den adventistischen Zurüstungen zum Katastrophen-Empfang.

Natürlich ruht dies auf einer sehr viel länger dauernden Bewegung auf. Subjektivität, potentiell die jedes einzelnen Individuums, hatte für Kant noch den Zusammenhang der Welt verbürgt. Aber eben dieser war schon in seinem System fragwürdig geworden, subjektlos war bereits das Funktionieren der Erkenntnis produzierenden Kategorien selbst. Deren Automatismus hatte bereits eine handfeste Entlastungsfunktion, jedoch an einem moralisch verantwortlichen Subjekt wurde festgehalten. Faszination der Subjektivität, spätestens manifest in der den Lebensstrom mit seiner bürokratischen Verarbeitung zur Deckung bringenden Husserlschen Phänomenologie, äußert sich gesellschaftlich erst in den Bewegungen dieses Jahrhunderts, am unverhülltesten in der ohne Beiwort

auftretenden nationalsozialistischen, »der Bewegung«. Immer hatte sich die Annäherung an den gesuchten »anderen« Zustand in Form des Subjekttauschs abgespielt: die Bewegung, der ich mich anschließe, ist die, die nach mir greift — ich will von ihr ergriffen werden. Und abermals ist hinzuzufügen: Heideggers minutiöse Schilderungen des Subjekttauschs in der Figur der »Kehre« treffen, unter der Maske des exquisiten Denk-Ereignisses, die NS-Alltagswirklichkeit. Doch von dem Moment an, wo das Wort »Ereignis« die Bewegungsschilderungen ersetzt, ist eine neue, totalisierende Qualität der Vereinnahmung erreicht, die sich in ihrer philosophischen Präsentation der kategorialen und konditionalen Unüberbietbarkeit rühmt: dies das Signum der letalen Katastrophe.

Aber so wenig sie, sofern sie eintritt, das Eine Große Ereignis wäre, zu dem initiatorische Erwartung sie stilisiert, sondern von qualvoll langem ungleichzeitigem Leiden und Siechtum begleitet wäre, so sehr ist auch ihre Faszination ein Amalgam. Ich benenne drei Konditionen in unserem Land, die dieses Amalgam erzeugen helfen: erstens die nationalistischen, zuletzt nationalsozialistischen Enderwartungen, die sich von der insgeheim angesteuerten Katastrophe in ein jenseitiges Ereignis überhöht und verfestigt haben; zweitens eine uralte apokalyptische Faszination, die der Zentralfigur des christlichen Glaubens und ihrem Sterben aufgebürdet wurde, als das erwartete Weltende nicht eintreten wollte, und die nun in dem »Ereignis des Glaubens« selbst unablässig weitergeschleppt und, zumindest in seiner protestantischen Spielart, eingeebnet werden muß; drittens die in Phantasie und Realität nahegerückte selbstgemachte Katastrophe der Gattung Mensch, die gleichsam domestiziert und eingemeindet wird in den unzähligen initiatorischen Vorwegnahmen — und die schließlich selbst, so wie für zahlreiche Katastrophendenker heute, in einen großen Durchgang umgedeutet werden muß. Daß sie, außer für die Direktbetroffenen, sinnlich nicht mehr erfassbar ist (die Lehre, die uns Tschernobyl erteilt), so wie schon der Knopfdruck nicht mehr sinnlich vermittelbar mit dem, was er auslösen soll, hat ihr eine zusätzliche, geradezu spirituelle Faszination verliehen: die Gegenwart des unsichtbaren Geistes. Ich lasse es bei diesen Hinweisen bewenden und komme zu einer meinen Vortrag abschließenden, zweiteiligen Diagnose.

Erstens: Wenn die vorgetragene Hypothese über Katastrophenfaszination stimmt, so ist deren Analyse und, auf ihr aufbauend, der Versuch, die sie bestimmende psychische Disposition zu verändern, das vorrangige Ziel einer Aufklärung heute. Der Geist dieser Faszination, der eine im übrigen zentral erfassbare und steuerbare Gesellschaft ergriffen hat, kann nicht durch einen anderen verdrängt, sondern muß seinerseits übersetzt und in Widerstand verwandelt werden. Die Institution Universität ist unfähig dazu. Sie hatte dem apokalyptischen Geist einmal selbst eine theologische Heimstatt geboten, dann hatte sie sich seiner Verwandlung in eine Reichsidee und schließlich deren letaler Exekution gefügt. Ihre Erneuerung schließlich als Stätte der Geist-Präsenz war in zwei Anläufen mißglückt, dem der Nachkriegsgeneration und dem der Studentenbewegung. Neue apokalyptische Versuchungen hatten sie gerade in dem Moment getroffen, als der Kampf der Geister an ihr erlosch, weil staatlicherseits »Geist« zur flächendeckenden Repräsentation des Staates nicht mehr benötigt wurde.

Zweitens: Die Frage, ob Wissenschaften noch zum Widerstand befähigt sind,

geht von prinzipiell anderen Voraussetzungen aus. Wissenschaften, anders als die Institution Universität, können auf Reflexion nicht verzichten. Die okzidentale Wissenschaft war niemals das reine Forschungsunternehmen, als das sie heute unter Effizienzgesichtspunkten deklariert und an ihre Käufer gebracht wird. Sie war als ein Unternehmen gegen Angst entstanden — nicht die existenzphilosophische Kategorie »Angst«, die die reale Angst hinter sich verschwinden läßt, sondern ganz banale, materielle und spirituelle, Ängste. Eine mythologisierende Romantik, die heute ihre denkerische Wiederauferstehung feiert, hatte dieses Ziel für flach erklärt. Heute haben wir es, um unseres Überlebens willen, in allen wissenschaftlichen Disziplinen zuerst mit diesem vermeintlich flachen Ziel zu tun. Dabei hat sich der Wissenschaftsbegriff zugleich geschärft und geweitet: geschärft, weil er sich, wie bei Steinzeitmenschen, aufs Überleben konzentriert; geweitet, weil der einzige Singular, der jetzt noch gilt, der der Gattung als ganzer ist. Mit Blick auf ihn bestimmen sich die Gegenstände aller Wissenschaften heute, und: dieser Singular ist an die Stelle des Singulars Universität getreten. Deren dreigeteilte Struktur — verschulte Lehre, in der den Studentenmassen widerfahren soll, was für Massen taugt; behördenartige Selbstverwaltung, die ihre Angehörigen auf Dauer zu Funktionären einer Zentralverwaltung macht, unabhängig von der eigensinnig festgehaltenen hochschulpolitischen Konfliktfassade; Forschung endlich, die an ihr in eben dem Maße gemittelt werden muß, wie sie realiter aus Zweckmäßigkeit- und Kostengründen aus ihr ausgelagert wird — vermag mit diesem Singular nichts anzufangen. Damit ist den Wissenschaften, jeder einzelnen von ihnen, eine ungeheure nichtinstitutionelle Verantwortung zuge wachsen. Wo sie diese wahrnehmen, bilden sie eine — lassen Sie mich diesen sehr altertümlichen theologischen Begriff aufgreifen und ihn in einer das Wort *ecclesia* ersetzenden Paraphrase verwenden — *universitas invisibilis*. Sollte diese einmal sichtbar werden, hat sie es nicht staatlicher Organisation, sondern wissenschaftlicher Initiative zu verdanken. Für die bestehende Großbehörde Universität folgt daraus: ihre Mitglieder sollten sich so benehmen, als stünden sie bereits allein auf weiter Flur (sie tun es, was die altgewohnte Bindung von Institution und Geist betrifft, in der Tat), und sich auf die alten Ziele der Wissenschaftsdemokratie besinnen. An ihnen sollten alle Kompromisse ausgerichtet sein, die wir mit einer toten Institution treffen müssen, die wohl Gehalt und Häuser bietet, aber kein geistiges Echo mehr — nicht einmal dies als das geringste Maß von institutioneller Reflexion heute.

Als der Soziologe Helmut Schelsky nach dem Krieg die Frage stellte: Ist Dauerreflexion institutionalisierbar? und sie verneinte, trat er auf die Seite der reflexionslosen Institution. Sie ist die Kehrseite, das Deckblatt sozusagen, der von mir skizzierten Katastrophenfascination — eines der vielen psychotischen Verhältnisse heute. »Eine Krankheit, mit der ich kämpfen werde«: das können wir heute nicht mehr als Repräsentanten dieser Institution, sondern nur noch als einzelne, der Gattung verantwortliche Wissenschaftler sagen.

Bitte gestatten Sie mir zum Abschluß ein persönliches Wort: Wissenschaftsdemokratie — damit meine ich kein elitäres, sondern ein tendenziell allgemeines, heute eher wieder avantgardistisch zu nennendes Unterfangen. Ich stelle mir vor, daß es bei vielen auf Verständnis stößt, die das Unbehagen an der Institution

Universität — die allgemeine Universitätsverdrossenheit — teilen, auch und gerade unter den Verwaltungsbeamten, in Berlin »andere Dienstkräfte« genannt, an den Hochschulen selbst. Auch sie haben ein Stück ihres Selbstbewußtseins verloren: sie sind um die Mitbestimmung, die ihnen die Universitätsreform versprochen hatte, geprellt, auch sie leiden unter dem rechtsstaatlich bedenklichen Verfahren der Ministerialbürokratie, um kurzfristiger taktischer Vorteile willen die verfassungsartigen Rahmenbestimmungen des Hochschulrechts von Fall zu Fall zu modeln. Und noch einer anderen Gruppe von Universitätsmitgliedern, die heute einen nur sehr ungenügenden Kontakt mit ihrer Alma mater unterhält, könnte die Reflexion der Gattung in den Wissenschaften wieder Anreiz bieten, sich auf diese anders als unter beruflichen Planungs- und Effizienzgesichtspunkten einzulassen — ich meine die Studenten. Ihr Exodus signalisiert, daß sie mehr von ihrer Universität erwarten, als diese ihnen bieten kann.

Das Ende der Universitätsutopie ist beileibe nicht das Ende der Utopien. Ein institutioneller Abschnitt unserer Wissenschaftsgeschichte ist vorbei. Vielleicht gewinnen wir einen klareren Kopf, wenn wir nicht länger den Geist einer Institution zu retten versuchen, sondern uns selbst.

Hinweis auf weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Klaus Heinrich, 1967: Erinnerungen an das Problem einer freien Universität. Argument 43
Herbert Marcuse, 1967: Ziele, Formen und Aussichten der Studentenopposition. Argument 45 und SH 30
Wolfgang Abendroth, 1967: Zum Problem der Rolle der Studenten und der Intellektuellen in den Klassenauseinandersetzungen. Argument 45 und SH 30
Margherita von Brentano, 1971: Wissenschaftspluralismus. Zur Funktion, Genese und Kritik eines Kampfbegriffs. Argument 66 und SH 3
Helmut Gollwitzer, 1976: Studentenbewegung — und was danach? Argument 98 und SH 30
Friedhelm Hase und Karl-Heinz Ladeur, 1978: Das politische Mandat der Studentenschaft. Argument 109
Baber Johansen, 1979: Warum den Fachbereich II verteidigen? Zur Geschichte des Fachbereichs »Philosophie und Sozialwissenschaften« an der Freien Universität Berlin. In: SH 31
Waldhubel, Thomas, 1979: Spontibewegung — Flucht in den Alltag. Argument 113
Bernd Gäbler, 1980: Neue Subjektivität oder alter Privatismus? Kritik an Waldhubel. Argument 120
Michael Daxner, 1981: Die Zerstörung politisierter Wissenschaft. Argument 125
Thomas Waldhubel, 1981: Widersprüche im Studentenleben. Thesen zur Vergesellschaftung an der Hochschule. Argument 127

Argument-Studienhefte

- Margherita von Brentano, 1978: Philosophie — Theoriestreit — Wissenschaftspluralismus. SH 3
BdWi (Hrsg.), 1979: Die NOFU — Rechtskräfte an der Uni. SH 22
Marcuse u.a., 1979: Studentenbewegung — und was danach? SH 30
BdWi u.a. (Hrsg.): Kampf um die Köpfe. Demokratische Hochschulreform und ihre Feinde. SH 31
Projektgruppe Automation und Qualifikation: Bildungsökonomie und Bildungsreform. SH 37
Frauengrundstudium 4: Im Dschungel der Hörsäle. SH 69

Literatur im historischen Prozeß



Die Fremdheit der Sprache

Studien zur Literatur der Moderne
Hrsg. von J. Schütze, H.-U. Treichel und D. Voss

Die »Fremdheit der Sprache« als Produktions- und Erkenntnisbedingung moderner Literatur ist erneut in das Blickfeld der Literatur- und Kulturtheorie getreten. Der Band enthält verschiedene Beiträge zur Erfahrung von Modernität. Die leitende Fragestellung dreht sich darum, inwieweit »Fremdheit der Sprache« konstitutiv geworden ist für die Sprachphilosophie und Literatur der Moderne. Bedingt die Ausbildung eines sprachlichen Krisen- und Mangelbewußtseins und möglicherweise eines sprachlichen Mangels überhaupt erst den »Reichtum« literarischer und ästhetischer Erfahrung der Moderne?

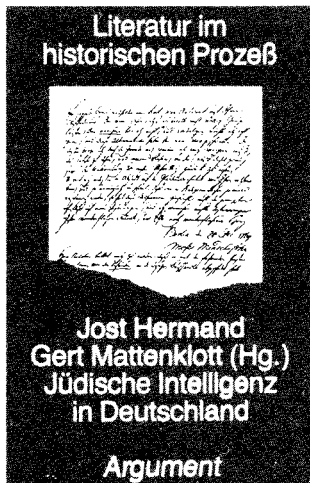
AS 177, LHP 23, ca. 160 Seiten

Jüdische Intelligenz in Deutschland

Hrsg. von Jost Hermand und Gert Mattenklott

In Deutschland haben nie viel mehr als eine halbe Million Juden gelebt. Dennoch gibt es seit dem Mittelalter das »Judenproblem«. Es wird immer dann aktuell, wenn historische Krisensituationen nach einem vermeintlich Schuldigen suchen ließen, dessen Ausgrenzung Besserung verspricht. Von vergleichbar angelegten Sammelbänden unterscheidet diesen die dezidierte Konzentration auf das Verhältnis der aufklärerischen, linksbürgerlich-demokratischen, schließlich sozialistischen Tradition zum Judentum.

AS 157, LHP 19, ca. 160 Seiten



Argument

Wolfgang Nitsch

Vom beamteten Gelehrtentum zum soziokulturellen Dienstleistungsbetrieb

Die Geistes- und Sozialwissenschaften in der Krise*

Krise der Geistes- und Sozialwissenschaften — die Spatzen pfeifen es von den Dächern, aber welche Melodien pfeifen sie? Und wie gliedert sich das immer ausgedehntere Krisengebäude? Versuchen wir von den äußeren, materiellen Bedingungen, dem von der Fassade bröckelnden Putz, zu tieferen gegenstandsbezogenen Problemlagen, in die schlecht beleuchteten Innenräume vorzudringen!

Sollen wir uns lange bei der *bildungs- und forschungsökonomischen* Krise dieser Wissenschaften aufhalten? Bei ihrer stagnierenden oder rückläufigen finanziellen *Förderung* durch Staat und Wirtschaft, bei der Krise in der Versorgung ihrer Absolventen mit *Arbeitsplätzen*, dem darauf beginnenden Zurückgehen der Zahl ihrer *Studierenden*?

Oder sprechen wir *zweitens* über die Krise ihrer *Institutionalisierung*, ihrer Organisations- und Verkehrsformen an staatlichen Hochschulen? Das Scheitern einer demokratischen Organisationsform, die gerade in diesen Fächern eher realisierbar schien als in den mit Industrie und Staatsapparat viel enger verflochtenen Natur- und Technikwissenschaften; oder denken wir bei dem Stichwort Verkehrsformen an die *Bürokratisierung* des Ausbildungsbetriebs, die erneuerte berufsständische *Privilegierung* der Professorenschaft, die Verschärfung der Forschungs- und Karriere-*Marktabhängigkeit* von Mittelbau und Studierenden, die damit hochgezüchtete privatistische *Konkurrenz-Mentalität*?

Oder sprechen wir, *drittens*, auch und besonders von den *inhaltlichen* Krisen der Relevanz und Anerkennung des Wissens und der Methoden dieser Wissenschaften in der Gesellschaft, in denen sich offenbar Krisen ihrer gesellschaftlichen Gegenstandsbereiche verzerrt widerspiegeln? Auch hier geht es wieder um Fragen unterschiedlicher Tiefe und Schärfe:

— Meinen wir damit die Transformation der *Struktur, des Typus ihres Wissens*, das von staatsloyalen »Mandarinern«, den Ordinarien und Geheimräten repräsentiert und an eine kleine Akademiker-Kaste oft unverstanden und verballhornt weitervermittelt wurde, nun von einem modernen, industriegesellschaftlichen Typ eines nicht exklusiven, sondern *inklusive* sozio-technischen *Interventions- und Gestaltungswissens* und eines gehobenen kulturindustriellen *Konsumangebots* verdrängt wird — eines Wissens- und Bildungskonsums, dessen *exklusive Institutionalisierung* und Verbeamtung in Hochschulen und Akademikerkarrieren dann aber zunehmend *fragwürdig* wird, weil es dabei um eine *allgemeine* sozialstaatliche Daseinsvorsorge und Infrastrukturleistung geht, die in allen Lebens- und Arbeitsfeldern »vor Ort« und als permanentes Lernen nachgefragt und angeboten wird?

* Vortrag, gehalten im Januar 1988 an der FU Berlin im Rahmen eines von DGB, GEW und ÖTV veranstalteten Hearings zur Lage der Geistes- und Sozialwissenschaften an den Berliner Hochschulen

- Oder meinen wir mit der inhaltlichen Krise eher die Verdrängung und *Unterdrückung ganz bestimmter* radikalerer Problemstellungen und Lösungsperspektiven, die zum Teil unter dem äußerlichen Schutz der Lehrfreiheit der Mandarine von kritischen Minderheiten und Außenseitern in den Geistes- und Sozialwissenschaften gedacht und veröffentlicht wurden, durch zunehmenden sozialen Druck oder durch die strukturelle *kulturelle Hegemonie* einer Oberschicht in Staat und Wissenschaft, die sich in personeller Kontinuität aus dem Dritten Reich fortpflanzte?
- Oder meinen wir eine noch wesentlich *tiefer* angelegte Krise, ein substantielles, *inhaltliches Versagen* vieler geistes- und sozialwissenschaftlichen Fach- und Theorie-Richtungen vor der gesellschaftlichen Katastrophendynamik und mörderischen Barbarei unseres Zeitalters? Und geht es dabei nur um ein mögliches *Hinterherhinken*, ein vorübergehendes Versagen vor den Anforderungen von Diagnose und Aufklärung beschleunigter gesellschaftlicher Umbrüche und Zerstörungen? Oder besteht die Gefahr einer *objektiv* zunehmenden Intransparenz? — einer *Unerkennbarkeit* der Trends und Zusammenhänge eines entgleisten katastrophischen Welt-Zustandes, wie es vor allem Adorno nach Auschwitz beschworen hat?

I.

Beginnen wir aber mit dem äußeren, *bildungs- und forschungs-ökonomischen* Bild der Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. BdWi 1987, Daxner/Kehm 1985):

1. Die allgemeine Krise der *Ausbildungs- und Arbeitsmärkte*, die diese Disziplin besonders hart trifft, wird sogleich als willkommener Vorwand genutzt, um mit Hinweis auf die Krise der Staatsfinanzen eine grundsätzliche quantitative Gewichtsverlagerung innerhalb des Fächerspektrums durchzusetzen. Sie dienen als *Verfügungsmasse*, aus der neue Schwerpunkte in der Technologieförderung aufgefüllt werden.
2. Damit wird eine *breite Mindestausstattung* und unabdingbare Infrastruktur zur Aufrechterhaltung von Forschung, Nachwuchsförderung, Lehre und Weiterbildung in *allen* geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern und in *allen* Hochschul-Regionen zerstört. Bestimmte Fachgebiete werden künftig nur noch in wenigen Regionen adäquat vertreten sein. Die auf bestimmte Fächer ausgerichteten Lernbereiche, Einrichtungen, Projekte des Kultur- und Wissenschaftslebens in den anderen Regionen werden erheblich *weniger* Impulse von Hochschulwissenschaftlern und Studierenden erfahren. Die *Zentralisierungstendenzen* im Wissenschafts- und Kulturleben werden weiter wachsen. Im internationalen und überregionalen Austausch wird die Position der wenigen großen Ballungszentren weiter gestärkt.
3. Die meisten Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften werden erheblich stärker als bisher zu abhängigen Hilfs- und Service-Disziplinen für bestimmte technologische und wirtschaftliche Schwerpunktbereiche innerhalb und außerhalb der Hochschulen umgeformt, sei es als Technikfolgenabschätzung, Akzeptanzforschung, Analyse von Kultur und Sprachen von Export-Regionen, neue Medien-Forschung.

4. Vorrangig gefördert werden auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften *kapitalintensive*, mit neuen Medien und Datenanlagen verknüpfte Forschungs- und Trainingsschwerpunkte (z.B. ausgehend von staatlichen Computerinvestitionsprogrammen).
5. Für diese Prioritätensetzungen ist es dann auch logisch, daß zwischen geistes- und sozialwissenschaftlichen Instituten und bestimmten Großunternehmen und Wirtschaftsbranchen intensive, aber ungleiche *Kooperations und Austauschprogramme* organisiert werden, auch um die Studierenden schon frühzeitig auf die Verwertung ihrer Kompetenzen in Industrie, Export, Technologiemanagement hinzusteuern. Den Hochschulen werden nicht zuletzt deshalb unabdingbare Ausstattungs- und Personalmittel vom Staat vorenthalten, damit sie in Abhängigkeit von den wiederum staatlich reich subventionierten Großunternehmen und staatlichen Großforschungszentren geraten.
6. Die *Unterausstattung* mit Dauer-Stellen und die *Zerstückelung* der wissenschaftlichen »Personaldecke« in Kurz- und Teilzeit-Verträge führt dazu, daß eine zerstückelte und kurzatmige Drittmittel- und Auftragsforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften total dominiert, was sich auf die Kommunikationsformen und Qualität wissenschaftlicher Arbeit in diesen Disziplinen noch verheerender auswirkt als in den Natur- und Technikwissenschaften.
7. Das damit weiter geschürte Konkurrenz- und Proporz-Denken unter den Wissenschaftlern und die Verschärfung ihrer Verteilungskämpfe verunmöglichen fachübergreifende und problemorientierte Kommunikation und Teamarbeit, wodurch die von staatlichen Ressorts und Großunternehmen organisierten Großprojekte fast das Monopol für multidisziplinäre, problem- und gesellschaftsbezogene Forschung und Ausbildung erhalten.
8. Von der staatlichen Wissenschaftsverwaltung und Hochschulpolitik widerstrebend geduldet und von Hochschulmanagern und Professoren zur Kapazitätsabsicherung *genutzt* wird die Situation, daß das Studium in den Geistes- und Sozialwissenschaften für die große Mehrzahl der Studierenden zu einer Form des *aufgezwungenen kulturellen Konsums* geworden ist, nicht mehr eine Form der *Bildungsinvestition*, der Akkumulation von Bildungskapital für eine Karriere. Allenfalls geht es noch um *soziales Kapital*, z.B. um das know how in prekären ABM- und Teilzeit-Arbeitsmärkten. Die Geistes- und Sozialwissenschaften fungieren hier unwillkürlich und inoffiziell als sozio-kulturelle und sozio-therapeutische Dienstleistung für eine prekäre Suche nach postadoleszenten *Sozialidentitäten*.
9. Der Hinweis auf diese Umfunktionierung des Studiums von der Berufsausbildung oder -vorbildung zum bloßen verlängerten Bildungskonsum als Identitätsmanagement und Sozialkapitalbildung wird wiederum benutzt, um die Absenkung der Sach- und Personalausstattung zu legitimieren oder um den sozialen Druck auf *Studienzeitverkürzung* zu verschärfen.

II.

Die Versuche, die weitere Expansion von noch relativ autonomen Geistes- und Sozialwissenschaften an Hochschulen zu stoppen und diese staatsbürokratischen und kommerziellen Interessen unterzuordnen, sind jedoch auch Ausdruck *tiefer*

liegender Wechselwirkungen zwischen Wissenschaftsentwicklung und der Entwicklung von Alltagswelten und ihren Ideologien.

Sozial- und kulturwissenschaftliches Denken und Wissen ist in einer wenn auch trivialisierten und sozialtechnischen Form in diffuser Weise in fast *alle* gesellschaftlichen Lebensbereiche eingedrungen — auch durch die enorme Steigerung der Zahl der Hochschulabsolventen in den letzten Jahrzehnten. Das hat die Chance, eine Monopolisierung oder Autonomisierung eines akademischen Forschungs- und Bildungsbetriebs gegenüber diesen allgegenwärtigen Formen der »Anwendung« oder Inanspruchnahme solchen Wissens zu wahren, gemindert. Es war naheliegend, daß die jeweiligen Machtgruppen in den gesellschaftlichen Bereichen, die sich dieser Welle von substantieller, technisierter oder auch nur rhetorischer Verwissenschaftlichung konfrontiert sahen, ihre Vorherrschaft auch durch eine *Ausdehnung ihrer Kontrolle* über die *Quellen* des in ihre Sphäre eindringenden neuen Wissens abzusichern begannen (ein spektakuläres Beispiel sind ja die Kämpfe um das Lehrerstudium in West-Berlin gewesen, aber auch die Zerschlagung der einphasigen Modelle von Juristen-, Lehrer- und Sozialarbeiterausbildung). Dabei mag auch eine irrealer *Überschätzung* der »Gefährlichkeit« dieses neuen Wissens mitgespielt haben. Somit sind die Geistes- und Sozialwissenschaften an den Hochschulen auch in dieser Hinsicht paradoxerweise zu *Opfern* und *Objekten ihrer expansiven Wirkung und Diffusion* außerhalb der Hochschulen geworden, obwohl sie trotz aller formellen und marktvermittelten Abhängigkeit von gesellschaftlichen Wirkungsfeldern dennoch einen inhaltlichen Einfluß behalten und zum Teil ausbauen konnten (vgl. Weingart 1983, Daxner/Kehm 1985; Nitsch 1987a, 1987b).

Ein *zweiter* Widerspruch zwischen Wissenschaftsentwicklung und Alltagswelten kommt hinzu: Die Verwissenschaftlichungs- und Technisierungsprozesse, die von den *Naturwissenschaften* ausgehen, stellen einen weitaus *härteren* und intensiveren Eingriff in traditionelle Formen des Alltagslebens und der ideologischen und religiösen Orientierung der Menschen dar als die Wirkungen der Geistes- und Sozialwissenschaften. Dagegen können sich konservative Eliten weitaus weniger durch Assimilation und wechselseitige Durchdringung wehren, zumal da diese Prozesse durch die *Logik kapitalistischer* Vergesellschaftung vorangetrieben werden. Sie können sich hier allenfalls durch eine »*Verschiebung*« oder *Umdeutung* der Problematik absichern: entweder, indem sie sich einer ideologisierten und trivialisierten Geisteswissenschaft bedienen, um einen Teil ihrer traditionellen Werte und Praxisformen rituell und kompensierend zu schützen *oder* um mit ihrer ideologischen Hilfe einen Teil der Kontrolle über die Steuerung dieser Verwissenschaftlichungsprozesse zu erhalten *oder* indem sie sich an *den* Richtungen und Bereichen der Sozial- und Kulturwissenschaften gewissermaßen rächen, die ihrer Auffassung nach diesen Technisierungs- und Verwissenschaftlichungsprozeß in eine *gefährliche*, massendemokratische und sozialemanzipative Richtung hinein verlängern und ausdehnen. Ein *anderer* Flügel der herrschenden Elite in Staat und Wirtschaft wiederum, der sich *neokonservativ* oder *liberal* nennt, neigt eher dazu, sich mit dem Angreifer zu *identifizieren*, d. h. sich mit dem zugespitzten Technologisierungsschub, der auch *ihre* noch klassen- und machtgruppengebundene Herrschaft bedrohen könnte, zu *verbünden*, sich an

seine Spitze zu setzen und dafür mit mythologisierten geistes- und sozialwissenschaftlichen Konstrukten eine Legitimationsideologie zu liefern, um sich so als eine Art *post-modernes Ersatz-Mandarinentum* anzubieten (vgl. die Akademiegründung in West-Berlin, 1985; Dubiel u.a. 1986; Daxner/Kehm; Kuhlmann 1987; Heinrich in diesem Heft).

Von Ulrich Beck (1986) stammt der Vorschlag, diese Zusammenhänge unter dem suggestiven Stichwort »*reflexive Verwissenschaftlichung*« oder »Sekundärverwissenschaftlichung« zu analysieren. Ich halte diese Formel für eine Beschönigung oder für Zweckoptimismus im Rahmen einer Vermarktungsstrategie für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Die wenigen Ansätze zu einer reflexiven Selbst-Erforschung und Verwissenschaftlichung auf höherem Niveau werden sowohl durch recht primitive, aber wirksame Machterhaltungstechniken in Staat, Wirtschaft und Wissenschaftsgroßbetrieb selber als auch durch eine *Selbstmythologisierung* und *Selbstimmunisierung* der Sozial- und Kulturwissenschaftler gegen ihre konsequente Selbst-Erforschung gebrochen. Bei stilprägenden *Persönlichkeiten* wie Odo Marquard, Lübbe, Stürmer, Nolte wird die Selbst-Thematisierung gar zur Selbst-Ausschaltung als klar denkender Wissenschaftler. Zurück bleibt der Plausibilitäten- und Mythen-Erzähler, der Entertainer des Common Sense, der sich, sei es mit dem »kämpfenden Ostheer«, sei es mit dem von der »asiatischen Gefahr« verängstigten Hitler identifiziert. Demgegenüber ist das Alternativangebot, sich mit der »tanzenden Göttin« oder dem »Tao der Physik« zu identifizieren, zwar sympathischer, aber nicht selbst-reflexiver (vgl. Kuhlmann 1987; Lämmert 1988; Haug 1987; Türcke 1987/1988).

III.

Die Krise der Geistes- und Sozialwissenschaften, so lautet meine *Hauptthese*, ist primär *nicht* eine ihrer sozialen Organisationen, ihrer zu geringen materiellen Förderung oder einer ungerechten Verteilung von Chancen, an ihren Wohltaten, Irrtümern, Folgen und Nebenwirkungen *teilzunehmen* oder gar zu ihren Veranstalter und Verursachern zu werden. Der *Kern* ihrer Krise liegt auch nicht in einer kulturellen und sozialen Hegemonie einer post-faschistischen *Oberschicht* oder gar in den von dieser erteilten offenen und versteckten Berufsverboten, sondern ihr Kern besteht in der wesentlichen Unangemessenheit des gesamten *Habitus und Gestus*, in der Grundhaltung ihrer Teilnehmer und Veranstalter selber, eines Habitus, von dem ich mich und meinesgleichen keineswegs ausnehme, einer Unangemessenheit der personalen, wie immer gesellschaftlich vermittelten Basis unseres Denkens angesichts seiner katastrophischen und barbarischen *Gegenstandswelten*.

Entgegen dem verbreiteten Gerede über die Sinn- und Identitätskrisen der Teilnehmer und Veranstalter dieses geistigen Betriebs scheint *mir* eher das Problem darin zu liegen, daß sie angesichts epochaler Barbarei nur *zu sehr* sich noch *zu identifizieren* wissen, nämlich mit *dem*, was eigentlich der *Angreifer* ist, der sie in ihrem Habitus, ihren sozialen Charaktermasken, gerinnen und frieren läßt, oder der ihnen ihren Arbeits- und Denkplatz zuweist oder vorenthält, mag man diesen Aggressor nun als das Kapital, als den militärisch-industriellen Komplex des Exterminismus, als das »Gehäuse der Hörigkeit« oder als das Patriarchat

analysieren. *Sie* — d.h. auch *wir* — tragen leider noch eher *zu viel* an unverwüstlichen pädagogischen und beruflichen *Schein-Identitäten*, wie Peter Brückner das nannte, vor uns her. Sich auf den latenten Wahn-sinn, die Verzweiflung einer *sokratischen Identität*, eines unerbittlichen lauten öffentlichen Denkens einzulassen, wie er es versuchte, das ist doch in der Regel nicht ihre, unsere Sache. Sie war doch auch seit jeher nur an den Rändern und in Nischen des akademisierten und verstaatlichten Wissenschaftsbetriebes möglich. Sicherlich, gemessen an der Epoche des *Biedermeier* und Vormärz besitzen *wir* ausdifferenziertere, ironisch bis zynisch gebrochene Identitäts-Balancier-Stäbe, mit denen wir aber *nur wenige Zentimeter* über dem Boden Seiltanz üben; aber: gemessen am Zeitalter von Auschwitz, der Gulags, von Hiroshima und Tschernobyl ist das alles eine einzige Obszönität in einer Institution, die in Feiertagsreden radikales kritisches Denken auf der Höhe der Epoche beansprucht.

Noch vor der morbiden Gemütlichkeit des Biedermeier hatten ja Kant und W. von Humboldt gehofft, daß den in ihren pädagogischen und berufsständischen Identitäten erstarrten oberen Fakultäten, die sich mit der Bibel, dem Landrecht, der Medizinalordnung identifizierten und den Kadettenanstalten purer instrumenteller Vernunft in der erneuerten *Philosophischen Fakultät* eine Stätte emanzipativer, *nicht* instrumentell verkürzter Vernunft entgegenstellen ließe, in der sich sokratische mit politischer, polisgemäßer Vernunft im Feuereifer der Reform von Staat und Kultur verbinden könnte. Dies blieb ein *nie* realisierter utopischer Raum, den zu beschwören unsere *liberalen* und den zu mißbrauchen unsere *konservativen* Repräsentations-Gelehrten bis heute nicht müde geworden sind. Die Gelehrten und Studierenden der Philosophischen Fakultät wurden zu ebensolchen Fach- und Berufsmenschen im Gehäuse der Hörigkeit von Staats- und Industriebürokratie wie die Mediziner, Theologen, Juristen und die akademisierten Ingenieure. Sie traten mit ihnen in eine intensive *Osmose und Symbiose*: wurden zu säkularisierten Theologen, intuitiven Rechthabern, selbsternannten Therapeuten und Ingenieuren des Geistigen und Sozialen. Verordneten die *einen so Konkretes* wie Gebete, Strafmaße, Pharmaka, Vermessungen, so verschrieben sie als *ideelle* Heil- und Heils-Mittel alsbald Chauvinismus, Militarismus, Antisemitismus, Sterbehilfe für unwertes Leben, Arbeitslager für Sozialschädlinge, üben sie sich im heiligen Kriegsdienst und Einsatz an der geistigen und sozialen Heimatfront (vgl. Roth 1986; W.F. Haug 1987; Brunkhorst 1987).

Woran wird nun *heute* der »Wert« der Geistes- und Sozialwissenschaften von ihren Arbeitgeber und Wissensnehmern gemessen? Zunehmend *weniger an Gültigkeit und Wahrheitsversprechen* ihres Wissens, sondern an ihrer individuellen und kollektiven psychohygienischen Leistungsfähigkeit, an ihrem Potential an Kompensations-, Identifikations-, Verdrängungs- und Beruhigungsfähigkeit, wie es uns am eindrucksvollsten die Ethnologen und Analytiker G. Devereux, P. Parin, G. Lapassade, Maya Nadig und Mario Erdheim in ihren Studien zur »Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu« vorgehalten haben. Der verwissenschaftlichte sozio-kulturelle Kapital-Einsatz zur Reproduktion unserer hoch-destruktiven Gesellschaftsformation wird immer enormer, die psychopathischen und psychosomatischen Symptome müssen zugedeckt und oberflächlich behandelt werden, die Zwänge zur Herstellung *sozialer Un-*

bewußtheit und *Sprachlosigkeit*, zur *Abwehr* von psycho-sozialen Konflikten und Ängsten werden immer stärker. Auch auf der Meta-Ebene der Experten der Reproduktion des Unbewußten, bei den Forschern und Sozialtechnikern selber, wiederholen sich die gleichen Zwänge. Nicht von *steigender* Selbst-Reflexion des Wissenschaftsbetriebes ist daher zu sprechen, sondern von seiner Flexibilisierung zur *Entstörung* von Reflexivität. *Diskretes Beschweigen* z.B. des Naziregimes und seiner Allgegenwart in der BRD nennt Lübke das. Zumindest tut sich eine immer größer werdende *Schere* auf zwischen wachsender Reflexivitätsentstörung und Amnesie in den Wissenschaften und den überwiegend nur in *theoretischer* Einsicht und *Kritik* sich anmeldenden Stimmen für eine selbst-reflexive Thematisierung.

Wer sich z.B. einmal der Qual unterzogen hat, alle Folgen des *Shoah*-Filmprojekts von Claude Lanzmann (1986) über den Holocaust intensiv auf sich *wirken* zu lassen, wird eher ermessen können, welche Versuche zum Aushalten von Angst, aber auch welche Suche nach Arbeits- und Kommunikationsformen, die sie *mildern* und *teilbar* machen, die Arbeit an einem solchen Projekt radikaler Sozialforschung und Zeitdiagnose erfordert und auslöst, wie sehr sie mit dem Stigma und der Last eines relativen »*sozialen Todes*« verbunden wäre.

Das Beispiel *Shoah*-Film zeigt aber auch, daß es immer noch vorübergehend soziale Orte für solche Projekte *gibt*, sei es in akademischen oder anderen öffentlichen Anstalten. In der Weimarer Republik wurde ein Theodor Lessing noch von der Hochschule gejagt und später ermordet, in der Adenauer-Ära konnte ein Peter Brückner *nicht* Hochschullehrer werden, in der sozialliberalen Ära wurde er es dann, da wurde ihm nur noch der Prozeß gemacht. Nicht gering zu achtende Fortschritte. Aber war sein früher Tod, der sich bald zum sechsten Male jährt, denn ganz zufällig?

In der sogenannten Risiko- und Katastrophen-Gesellschaft wächst die Angst davor, irgendwo subjektiv noch das Risiko einzugehen, durch schonungsloses Erkennen ihres *objektiven* Wahnsinns *selber* wahnsinnig zu werden. Wer aber vom Wahnsinn privat- und staatskapitalistischer *Normalität* schweigen muß, der muß auch vom Faschismus und Stalinismus, die aus dieser Normalität und Gegen-Normalität *hervorwachsen*, schweigen, der muß auch vom alltäglichen Genocid in der Dritten Welt und vom Nuklearen Winter schweigen.

An der organisierten Vermarktung der redseligen und multi-medialen Kaschierung dieses Schweigens haben auch die Geistes- und Sozialwissenschaften an den Hochschulen ihren wenn auch labilen und gefährdeten *Marktanteil*. Das hier vermarktete Entlastungs-, Tröstungs- und Identitätsmanagement-Wissen bedarf auch keiner bürgerlichen Öffentlichkeit mehr, keiner komplexen sozialen Vermittlung, an die gelegentlich und ausnahmsweise oppositionelle universitäre Öffentlichkeitsformen, um 1848, oder 1967, 68 anknüpften. Hier läuft inzwischen alles unmittelbar von Sender zu Empfänger, von PC zu PC, von der Isolierzelle der Produzenten zur Isolierzelle der Konsumenten (mit Rollentausch selbstverständlich!).

IV.

Gibt es noch Handlungsperspektiven? Ideen für alternative Arbeits- und Verkehrsformen für *diejenigen*, die sich dem Sog dieser vorherrschenden Form von Vergesellschaftung der Geistes- und Sozialwissenschaften entziehen wollen?

Auch im Feld dieser Wissenschaften und Studiengänge gibt es durchaus noch Reste einer *Polarität* zwischen dem Vergesellschaftungsdruck durch medien- und kapitalvermittelte *Atomisierung* in einem isolierten Konsumenten- oder Funktionärs-Dasein *einerseits* und *selbstorganisierter Sozialität* in kleinen sozialen Netzen von Forschenden und Studierenden, in subversiver und parasitärer Eigenaktivität, *andererseits*.

Die möglichen Handlungsperspektiven für Lehrende und Studierende in diesen Fächern scheinen zur Zeit *in entgegengesetzte Richtungen* zu weisen. Und falls sie *konsequent* praktiziert werden, führen sie *aus der* tradierten, konventionellen *akademischen Institutionalisierung* in begrenzt sich selbst verwaltenden Hochschul-Fachbereichen und Instituten *heraus: einerseits* in eine noch stärkere *Heteronomie* und in eine *Verschmelzung* (»merger«) mit den jeweils politisch und ökonomisch potenten gesellschaftlichen Institutionen (einschließlich ihrer gemäßigten, reformistischen Oppositionsgruppen), *andererseits* in eine stärkere inhaltliche, aber informelle *Autonomie* kleiner Gruppen, die aber in Konflikt gerät mit den Organisations- und Verkehrsformen des Hochschulbetriebs (vgl. Nitsch 1987b).

Das hieße auf der *einen Seite: Verschmelzung* mit der allgemeinbildenden und beruflichen *Erwachsenenbildung* unter Kontrolle unterschiedlicher kommunal- und parteipolitischer, kirchlicher und kommerzieller Trägerverbände und Verschmelzung mit Forschungs- und Daten-Zentren unter direkter staatlicher und großunternehmerischer Kontrolle (als GmbH- und »an-Institute«, Trainings- oder Forschungskonsortien usw.). Hinzu kämen als Alibi und Kompromiß einige wenige Kooperationsinstitutionen zwischen Hochschulbereichen und Gewerkschaften sowie Organisationen der Ökologie- und Frauenbewegung.

Auf der *anderen Seite* dagegen stünden recht diffuse Ansätze einer *selbstorganisierten* radikaleren und selbst-reflexiven *Intellektualität* unter festgestellten, nur befristet und teilzeitbeschäftigten oder erwerbslosen Sozial- und Kulturwissenschaftler/innen — kristallisiert z.B. um Zeitschriften- und Verlagsprojekte, freie Institute und Bildungszentren, frei vereinbarte kooperative Netze von Fortbildung und Team-Supervision, zum Teil unterstützt über sehr begrenzte alternative Finanzierungsformen (Solidaritätsfonds, Stiftungen, Netzwerke).

Der *Typus* sozialer und kultureller Forschungs- und Theoriearbeit wäre sehr verschieden: im *ersten* Bereich kurzfristige und opportunistische Auftrags- und Legitimationsforschung, angekoppelt an zentralisierte Daten- und Informationsnetze; im *zweiten* Bereich ein Typ qualitativ-tiefenhermeneutischer Forschung und Kultur-Analyse (wie sie insbesondere von Alfred Lorenzer, Thomas Leithäuser, Klaus Ottomeyer, aber auch von bestimmten Projekten feministischer Theorie- und Forschungsarbeit konzipiert werden), der fast ohne Drittmittel für Projektförderung auskommen muß, sich parasitär und selbstausbeuterisch aus der sogenannten »freien Zeit« beamteter, freiberuflicher und erwerbsloser bzw. berufsfremd »jobbender« Intellektueller reproduzieren muß.

Zwischen diesen beiden Polen alternativer Vergesellschaftung von Intelligenz verbleiben aber die sehr personal- und material-intensiven Aufgabenbereiche einführendes und grundlegendes *Fach-Studium*, Erhaltung der Infrastrukturen geistiger Arbeit (Bibliotheken, Verlage, Medien, Räume, Reise- und Tagungskosten) sowie längerfristige und materiell aufwendige *empirische und historische Forschungsprogramme*. Hier wird wohl eine radikale *regionale Schwerpunktbildung* und Zentralisierung auf uns zukommen, die allenfalls durch eine höhere kommunikationstechnologische und personelle *Mobilität* ausgeglichen werden kann. Damit wird aber die finanzielle, organisatorisch-technische und strukturell-inhaltliche *Kontrolle* über diese *Kommunikations-Infrastrukturen*, über den Grad ihrer materiellen und kognitiv-sprachlichen Öffnung oder Abschließung bzw. Segmentierung immer entscheidender. Und es bedarf einer gewissen Mindestzahl von »intermediären Intellektuellen«, sogenannter »Drehpunkt-Personen«, die zwischen den auseinanderdriftenden fachlich-akademischen, kommunikationstechnischen und radikal-intellektuellen Subkulturen überhaupt noch vermitteln können (vgl. Nitsch 1984; 1987a).

Um die Situation an einem *Beispiel-Feld* zu konkretisieren: Für an feministischer Theorie- und Forschungsarbeit engagierte Frauen in den Kulturwissenschaften stellt sich immer schärfer die Alternative, ob sie primär ihre eng begrenzten finanziellen Ressourcen (BAFöG, Zuschüsse der Eltern, Sozialhilfe, Jobs, ABM) darauf verwenden sollen, möglichst viele offizielle Examens-Zertifikate in bürokratisierten Fach-Studiengängen und Praktika zu akkumulieren, um dann im inflationierten Weiterbildungs-, Beratungs- und Kultur-Markt unter der Kontrolle antifeministischer und antiintellektueller Trägerbürokratien ab und zu arbeiten zu dürfen, *oder* ob sie primär ihre Ressourcen darauf konzentrieren, aus dem offiziellen Studienangebot der Hoch- und Fachschulen nur das auszuwählen, was ihren inhaltlichen Erkenntnis- und Praxis-Interessen entspricht und sich mit eigenen Mitteln, aus zum Teil ausbildungsfremden Jobs finanziert, Privatdozentinnen, freiberufliche Therapeutinnen, Supervisorinnen zu gewinnen, mit denen sie ihre kulturellen Forschungs-, Selbsterfahrungs- und Praxis-Vorhaben vorantreiben und reflektieren.

Entscheidend könnte auch werden, daß nach vielen Einschätzungen sensibler Beobachter unseres akademischen Milieus die vorherrschende Form der Vergesellschaftung des Wissens eben nur *kurzfristig* und nicht *wirklich* die individuellen und kollektiven Ängste abbaut, sondern zum Teil gegen *die unbequemen Botten* der schlechten Nachrichten wendet, die als *noch* bedrohlicher als die *objektiven Gefahren* erscheinen. Um so wichtiger wird es, daß sie sichtbar Verkehrs- und Lebensformen praktizieren, die *nicht* als grausam gegen sich selbst, sondern gegen das Grauen empfunden werden können.

Wenn *radikales* Erkennen und (wie Sloterdijk im Anschluß an Adorno formuliert) das intellektuelle *Komponieren des Fremden*, des bislang Unbekannten, nur um den Preis eines relativen sozialen Sterbens der Erkennenden zu erlangen ist, um den Preis der partiellen *Zerstörung* überlebensnotwendiger Abwehr- und Verdrängungsprozesse des einzelnen, und wenn gerade die akademische Wissens- und Methoden-Produktion in den *Dienst* dieser Abwehr und Verdrängung getreten ist, dann bedarf es offenbar außergewöhnlicher neuer *sozialer Erfindungen*,

Lern- und Erfahrungsformen und der Suche nach *lebbar*en Orten *dieses sozialen Sterbens*. Um der notwendigen Erkenntnischance willen aber dürfen dies nicht Ausstiegs- oder Fluchtwege z.B. ins Landleben oder in neue Guru-Klöster sein, *denn die Selbstanalyse der gegenstandsbezogenen und institutionellen Abwehrmechanismen* in den Forschenden *selber ist das zentrale Erkenntnismedium* in bezug auf das Fremde und Angstmachende im Erkenntnisgegenstand! Es geht um die *konkrete* Negation ganz *bestimmter* Abwehr- und Verdrängungsinhalte, nicht um ihre *abstrakte Aufhebung* durch Orts- und Themenwechsel, durch Flucht in das »ganz Andere« (vgl. zur Lippe 1987).

Das hieße, daß nur *inmitten* eines gegenstands- und realitätshaltigen, *wenn auch der Abwehr von tieferer Erkenntnis dienenden* Wissenschafts- oder Therapie-Betriebs und *nicht* in sozialer Isolation von ihm selbst- und gruppen-analytische *Arbeitsbündnisse* möglich werden, so etwas wie Team-Supervision zwischen Feld-Forschern und forschend Lernenden aufgebaut werden kann. Das wäre eine Art aktivierende, eingreifende Ethnographie und *Ethno-Analyse des jeweiligen akademischen und beruflichen Inlandes*, bei dem jenes »soziale Sterben« nicht zur Verstörung und Zerstörung des *Subjekts* und auch nicht zum Verlust des *Gegenstandes* (als Preis für die »Rettung« des Subjekts) führen müßte. Wir könnten dies auch *politische Gemeinwesenarbeit* im akademisch-beruflichen Milieu nennen, durch die störendes, widerständiges neues Verstehen und untersuchendes »Komponieren« eines Unbekannten, Fremden möglich wird: »Komponieren« ganz neuer, nie gehörter »Tonfolgen« deshalb, weil Verstehen eines bedrohlichen Fremden und Unbekannten immer den Verstehenden *und* den Verstandenen verändert, *einander anverwandelt*.

Ich erfahre von durchaus faszinierenden *Projekten* unter kultur- und sozialwissenschaftlich Studierenden, Lehrenden, KünstlerInnen, die auf diesen »Wellenlängen« arbeiten:

- Projekte, die aus der Tradition einer parteilich aktivierenden Sozialforschung im Medium der *Lehrstück-Experimente* Brechts kommen, oder Projekte der »Arbeit an Haltungen«, die von einem politisch reflektierten *Psycho- und Soziodrama* ausgegangen sind (Rainer Steinweg, Klaus Ottomeyer, Hans Martin Ritter, Ingo Scheller, Erhard Wedekind, Reinald Weiß — in West-Berlin, Oldenburg, Hannover, Klagenfurt).
- Die *ethno-psychoanalytischen* Feldforschungen mit ihren Erkenntnis freisetzenden Irritationen und Rückwirkungen auf das akademische Milieu (Erdeheim, Nadig, Parin u.a.).
- Das Ausbildungs- und Forschungsprogramm einer nicht-therapeutischen »*Kultur-Analyse*«, durchaus nach Vorstellungen von Freud, die bislang kaum aufgegriffen wurden, wie es jüngst von Alfred Lorenzer u.a. vorgestellt wurde.
- Forschungs- und Weiterbildungsprojekte einer *sozialwissenschaftlichen Tiefenhermeneutik* mit ersten Versuchen *psycho-sozialer Team-Supervision* in der Sozialforschung (Leithäuser, Volmerg, Horn).
- Und nicht zuletzt eine ganze Reihe von Projekten im Rahmen *feministischer Forschung* und Theoriebildung (Gudrun Schiek in West-Berlin, das Projekt »Frauenformen« von Frigga Haug u.a.).

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W., 1980: Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie. Frankfurt/M.
- Axmacher, Dirk, 1985: Studierfähigkeit und Hochschulstruktur in der Krise. In: Widersprüche, H.15, 55-63
- Axmacher, Dirk, 1987: Über den vergessenen Bildungsauftrag der Hochschule und seine »falsche« Renaissance. Vortrag im Rahmen des Colloquiums »Zur pädagogischen und politischen Arbeit von Heinz-Joachim Heydorn«. Frankfurt/M. (vervielf. Msk.)
- Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- Bonß, Wolfgang, 1983: Empirie und Dechiffrierung von Wirklichkeit. Zur Methodologie bei Adorno. In: Adorno-Konferenz 1983. Frankfurt/M., 201-255
- Brunkhorst, Hauke, 1987: Der Intellektuelle im Land der Mandarine. Frankfurt/M.
- Brunkhorst, Hauke, 1988: Die Unverzichtbarkeit der Utopie. Die Rolle der Intellektuellen in den kulturellen Wenden der Bundesrepublik. In: Frankfurter Rundschau 23.1., ZB3
- Brückner, Peter, 1978: Über Krisen von Identität und Theorie. Konkursbuch, H.1, 39-60
- Brückner, Peter, 1981: Kleine Abhandlung über das Brot des Hochschullehrers: dieser als Esser und Bäcker. In: A.R. Oestmann, K. Ottomeyer (Hrsg.): Zum Beispiel Peter Brückner. Frankfurt/M., 334-342
- Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, 1987: Krise und Zukunft der Hochschule. Denkschrift des BdWi. Marburg
- Daxner, Michael, und Barbara Kehm, 1985: Hochschulen auf dem rechten Weg. Bochum
- Devereux, Georges, 1976: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M.
- Dubiel, Helmut, u.a., 1986: Streitschrift gegen die »Akademie der Wissenschaften zu Berlin«. Ein Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik. Hrsg. von der Alternativen Liste. West-Berlin
- Erdheim, Mario, 1987: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M.
- Grühn, Dieter, u.a. (Hrsg.), 1985: Wider das Krisengerede in den Sozialwissenschaften — oder: Wozu noch Soziologie? Bielefeld
- Haug, Frigga (Hrsg.), 1980-83: Frauenformen. 2 Bde., West-Berlin
- Haug, Wolfgang Fritz, 1987: Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt. Hamburg
- Heinrich, Klaus, 1989: Zur Geistlosigkeit der Universität heute. In diesem Heft
- Heller, Agnes, 1986: Von einer Hermeneutik in den Sozialwissenschaften zu einer Hermeneutik der Sozialwissenschaften. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 38, 425-451
- Horn, Klaus, u.a., 1984: Krankheit, Konflikt und soziale Kontrolle. Eine empirische Untersuchung subjektiver Sinnstrukturen. Opladen
- Kuhlmann, Andreas, 1987: Der Geisteswissenschaftler als Geschichtenerzähler. Über Odo Marquards »Beitrag zur Analyse der Gegenwart«. In: Merkur, 907-913
- Lanzmann, Claude, 1986: Shoah. Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir. Frankfurt/M.
- Lapassade, Georges, 1976: Der Landvermesser oder: Die Universitätsreform findet nicht statt. Ein Soziodrama in fünf Akten. Stuttgart
- Lämmert, Eberhard, 1988: Wem gehört die Geschichte? In: Die Zeit v. 22.1., 36
- Lorenzer, Alfred, 1986: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: H.D. König u.a.: Kultur-Analyse, Frankfurt/M., 11-98
- Marquard, Odo, 1986: Apologie des Zufälligen. Stuttgart
- Nadig, Maya, und Mario Erdheim, 1984: Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu. In: psychosozial 23, 11-27
- Nitsch, Wolfgang, 1982: Interaktions- und Kommunikationsübungen als antizipatorische Erfahrungsproduktion. Oldenburg
- Nitsch, Wolfgang, 1984: Selbsthilfe-Projekte arbeitsloser Lehrer für die Lehrer- und Pädagogen-Fortbildung. In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19, 452-457
- Nitsch, Wolfgang, 1987a: Hochschule und soziale Bewegungen. In: A. Neusel, U. Teichler (Hrsg.): Hochschulentwicklung seit den sechziger Jahren. Weinheim, 347-402
- Nitsch, Wolfgang, 1987b: Akademische Autonomie und bürokratische Kontrolle. In: S. Müller-Rolli (Hrsg.): Das Bildungswesen der Zukunft. Stuttgart, 206-226

- Nitsch, Wolfgang, und Ingo Scheller, 1982: Gemeinsame Arbeit an Haltungen — abschließende Bemerkungen zu einer Form selbstorganisierter Lehrerfortbildung. In: Westermanns Pädagogische Beiträge, H.10, 448-450
- Ottomeyer, Klaus, 1987: Lebensdrama und Gesellschaft. Szenisch-materialistische Psychologie für soziale Arbeit und politische Kultur. Wien
- Parin, Paul, 1983: Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychoanalytische Studien. Frankfurt/M.
- Ritter, Hans Martin, 1986: Das gestische Prinzip bei Bertolt Brecht. Köln
- Roth, Karl Heinz, 1986: Psychosomatische Medizin und »Euthanasie«: Der Fall Viktor von Weizsäcker. In: »1999« Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, H.1, 65-99
- Scheller, Ingo, 1982: Arbeit an Haltungen, oder: Über Versuche, den Kopf wieder auf die Füße zu stellen — Überlegungen zur Funktion des szenischen Spiels. In: R. Scholz, P. Schubert (Hrsg.): Körpererfahrung. Reinbek, 230-253
- Scheller, Ingo, und Rolf Schumacher, 1984: Das Szenische Spiel als Lernform in der Hauptschule. Oldenburg
- Scheller, Ingo, u.a., 1987: Szenische Interpretation: Frank Wedekind, »Frühlingserwachen«. Oldenburg
- Schiek, Gudrun, 1982: Rückeroberung der Subjektivität. Der selbstreflexive Ansatz in der Ausbildung von Sozialwissenschaftlern. Frankfurt/M.
- Sloterdijk, Peter, 1986: Das Andere am Anderen. Zur philosophischen Situation der Alternativbewegung. In: Poiesis. Praktisch-theoretische Wege ästhetischer Selbsterziehung, H.2, 7-19
- Sloterdijk, Peter, 1987: Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung, Ästhetischer Versuch. Frankfurt/M.
- Steinweg, Reiner, Wolfgang Heidefuß und Peter Petsch, 1986: Weil wir ohne Waffen sind. Ein theaterpädagogisches Forschungsprojekt zur politischen Bildung. Nach einem Vorschlag von Bertolt Brecht. Frankfurt/M.
- Türcke, Christoph, 1987: Darüber schweigen sie alle. Tabu und Antinomie in der neuen Debatte über das Dritte Reich. In: Merkur, 762-772
- Türcke, Christoph, 1988: Wie krieg ich mich zu fassen? Über Verlust und Kult der Identität. In: Frankfurter Rundschau 23.1., ZB 2
- Volmerg, Birgit, Ute Volmerg und Thomas Leithäuser, 1983: Kriegsängste und Sicherheitsbedürfnis. Frankfurt/M.
- Volmerg, Birgit, u.a., 1985: Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse. Opladen
- Weingart, Peter, 1983: Verwissenschaftlichung der Gesellschaft — Politisierung der Wissenschaft. In: Zeitschrift für Soziologie, H.3, 225-241
- Weiß, Reinald, 1985: Bühne frei für eine politische Supervision. Experimente mit Psychodrama und Lehrstücktheater. München
- Wedekind, Erhard, 1986: Beziehungsarbeit. Zur Sozialpsychologie pädagogischer und therapeutischer Institutionen. Frankfurt/M.
- Wellendorf, Franz, 1986: Supervision als Institutionsanalyse. In: H. Pühl, W. Schmidbauer (Hrsg.): Supervision und Psychoanalyse. Plädoyer für eine emanzipatorische Reflexion in den helfenden Berufen. München, 157-175
- Zur Lippe, Rudolf, 1987: Sinnenbewußtsein. Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik. Reinbek

Eberhard Lämmert

Verfügungsmasse der Industriegesellschaft

Zum Status der Geistes- und Sozialwissenschaften*

»Die eigentliche Universität«, so schrieb Friedrich Schleiermacher ein Jahr bevor Wilhelm von Humboldt dem preußischen König seine Denkschrift zur Gründung einer neuen Universität vorlegte, sei lediglich in der philosophischen Fakultät enthalten, die anderen Fakultäten würden ohne sie nur als vom Staat gepflegte »Spezialschulen« existieren.¹ Dieser Gedanke verfestigte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Selbstverständlichkeit. Der Berliner Philosoph Adolf Trendelenburg sah schon bald nach der Jahrhundertmitte »in dem lebendigen Einfluß« eines philosophischen Unterrichts »auf die Studierenden der anderen Fakultäten« das wirksamste Gegenmittel gegen den Auseinanderfall der Universität in solche Spezialschulen, und Rudolf Virchow begründete gegen Ende des Jahrhunderts die zukunftsverheißenden Erfolge der Naturwissenschaften gutenteils aus den Leistungen, die »das philosophische Zeitalter« der Universität hervorgebracht hatte.²

Als sich im zerstörten und vom Nationalsozialismus befreiten Berlin 1946 die Technische Hochschule ihren neuen Namen »Technische Universität« gab, war die Gründung einer Humanistischen Fakultät der Schritt, der diesen neuen Namen rechtfertigen sollte. Die Aufgabe dieser Fakultät umriß einer ihrer Mitbegründer, der Anthropologe Hermann Muckermann, aus den Erfahrungen, die er im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gesammelt hatte, kurzerhand dahin, der Student habe sich »beim Fortschreiten seines Fachwissens« vertraut zu machen »mit dem Gedanken, was geschehen könnte und müßte, um das technische Zeitalter so zu lenken, daß unheilvolle Folgen verhütet und segensreiche Folgen erreicht werden können«.³ Nach der neuen Studienordnung sollten alle Ingenieurstudenten zwei Grundsemester mit Studien im klassischen Bereich der alten philosophischen Fakultäten verbringen, ehe sie ihre Fachsemester begannen, und auch dann begleiteten humanistische Wahlfächer das Hauptstudium bis zu einem Fünftel des gesamten Unterrichts.

Diese Konsequenz aus der bitteren Erfahrung mit dem Versagen und dem Mißbrauch des technischen Sachverständes im Nationalsozialismus wurde als »Berliner Modell« einer der Anstöße zur allmählichen Umbenennung der meisten Technischen Hochschulen der Bundesrepublik. Fachwissenschaftlicher Eigensinn und Angst vor dem Überspringen der Studentenrevolte auf ihre technischen Disziplinen hat allerdings die meisten Technischen Universitäten später dazu veranlaßt, den Ausbau geistes- und sozialwissenschaftlicher Grundlagenfächer entweder — wie etwa in Karlsruhe — abzubrechen, oder aber die Landesregierungen haben — wie jetzt in Aachen — Rückschritte gegen das alte Muster hin erzwungen.

* Vortrag, gehalten im Januar 1988 an der FU Berlin im Rahmen eines von DGB, GEW und ÖTV veranstalteten Hearings zur Lage der Geistes- und Sozialwissenschaften an den Berliner Hochschulen

Offenbar bedarf es bitterer politischer Notlagen, um die Einrichtung philosophisch-historischer Studien und die Fundierung der wissenschaftlichen Erkenntnis auf einer geistes- und sozialwissenschaftlichen Grundlage für dringend zu halten. Was den Ruf nach einer Sicherung unveräußerlicher geistiger Werte und die in Ansprachen regierender Politiker immer wieder reklamierte Hoffnung auf Orientierungswissen angeht, scheint die Dringlichkeit heute nicht geringer geworden zu sein. Dennoch werden gleichzeitig, ungerührt um Forschungsintensität und Studentenandrang, die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer um ganze Studiengänge verkürzt, um Hochschullehrer- und Nachwuchsstellen beschnitten und als Stätten eines trostlosen Massenunterrichts verelendet. Die ihnen abgeschöpften Stellen und Mittel werden — oft noch mit dem rechtfertigenden Hinweis, sie blieben ja der Wissenschaft erhalten — als Verfügungsmasse innerhalb der Universität oder über deren Ränder hinaus verschoben, um der Bevölkerung, oder auch nur deren Hauptverdienern, rascher zugute zu kommen. Was hat sich da verändert, da doch Technik und Industrie heute in ungleich größerem Maße als vor vierzig Jahren unser Zusammenleben zugleich bestimmen und bedrohen und deshalb mehr denn je jene Maximen Geltung beanspruchen, nach denen eine humanistische Fakultät das Urteilsvermögen künftiger Ingenieure über die soziale Verwertbarkeit ihrer technischen Erkenntnisse stärken sollte? Gäben darüber hinaus nicht intensive Fremdsprachenstudien und orientierende Angebote aus den Wirtschafts-, Sozial- und Kulturwissenschaften der Vorbereitung auf einen technischen Beruf, aber auch auf ein Richteramt oder eine ärztliche Tätigkeit, erst eine wahrhaft akademische Fundierung, wie es dem Reformers Schleiermacher und seinen Zeitgenossen schon vor mehr als anderthalb Jahrhunderten selbstverständlich schien?

Noch heute begleitet ein allgemeines Kopfnicken jeden Appell in dieser Richtung, aber die Praxis ist weiter als je zuvor hinter diese vormaligen Selbstverständlichkeiten zurückgefallen. Für Ingenieure, und ebenso für die Studierenden anderer Fakultäten, sind geistes- und sozialwissenschaftliche Orientierungen neben ihren vollgepackten Studiengängen eher ein Luxus geworden. Allerdings ist dafür nicht zuletzt auch die Selbstgewißheit verantwortlich, mit der die Geisteswissenschaften sich ihrerseits als etablierte Spezialwissenschaften eingerichtet haben. Mit dem Drahtverhau ihrer eigenen, ehrgeizig hochgezüchteten Fachsprachen versperren sie inzwischen den Zugang zu ihren Gegenständen für die Angehörigen anderer Fakultäten und auch für die Öffentlichkeit kaum weniger als technische Spezialfächer, deren Angehörige sich nur in ihrer eigenen Formelsprache verständigen können. Die Geisteswissenschaften sind vielfach selbst zu »Spezialschulen« geworden. Für einige ihrer Hauptfächer gilt außerdem, daß ein nicht unerheblicher Teil ihrer Kapazitäten gerade in Deutschland, wo auch die Lehrer Beamte sein müssen, noch bis vor kurzem an die spezielle Aufgabe gebunden war, den Lehrerstand auszubilden. Erst seitdem der Lehrerstand vor anderen dazu ausersehen wurde, das Hauptopfer beim Personalabbau der öffentlichen Dienste zu sein, zeigt sich plötzlich, daß Parlamente und Kultusbehörden von den meisten geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern, deren Zuschnitt seit längerem durch die Lehrerbildung bestimmt wurde, andere kulturelle Leistungen kaum mehr erwarten.

Selbst als vor einigen Jahren die Rede von der »Informationsgesellschaft« hof-fähig wurde, profitierten davon zunächst nur die Gestalter und Beschicker des apparativen Zubehörs, die Informatik und die Computerwissenschaft. Den »Diskussionswissenschaften«, denen der Ministerpräsident eines Landes den Namen gab, in dem einst Hegel zur Schule ging, räumten Politiker und Philosophen damals eher die Mission ein, dem technisch nicht versierten Teil der Bevölkerung das fraglose Tun der Techniker und mehr noch die gewinnbringende Produktion von technischem Gerät oder auch die arbeitsplatzsichernde Herstellung von Pharmaprodukten, Videorekordern und Waffen ideologisch bekömmlich zu machen.

Wenn dabei den Geisteswissenschaften als eigenständigen Studienfächern großmütig eingeräumt wird, als »Akzeptanz-« oder, beschönigender gesagt, als »Erklärungswissenschaften« der Bevölkerung die technischen mores beizubringen, dann verwundert es umso mehr, daß daraus nicht die Konsequenz gezogen wird, mindestens auch die Studierenden der technischen Disziplinen, insbesondere diejenigen der neuesten Schlüsseldisziplin Informatik, mit geistes- und sozialwissenschaftlichen Studienanteilen ausdrücklich zu bedenken. Das strikte Gegenteil dazu wird gerade in West-Berlin exerziert: Anstelle einer solchen neuen Verflechtung werden mehr und mehr Institute mit technologischen Aufträgen der Universität als An-Institute außen vorgebaut, und dafür werden die Informationswissenschaft, also gerade die geistes- und sozialwissenschaftliche Ergänzung der Informatik, und andere Bereiche der Soziologie administrativ verkümmert.

Um die gegenwärtige Abwendung der Öffentlichkeit von einer Pflege der Geistes- und Sozialwissenschaften an den Universitäten zu erklären, reichen Hinweise auf finanzielle Notlagen nicht aus. Denn ausgerechnet in den Jahren, in denen Preußen auf den Grund ausgepowert war, und ausgerechnet in den kaum geräumten Trümmern der gewesenen Reichshauptstadt fanden sich rascher als sonst die Mittel zur Errichtung neuer, in ihrem Zentrum philosophisch bzw. geistes- und sozialwissenschaftlich orientierter Reformuniversitäten. Besonders lehrreich für eine Einschätzung der späteren Entwicklung ist es jedoch, die Geschichte der humanistischen Grund- und Begleitstudien an der Technischen Universität in die Epoche des Wirtschaftswunders zu verfolgen. In der Zange von wirtschaftlichem Aufschwung und pragmatischer Verengung der Fachperspektiven schwand die Neigung zu einer grundierenden Reflexion des Fachstudiums bei Professoren wie bei Studenten zunächst dahin. Schließlich gelangten die humanistischen Studien unter den Druck radikaler studentischer Forderungen nach einer zugleich gesellschaftskritischen und berufspraktischen Wissenschaft, und so wurde das humanistische Studium im Juli 1968 mit breiter Senatsmehrheit abgeschafft. Die schon Jahre zuvor von dem Bonner Philosophen und Pädagogen Theodor Litt geforderte Entwicklung philosophischer und gesellschaftlicher Fragestellungen aus der Substanz der einzelnen Fächer, von der damals erneut die Rede war, wurde jedoch auch in der Folgezeit nicht oder nur in einzelnen Glücksfällen geleistet.

Es lohnt, die Gründe für ein solches Mißlingen in Zeiten einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur einen Augenblick lang zu analysieren und nicht der be-

quemen Ausrede zu verfallen, die Turbulenzen der Studentenrevolte hätten das alles unmöglich gemacht. Eine Reihe von Einzelgründen läßt sich rasch zusammenfassen: der Zwang zur Spezialisierung und die Anhäufung von Studienanforderungen sowohl durch die Verzweigung der Disziplinen als auch durch die Vergrößerung des Lehrkörpers; die wachsende Angewiesenheit der rapid verstärkten Studentenjahrgänge auf Förderung nach dem Honnefer Modell mit den dazugehörigen Leistungsprüfungen; die Krise des bisherigen Wissenschaftsbegriffs und die emphatische Forderung nach einer strikt berufszugewandten Universitätsausbildung; schließlich aber auch der eher feiertäglich aufgeäumte Anstrich eines »Studium universale«, das in einer Epoche unerbittlicher Spezialisierungen die Chance eines Rundblicks über den Umkreis aller Wissenschaften vortäuschte. Dies alles zusammengenommen ließ einen geistes- und sozialwissenschaftlichen Studienanteil für die handfest-praktischen und fachberuflich aussichtsreichen Ingenieurstudien entbehrlich oder gar — so die Stimme eines prominenten Mechanik-Professors — als »geistiges‘ und ‘humanistisches‘ Getue« erscheinen.⁴

Ein nicht so offenkundiger, aber triftiger Grund für die wachsende Abstinenz gegenüber einer erkenntniskritischen Reflexion der Natur- und Ingenieurwissenschaften lag jedoch darin, daß die Geistes- und Sozialwissenschaftler im Gros von ihrer eigenen Kulturtradition her auf solche Reflexionen und damit auf eine ihrem Zweck genügende akademische Lehre absolut nicht eingestellt waren. Ein Ethos der Zweckfreiheit philosophischen Denkens, das in der Zeit der preußischen Neugründung zum Schutz der denkerischen Arbeit vor obrigkeitlichem Reglement entwickelt worden war, ließ in seiner nun schon spätzeitlich pervertierten Form den geisteswissenschaftlichen Hochschullehrer mehr als in fast allen Ländern der Welt Thema und Vermittlungsform seiner Lehre nach Willkür bestimmen, so daß selbst erkannte Lücken oder Mängel des humanwissenschaftlichen Angebots praktisch unrevidierbar blieben.

Was hier für das Scheitern eines humanistisch-naturwissenschaftlichen oder humanistisch-ingenieurwissenschaftlichen Studienverbands an Gründen auszumachen ist, gilt in entsprechender Übertragung auch für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Studien dort, wo sie als Hauptfächer betrieben werden. Selbst auf die rabiante und gewiß in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts schon anachronistische Forderung revoltierender Studenten nach einer marxistischen Elementarlehre wußten die gelehrten deutschen Geistes- und Sozialwissenschaftler anno 68 zum großen Teil deshalb nicht anders als mit Entsetzen zu reagieren, weil hundert Jahre Abstinenz der nationalen Kulturtradition und obendrein eine negative Mythisierung aller Klassentheorien sie von der Schule an nie dazu hatte kommen lassen, neben Goethe und Hölderlin und Ranke und Nietzsche auch den Schriftsteller Marx zu lesen.

Die von der Studentenrevolte jäh in den Blick gerückten und hierzulande leidenschaftlich geführten Auseinandersetzungen über die gesellschaftskritische Funktion der Sozialwissenschaften und die Kämpfe für und gegen einen politisierten Wissenschaftsbegriff führten zwar merkwürdigerweise im westlichen Ausland zu einer starken Ausstrahlung der deutschen Sozialwissenschaften auf die *humanities* bzw. die *sciences humaines*; in den ideologischen Graben-

kämpfen der deutschen Universitäten selbst blieben jedoch die Fronten unverändert. So konnte es vorkommen, daß noch Mitte der siebziger Jahre Mitglieder eines Akademischen Senats die Einführung eines neuen Arbeitsgebiets »Sozialisation im Schulalter« zu verhindern suchten in dem Glauben, hier solle die Einführung des Sozialismus in die Schule gelehrt werden. Aber auch die Sozialwissenschaftler selbst waren in diesen Jahren noch allzu sehr mit Grundsatzdebatten und mit der Konstruktion eigener Theoriegebäude beschäftigt, um ihre akademische Lehre für den genauer markierten Gegenstandsbereich natur- oder ingenieurwissenschaftlicher Fächer konkret anwendbar zu machen. Dies in Kürze, um nicht vergessen zu machen, daß die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften bei aller neuen Virulenz selbst bis an den Rand der siebziger Jahre auf konkrete Probleme der Industriegesellschaft in einer noch ungefestigten, postnationalsozialistischen Demokratie ganz ungenügend eingestellt waren. So nur ist auch die merkwürdige Faszination zu erklären, die Carl Schmitt und Arnold Gehlen schon seit den siebziger Jahren auch auf linke Theoretiker ausüben konnten, weil sie die einzigen waren, die schon früh operational unter den Bedingungen der industriellen Produktion und den durch sie begünstigten Herrschaftsstrukturen dachten. Demgegenüber haben selbst Adorno und Horkheimer in ihrer *Dialektik der Aufklärung* den Kulturschock, den die industrielle und darum hochgradig arbeitsteilige Kulturproduktion Hollywoods auf sie ausgeübt hat, mit einem eher klassizistischen Kulturverständnis und darum allein mit einer massiven Kulturkritik beantwortet. Damit haben sie in den deutschsprachigen Humanwissenschaften zwar einen Kometenschweif brillanter Gesellschaftskritik nach sich gezogen, zum Entwurf neuer Handlungsorientierungen aber gerade nicht stimuliert.

Wenn wir nun nicht der melancholischen Auffassung Helmut Schelskys folgen wollen, daß ein Bedürfnis der »modernen industriegesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zivilisation« nach einer Orientierung durch die Geisteswissenschaften kaum mehr vorliege⁵, dürfen die Humanwissenschaften bei einer unerbittlichen Kritik der Massenkultur des Industriezeitalters keineswegs stehen bleiben, sie müssen sich vielmehr, ausgehend von dem Befund, daß die tatsächliche Abhängigkeit der Arbeitswelt wie des Freizeitverhaltens von der technischen Massenproduktion nicht einfach in Luft aufzulösen ist, mit Energie dieser neuen Aufgabe, nämlich der Durchdringung der industriellen Produktion mit neuen zivilisatorischen Maximen stellen. Die mühsamen Versuche, auf Grund eines immerhin existierenden Kooperationsvertrages zwischen der Freien Universität und den Gewerkschaften Forschungs- und Lehrprogramme zur Humanisierung der Arbeitswelt oder zu den Mitbestimmungsformen, die einer gerade auf Selbstverwirklichung pochenden bürgerlichen Demokratie würdig sind, in die Praxis umzusetzen, haben jedoch erkennen lassen, wie wenig nicht nur in der Administration, sondern auch im Lehrkörper der Universität solche konkreten Hauptaufgaben schon aufgegriffen sind.

Allerdings ist nicht zu erwarten, daß diejenigen, die mittlerweile die Universitäten unter der wohltonenden Alliteration »Wissenschaft und Wirtschaft« zu neuen Ufern oder auch nur zu neuen Ausstoßgeschwindigkeiten führen möchten, sich ihrerseits als Hebammen kritisch-selbständiger human- und sozialwissen-

schaftlicher Studien betätigen. Im Gegenteil: Viel ist seit den frühen siebziger Jahren geschehen, um die Arbeitsbedingungen der Geistes- und Sozialwissenschaften so zu verschlechtern, daß die Sorge um die Verteidigung ihrer notwendigen Ressourcen ihnen selbst den Atem zur Entwicklung utopiehaltiger und damit sozialetisch regulativer Studien- und Forschungsprojekte weithin genommen hat. Und dies war wohl auch beabsichtigt, wenn man die Neuverteilung der Wissenschafts-Ressourcen an außeruniversitäre Akademien, Institute und Projekte mit der Lage vergleicht, in der das Aushöhlungsprogramm der letzten Jahre das Gros der Geistes- und Sozialwissenschaften zurückgelassen hat. Nachdem einer der Vizepräsidenten der Freien Universität Berlin schon vor anderthalb Jahren die Regierungsfraktionen des Abgeordnetenhauses darum bitten mußte, die Geisteswissenschaften in Berlin »nicht über die Maßen verkommen zu lassen«⁶, ist eine Besichtigung der inzwischen schon entstandenen Ruinenlandschaft von einigem Interesse selbst für diejenigen, die von den Geisteswissenschaften immerhin noch Hilfsdienste zur Wiederherstellung von Identifikationsmustern mit dieser unserer Republik erwarten.

Werfen wir zuerst den Blick auf eine Entwicklung, die die gesamte Bundesrepublik und alle Studenten angeht, die aber aus leicht beizubringenden Gründen Studenten der Fächer jenseits wirtschaftlicher und technischer Konjunkturfelder härter als andere trifft. Nach einer erst Ende 1987 von der Bundesregierung offengelegten Zahlenbilanz ist bei einem Anstieg der Zahl der Studierenden um mehr als 20 Prozent der Anteil der durch BAFöG Geförderten von 45,3 auf 30 Prozent, also um ein volles Drittel zurückgegangen, und die vom Bund aufgewandte Förderungssumme ist im gleichen Zeitraum sogar absolut um nahezu 150 Millionen DM gesunken. Nicht genug damit: Für die Zeit bis 1991 hat der Bund trotz Anhebung der Bedarfssätze weiterhin eine sinkende Rate für BAFöG vorkalkuliert, während jetzt erst die stärksten Altersjahrgänge in die Universität eintreten. Eine Differentialdiagnose gibt darüber hinaus zu erkennen, daß die Fachhochschulen, von denen Regierung und Industrie eine enger geführte und in ihren Gehaltsansprüchen asketischere Ausbildung erwarten, innerhalb dieser Mangelwirtschaft überdurchschnittlich bedacht werden, während die Umstellung auf Kredit ihrerseits die Inanspruchnahme von BAFöG durch Studenten mit unsicherer Berufserwartung noch viel weitergehend reduziert hat.

Mit der Graduiertenförderung steht es ähnlich, und wenn hier die absoluten Zahlen noch eher zugunsten der Geistes- und Sozialwissenschaften sprechen, so doch nur, solange man sie nicht mit der in normalen Zeiten üblichen Promotionsquote gegenüber den anderen Fakultäten — mit Ausnahme der medizinischen — vergleicht. Einschließlich der späten sechziger Jahre hatte ich noch niemals annähernd so viele Studenten zu betreuen wie in den letzten beiden Jahren, und dabei gab es selbst unter den leistungsfähigsten noch niemals eine so geringe Zahl von Graduierten, die mit oder ohne Förderung noch das Wagnis einer Promotion eingehen. Damit und mit der schnöden Behandlung von Habilitierten, die wir nach hochgradiger und langfristiger Ausbildung nun vor der Türe lassen, während unsere Studenten sich zu Hunderten in Seminarräume drängen, wird ein erhebliches Forschungspotential der Geistes- und Sozialwissenschaften leichtfertig ausgehebelt. Dabei sollte gerade uns Deutsche die Erfahrung gelehrt haben,

daß die Ausstoßung und Dezimierung einer Generation von Wissenschaftlern noch nach mehreren Generationen nicht verwunden ist.

Gleichzeitig reden die selbsternannten Elite-Politiker, die sich beim Gebrauch von Nobelwörtern wie »Spitzenforscher« oder »handverlesen« gern gegenseitig tief in die Augen blicken, von notwendigen internationalen Standards unserer Universitätsausbildung und handeln dabei die Namen einiger angelsächsischer Universitäten wie Gebetsformeln. Keinen Gedanken wenden sie allerdings darauf, das ansonsten vielberedete Betreuungsverhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden in der Realität zu vergleichen: Dort kann es, wenn es schlimm kommt, einmal bis auf 1 : 6 ansteigen; auf etwa 1 : 200 Hauptfächlern (!) steht es an mehr als einem der Ruineninstitute der Freien Universität.

Unterdessen zieht die Kulturmetropole West-Berlin trotz dieser Zustände weiterhin Studenten der Geistes- und Sozialwissenschaften aus dem ganzen Bundesgebiet an. Anstatt jedoch diese wichtigste Menschenbrücke zu den westlichen Bundesländern zu pflegen, werden ihrem Auffanglager an den West-Berliner Universitäten mehr als jedem anderen Bereich freiwerdende Stellen — und dabei wieder vor allem Nachwuchsstellen — entzogen, so daß die Betreuungs- und damit die Studienverhältnisse in zahlreichen Instituten und Seminaren dieser Fächergruppe heute schon erheblich schlechter sind als in den schlimmsten Tagen vor 1960.

Was erwartet eine immer noch wohlhabende Industrienation von den Absolventen einer so mißgestalteten Universitätslandschaft? Wohl kaum die Einsicht, daß eine solche Ausbildung ernst zu nehmen oder gar wichtig für das Wohl eines sozialen Gemeinwesens ist. Oder erwartet sie trotz allem noch, wie es seinerzeit der Chemiker Heinrich Franck von den Absolventen eines humanistischen Studiums an der TU erhoffte, daß diese Akademiker ihren Teil an der Lenkung und Leitung dieses Gemeinwesens, also an der späteren »Gestaltung des Volks durch sich selbst«⁷ engagiert ausfüllen werden? Werden nicht die Kostgänger einer öffentlich so mißachteten Ausbildung schon durch ihre unwürdigen Studienbedingungen entweder zum Fatalisten oder aber zu einem Typ von Ellenbogenkämpfern erzogen, der in einer immer dichter besiedelten Welt schließlich eher wieder die Ausbeutung der Schwächeren als die soziale Rücksichtnahme praktizieren wird? Während gleichzeitig ein Mehrfaches der Summe, die für die Ausbildung eines Studenten der geisteswissenschaftlichen Fächer noch verfügbar ist, für deren private Umschulung zu Datenverarbeitern ausgegeben wird und während seriöse Firmen sogar das Drei- bis Fünffache für die Ausbildung eines ihrer Lehrlinge investieren, droht der an den Universitäten jetzt herangezüchtete Lehrermangel der späteren neunziger Jahre den Schülern der nächsten Generation schon vorab dieselbe soziale Maßkonfektion eines angepaßt-robusten oder eben arbeitslosen Mitbürgers zu bescheren.

Um das Ausmaß der staatlich hergestellten oder durch Umverteilung von Universitätsmitteln herbeigeführten Forschungs- und Studienverschlechterung für die Sozial- und Geisteswissenschaften annähernd zu überschauen, muß man schon einige Jahre zurückblicken. Eine einschneidende und für die Geisteswissenschaften ganz unangemessene Maßnahme war die Abqualifizierung des größten Teils der Assistentenstellen zu Mitarbeiterstellen durch das Hochschulrahmen-

gesetz. Dessen Exekution führte obendrein zu einer großen Zahl von Zweidrittel-Stellen in den Geisteswissenschaften. Weil etwa bei Juristen, bei Medizinern und bei einer Reihe von Naturwissenschaftlern eine solche Reduktion der Beschäftigung die Nichtbesetzbarkeit der Stellen nach sich gezogen hätte, traf damals schon diese angeordnete Verkürzung mit voller Stärke nur die Geisteswissenschaften. Dabei war hier die ohnehin makabre Unterscheidung in »große« und »kleine« Lehre weitgehend unsinnig, und ebenso blieb es weitgehend dem Zufall überlassen, ob für einen geeigneten Bewerber gerade eine Mitarbeiter- oder eine Assistentenstelle frei war. Diese Dequalifikation der Nachwuchsstellen wurde dann verstärkt durch eine Herabsetzung der Eingangsvergütung bei voller Beibehaltung der ohnehin zu großen Lehrverpflichtung. Die überdimensionierte Lehrverpflichtung in zudem vielfach übermäßig besetzten Lehrveranstaltungen verzögerte nicht nur die eigene wissenschaftliche Weiterqualifikation, sondern unterband nahezu vollständig die Zusammenarbeit zwischen Professoren und Assistenten, die zuvor im guten Sinne eines der tragfähigsten Elemente des wissenschaftlichen Fortschritts gewesen ist.

Schlimmer noch war der planmäßig betriebene Rückschnitt des Berliner Tutorienmodells. Gerade für die Massenfächer war es eine der wichtigsten Brücken zur Erhaltung des Kontakts zwischen der Studentengeneration und den Universitätslehrern. Selbst dort, wo die wissenschaftliche Auseinandersetzung dadurch von Fall zu Fall verschärft wurde, war die Auseinandersetzung noch eher reflexionsfördernd als der den Austausch abstumpfende Frontalunterricht, der in einer Reihe von Fächern zwangsweise wieder vordringen mußte.

Ausgerechnet dem Innensenator Lummer fiel bei dem beabsichtigten Rückschnitt des Tutorienmodells eine Riegelfunktion zu, weil es seinem Kollegen Kewenig einmal mehr an politischem Augenmaß mangelte. Dies könnte man zu den Aberwitzern der Berliner Hochschulpolitik rechnen, wenn derselbe Innensenator nicht einer beträchtlichen Anzahl von Kommilitonen aus terroristischen Ländern des Vorderen Orients und Nordafrikas die Gewalt einer Abschiebung in lebensbedrohende Situationen angetan hätte. Daß schließlich die Naturwissenschaften für ihre hierarchisch klarer zu regulierenden Labordienste Tutoren in größerem Maße behalten, die geisteswissenschaftlichen Fächer sie dagegen radikal reduzieren mußten, machte auch aus diesem hervorragenden Instrument einer universitären Ausbildung eine der heute zu besichtigenden Ruinen. Dabei war auch für die Tutoren selbst in einer Zeit, in der die Verfügung über Kenntnisse und deren Vermittlung gleichgewichtig neben den Erwerb von Kenntnissen treten muß, die Verpflichtung, während ihres Hauptstudiums bereits mit jüngeren Studenten diese Fähigkeit zu erproben, eher eine Chance, die man möglichst allen Studenten der oberen Semester für ein oder zwei Semester hätte erschließen sollen. Denn diese Art von organisierter Selbstausbildung wäre eines der wirksamsten Mittel, den drohenden Defekten der Massenausbildung positiv zu begegnen.

Der nächste Schritt — diesmal durch den Senat der Universität freiwillig verfügt — war die Reduktion der Beschäftigung studentischer Hilfskräfte in den Sozial- und Geisteswissenschaften von 60 auf 40 Wochenstunden. Wenn ich daran zurückdenke, welche intensive Förderung eine Edition von historischen Quellen in den späten sechziger Jahren von den zum Team gehörenden studentischen

Mitarbeitern erfuhr, die einen 100- oder 200-Stundenvertrag hatten und mit dieser Tätigkeit nicht nur ihr Studium voll finanzieren, sondern auch den Stoff für ihre Examensarbeiten an der Quelle schöpfen konnten, dann ist der zum Bücherhol-Dienst oder zur Korrekturlektüre verkümmerte Hilfsdienst, den eine studentische Hilfskraft in den verbliebenen 10 Wochenstunden anbieten kann, eine Verspottung nicht nur dieser Studentin oder dieses Studenten, sondern auch eine Verhöhnung der Professorin oder des Professors, mit denen diese Hilfskraft zusammenarbeiten soll.

Nimmt man nun noch hinzu, daß einige geisteswissenschaftliche Fächer zur mühsamen Aufrechterhaltung des Lehrbetriebes unter einer mehr als 200- oder 300prozentigen Überlast der regulären Lehrkräfte mit der billigsten Form der akademischen Lehre, dem geradezu ausbeuterisch niedrig bezahlten Lehrauftrag, 20 oder 25 Prozent des ganzen Lehrbetriebs bestreiten müssen, dann läßt sich ermesen, welchen Wert die Aufsichtsbehörde und ein für diese Behörde angenehm geschwächter Präsident tatsächlich auf die Qualität der Ausbildung legen, die sie als eherne Maxime ihrer Universitätspolitik über alle Kanäle der Öffentlichkeit nach Belieben verkünden.

Einen weiteren Qualitätsabbau, der sogar den Wünschen aus Industrie und Handel an die Universitäten regelrecht Hohn spricht, stellt die folgenlose Einstellung des Modellversuchs »Fremdsprachenintensivierter Studieneingang« dar. Erwiesen war bereits statistisch, daß die studentischen Teilnehmer an diesem Modellversuch neben der höchst wünschenswerten Anreicherung ihrer Fremdsprachenkompetenz Gelegenheit finden, ihre Studienkombinationen besonnener zu wählen, und daß sie in der Mitte ihres Studiums trotz des vorgeschalteten Semesters im Schnitt bereits mehr Qualifikationszeugnisse erarbeitet hatten als der Durchschnitt der gleich lange studierenden Studenten derselben Fächer. Der konzentrierte Würgegriff, der diesen erfolgreichen Modellversuch zur Strecke brachte, muß hier nicht analysiert werden; dieselbe wirksame Verfälschung von politischen Vorentscheidungen mit persönlicher Begünstigung waltet hier wie bei der dirigierten Umwidmung einer Fiebiger-Professur in einem allzu gefälligen Fachbereich oder bei der Ausdünnung von interdisziplinären Zentralinstituten, die fortschrittlichere Universitäten derzeit gerade neu konzipieren. In einer Epoche, in der die Universitäten von allen Seiten zur Stärkung ihres Profils gemahnt werden, ist der Abschleiß von Besonderheiten, mit denen sich die Freie Universität vor und nach der Studentenrevolte im In- und Ausland sehen lassen konnte, im geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich geradezu abenteuerlich.

Statt dessen wird die freigesetzte Verfügungsmasse dorthin verschoben, wo die Universität nur noch in eingeschränkter Weise ihrem öffentlichen Auftrag genügen kann. Die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die am Rande der Universität und in einer Verquickung von zugeschossenen Stiftungen und eigenen Ressourcen entstehen, verdienen ihren Namen zu Recht, denn sie haften der Öffentlichkeit nur noch begrenzt für die wissenschaftlichen Erträge, die dort letzten Endes doch mit Mitteln des Steuerzahlers erarbeitet werden. Einmal mehr, wie seinerzeit schon beim Assistenzprofessor, hat man sich da vorschnell auf ehrenwerte angelsächsische Vorbilder berufen. Ehrenwerte angelsächsische Stiftungslehrstühle werden nämlich auf Dauer aus den Zinsen eines gestifteten Kapital-

vermögens bestritten und bedeuten so für die Universität einen uneingeschränkten Kapazitätsgewinn. Die deutsche Nachahmung dagegen, bei der Lehrstühle und Institute nur für fünf Jahre »angestiftet« werden sollen, um dann in die Aegide und die Kostenpflicht der Universität überzugehen, sind entweder eine ahnungslose oder aber eine sehr verschmitzte Verkennung des angelsächsischen Vorbildes: Sie erlauben die Bestimmung des Arbeitsgebietes und die personelle Besetzung mindestens unter Mitwirkung, wenn nicht ganz nach den Wünschen eines außeruniversitären Interessenten, und indem sie die Folgekosten dafür insgesamt der Universität aufbürden, destruieren sie in der Folge eigene Strukturerewägungen oder Prioritätsbildungen in der Universität selbst, weil sie gerade *die* Verfügungsmasse gebunden haben, die zu eigener Entwicklungsplanung nötig wäre. Wenn das in Zeiten geschieht, in denen gleichzeitig mehr als ein Dutzend Fächer unter Bedingungen arbeiten, die selbst die nicht gerade einfühlbaren Höchstzahlen der Kapazitätsverordnung noch um mehr als 100 Prozent überschreiten, dann sollten nicht nur die Universitäten in ihrer Sorge um die Qualität der Ausbildung, sondern auch die Gewerkschaften in ihrer Sorge um humane Arbeitsverhältnisse diesen Zustand in der Öffentlichkeit und vor den Parlamenten einklagen.

So sehr es auf der Hand liegt, daß geistes- und sozialwissenschaftliche Ressourcen in den letzten Jahren als Verfügungsmasse für andere Zwecke und nicht zuletzt auch zur Selbstbedienung von inner- und außeruniversitären Interessenten verbraucht wurden, so konstruktiv ließe sich mit den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern einer Universität als einer *positiven* Verfügungsmasse umgehen, um den heute mehr denn je auseinanderstrebenden Spezialschulen neuerlich eine Mitte und ein stärkeres gemeinsames Gewicht zu geben.

Ich schließe mit einem Katalog von Vorschlägen, die solche Möglichkeiten eröffnen können:

1. Das Berliner Tutorenmodell muß rehabilitiert und ausgebaut werden. Das Ziel sollte sein, möglichst vielen Studenten des Hauptstudiums und jedenfalls allen Doktoranden Gelegenheit zu geben, aktiv nicht bloß den Erkenntniserwerb, sondern auch die Verfügung über Erkenntnisse und deren Vermittlung zu praktizieren. Eine solche Tutorentätigkeit sollte ein regulärer Teil der Ausbildung an dieser Universität werden. Dies könnte in Verbindung mit dem Punkt, den ich zuletzt nennen werde, zu einer produktiven Ergänzung der gesamten Ausbildungs-Organisation der Universität führen.
2. Mitbestimmung ist in der Gruppenuniversität bislang fast ausschließlich und darum sogar fälschlich vor allem in den zentralen Gremien gesucht worden. Sie sollte an einer Universität vielmehr zu allererst dort geübt und zur Regel werden, wo die wissenschaftliche Arbeit vonstatten geht, nämlich in der Form von Projektgruppen und in abgesprochener Teamarbeit. Im Gegensatz zu wissenschaftlichen *Disziplinen*, die der Gelehrsamkeit auf ihrem Gebiet mehr oder minder feste Regeln zuschreiben, greifen *Projekte* praktische Lebensfragen auf, die allermeist von mehr als einer Disziplin berührt werden. Deshalb kann gerade solche Projektarbeit ohne Rücksicht auf den akademischen Grad des Mitarbeiters dem Ziel dienen, von verschiedenen Seiten her den Erkenntnisgewinn zwischen den etablierten Disziplinen zu fördern und darüber hinaus das Training sozialer Arbeitsformen mit solidarischen Erfolgs-

- erfahrungen zu verbinden. Nur im Wettbewerb zwischen Teams kann auch Konkurrenz als ein Prinzip der Leistungssteigerung von allen vorbehaltlos bejaht werden.
3. Eine Auswertung des selbstkritischen Rückblicks auf die Reformvorstellungen der frühen und die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre legt eine Überschreitung der bislang vorwiegend nur kulturkritischen Wachsamkeit der Geisteswissenschaften und eine weitmögliche Einbeziehung technischer Fertigkeiten und Hilfsmittel in die Ausbildung und in die Forschungstätigkeit nahe. Die apparative Entwicklung unserer Industriekultur muß für die Geisteswissenschaften als Herausforderung nicht nur zur Kritik, sondern auch zur Ermittlung der zivilisatorischen Zwecke werden, nach denen sie zu lenken und auszuschöpfen ist. Der elektronischen Informationstechnik kommt dabei deshalb eine Schlüsselrolle zu, weil sie im Gegensatz zu anderen Spezialtechniken als Instrument des praktischen und alltäglichen Handelns in alle Lebensbereiche gleichzeitig eindringt und sich im Wortsinne »spielend« unter breite Bevölkerungsschichten, schon bald ins Vorschulalter, verbreitet. Eben diese Vorbereitung macht sie, wie einst die Schreib- und Lesetechnik, zu einem Arbeitsschwerpunkt für alle Wissenschaften, die vergangene wie gegenwärtige Kulturprozesse zum Gegenstand haben. Das »Kopfwerkzeug«, das Wissensmaterie ebenso extensiv vermehren wie die Geschmeidigkeit der menschlichen Köpfe partiell überflüssig machen kann, muß als eine Gelegenheit zur Bewährungsprobe von den Geisteswissenschaften angenommen werden.
 4. Weder die Humanistische Fakultät der TU nach 1945 und noch auch Humboldts Philosophische Fakultät von 1810 haben den Geistes- und Sozialwissenschaften als erste eine zentrale Aufgabe für die Universitätsausbildung gestellt. Als *Vorschule für alle Studierenden* ist die Artistenfakultät schon seit dem Mittelalter ein Elementarbaustein der abendländischen Universität gewesen. Die Verfestigung einzelner Disziplinen der Geistes- und Sozialwissenschaften zu Spezialfächern muß neuerlich als ein notwendiges Nebenprodukt, aber nicht als die einzige Funktion der humanistischen Studien an einer Universität verstanden werden. Wie früher das *Trivium*, der dreifache Weg zur Beherrschung von Grammatik, Rhetorik und Dialektik, so müßte heute ein nicht etwa bloß gesellschaftspolitisch, sondern philosophisch und erkenntnistheoretisch orientiertes Eröffnungsstudium von ein bis zwei Semestern in die verschiedenen Bereiche der sozialen, der technischen und der ästhetischen Kultur einführen und dem Eintritt in die berufsbildenden Fakultäten einschließlich der lehrerbildenden vorausgehen. Die begleitende Beobachtung am *fremdsprachenintensivierten Eingangsstudium* der Freien Universität hat gezeigt, daß damit keineswegs eine Studienverlängerung, sondern im Gegenteil eine größere Zielstrebigkeit des Studiums erreicht werden kann. Auf ihre propädeutischen Aufgaben, zu denen es gehört, neben dem Umgang mit Texten auch die Kunst der öffentlichen Meinungsbildung zu fördern und darüber hinaus alle Einzelwissenschaften auf sozialetische Grundlagen ihres Erkennens und Handelns aufmerksam zu machen, müssen die Geistes- und Sozialwissenschaften unserer Universitäten sich neben der im engeren Sinne wissenschaft-

lichen Arbeit an ihren Spezialgebieten neu einstellen. Eine solche Neubesinnung, die den Professoren der Geistes- und Kulturwissenschaften allerdings zumutet, nicht nur für die eigene Zunft, sondern für alle Universitätsangehörigen als Lehrende tätig zu sein, wäre der sicherste Weg, den Geistes- und Sozialwissenschaften einen zentralen Ort innerhalb der Universität wiederzugewinnen. Ein weiterer Gewinn könnte dabei unversehens abfallen: Die Notwendigkeit, regelmäßig vor Hörern aus verschiedenen Bereichen der Universität verständlich und einleuchtend zu sprechen, hielte zu einer Verbesserung der umgangssprachlichen Redekultur an, die »diesem unserem Lande« gut zu Gesicht stünde.

Steven Muller, der in europäischer Universitätstradition bewanderte Präsident der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore, hat den »moral sciences« — so hießen die Geisteswissenschaften ursprünglich — empfohlen, zur Beherrschung der rapiden technologischen Entwicklungen ein Basisstudium nach dem Muster der alten *artes liberales* für alle Studenten zu entwickeln.⁸ Es könne ein Katalysator zur Verständigung über die außerordentlich große Zahl von technischen Spezialfertigkeiten werden, die unsere arbeitsteilige Zivilisation hervorgebracht hat, und damit auch ein Instrument zur diskussiven Einschätzung ihrer jeweiligen sozialen Verträglichkeit. So kann allerdings aus den »Diskussionswissenschaften« wieder eine Einrichtung werden, mit der die Universität als ganze noch einmal zum großen Diskussionsforum wird. Die Einbeziehung vieler studentischer Tutoren in eine solche Aufgabe kann die Universität womöglich sogar in den Stand versetzen, eine hohe Schule nicht nur für die eigenen Kader, sondern für das öffentliche Leben zu sein.

In Berlin brauchte man dann am allerwenigsten noch ein besonderes Institut für deutsche und internationale Politik.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Schleiermacher: Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn ... (1808). In: Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung ... Darmstadt 1956, 257.
- 2 Adolf Trendelenburg: Die überkommene Aufgabe unserer Universität (Berliner Rektoratsrede am 3.8.1857), und Rudolf Virchow: Die Gründung der Berliner Universität und der Übergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter (Berliner Rektoratsrede vom 3.8.1893), beides in: Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, hrsg. von Wilhelm Weischedel, West-Berlin 1960, 385f. bzw. 422ff.
- 3 Dazu vgl. Reinhard Rürup: Die technische Universität Berlin 1879-1979. In: Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879-1979. West-Berlin u.a. 1979, 33; ferner Peter Brandt: Wiederaufbau und Reform ... 1945-1950, ebd., 513ff. und Dorothea Fitterling und Hans-Joachim Rieseberg, Die sechziger und frühen siebziger Jahre ..., ebd., 578ff.
- 4 Vgl. Peter Brandt, a.a.O., 516.
- 5 Helmut Schelsky: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reform. Reinbek 1963, 226 u. 284.
- 6 Peter Hübner, Berliner Morgenpost vom 21.10.1986.
- 7 Heinrich Franck: Die Neugestaltung der Technischen Universität in ihren allgemeinbildenden Fächern (1947), zit. bei Peter Brandt, a.a.O., 513.
- 8 Steven Muller: Toward a new American University. In: Daedalus 107, 1978, 31.

C. Ulisses Moulines

Zur Zwangsversetzung des Instituts für Philosophie der FU Berlin

In Wittgensteins »Logisch-philosophischer Abhandlung« lesen wir: »Wenn ich ein Buch schriebe 'Die Welt, wie ich sie vorfand', so wäre darin ... zu zeigen, daß es in einem wichtigen Sinne kein Subjekt gibt: Von ihm allein nämlich könnte in diesem Buche *nicht* die Rede sein.« Ich will nun weder ein Buch mit der Überschrift »Die Welt, wie ich sie vorfand« schreiben noch meine wesentlich bescheidenere Aufgabenstellung mit der Wittgensteins vergleichen — ich habe lediglich vor, eine knappe Darstellung von Gegebenheiten zu liefern, die auch unter dem Titel »Die Welt der FU Berlin, wie ich sie vorfand« erscheinen könnte. Getreu der Wittgensteinschen Devise soll diese Darstellung aus einer ganz bestimmten Perspektive vorgenommen werden, ohne deswegen zugleich rein subjektiv zu sein. Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß die Darstellung wertfrei sein soll. Ich meine ganz im Gegenteil dazu berechtigt zu sein, den Zustand der FU Berlin, so wie ich ihn vorgefunden habe, nach Maßstäben zu beurteilen, die in der akademischen Tradition allgemein als gültig angesehen worden sind.

Die Welt der FU Berlin, wie ich sie vorfand, als ich meine akademische Tätigkeit im Frühjahr 1988 am Institut für Philosophie begann, ließ sich nicht ohne weiteres in die erwähnte Tradition einfügen. Sie erwies sich bald als eine Welt, in der ganz bestimmte Wertvorstellungen, die unabdingbar zur Definition einer Universität gehören, grundsätzlich ignoriert wurden, in der gegen Spielregeln des akademischen Betriebs systematisch verstoßen wurde, an die ich durch meine früheren Erfahrungen als Dozent an sieben verschiedenen Universitäten in fünf verschiedenen Ländern gewöhnt war.

Ein definitorisches Merkmal einer Universität besteht sicher nicht nur meiner eigenen Überzeugung nach darin, daß sie eine *kollegiale* Institution ist: Sie ist primär aus einer Zusammenführung von gleichgestellten Wissenschaftlern entstanden, von denen man auf Grund ihrer beruflichen Qualifikation erwartet, daß sie ihre Pflichten in Forschung und Lehre in eigener Verantwortung erfüllen. Tun sie das nicht, so ist der Mangel bei den einzelnen Personen und nicht bei der Institution zu verorten. Der Versuch, vermeintliche oder tatsächliche Mängel in Forschung und/oder Lehre innerhalb einer akademischen Institution durch autoritäre Entscheidungen, »Kraftworte von oben« und rein bürokratische Maßnahmen zu kompensieren, führt unvermeidlich zur Entstehung eines institutionellen Monstrums, das nicht mehr eine Universität darstellt, sondern etwas anderes — allerdings etwas, dessen Status und Nutzen äußerst fragwürdig sind. Eine Universität *kann* eben *nicht* wie eine Armee oder ein Staatsamt behandelt werden. In ihr hat es keinen Sinn, von »Vorgesetzten« zu reden, die sich »Befehle« ausdenken, weitergeben und ausführen lassen. Dies gilt auch dann, wenn die »Vorgesetzten« »wohlmeinend« und die »Befehle« »wohlgemeint« sind. Präsidenten, Vize-Präsidenten, Dekane und Instituts-Direktoren einer Universität sind naturgemäß nichts weiter als Akademiker, die von ihren Kollegen damit beauftragt wurden, für einen möglichst reibungslosen und flexiblen Universitätsbetrieb zu sorgen, und die, wenn es zu einer Konfrontation oder einem Konflikt mit regierenden Instanzen kommt, eher die Belange der Kollegen als die der Politiker vertreten sollten.

Dies schließt u.a. ein, daß keine tiefgreifenden, strukturellen Veränderungen an den verschiedenen Bestandteilen einer Universität (Instituten, Fachbereichen,

Fächergruppen usw.) vorgenommen werden sollten, die dem explizit und energisch artikulierten Willen der in diesen Institutionen arbeitenden Wissenschaftler zuwiderlaufen. Strukturelle Veränderungen können nur dann zu einer fruchtbaren Entwicklung oder Erneuerung führen, wenn sie zumindest von einer deutlichen Mehrheit der betroffenen Wissenschaftler aus voller Überzeugung mitgetragen werden und sich zudem auf nachvollziehbare *wissenschaftliche Gründe* stützen.

Es wäre mir peinlich, an solche Selbstverständlichkeiten zu erinnern, hätte ich nicht in erheblichem Maße Verstöße gegen sie an der FU Berlin vorgefunden. Dies gilt zumindest in bezug auf die Behandlung des Instituts für Philosophie — die einzige Einrichtung, auf die sich meine unmittelbare Erfahrung bezieht. Es spricht allerdings einiges dafür, daß sich Einsichten, die in diesem Fall gewonnen wurden, auf andere Einrichtungen der FU übertragen lassen. Darauf werde ich am Schluß noch einmal zurückkommen. Zunächst aber die Tatsachen, mit denen ich konfrontiert wurde.

Mit einem Dutzend Professoren, mindestens so vielen akademischen Mitarbeitern und ca. 2000 Studenten (darunter einer überproportional großen Anzahl von ausländischen Studenten) stellt das Institut für Philosophie der FU Berlin eines der größten philosophischen Institute (vielleicht das größte überhaupt) im deutschsprachigen Raum dar. Über seine Qualität zu urteilen, steht mir als Mitglied nicht zu — unlegbar ist jedoch, daß mehrere seiner Mitglieder zu den (auch international) renommiertesten Vertretern der deutschen Philosophie gehören. Die Philosophie in Berlin hat, wie jeder weiß, eine lange und ruhmreiche Tradition, die bei der Gründung der FU bewußt wiederaufgenommen wurde und sich im öffentlichen Leben der Stadt in mannigfaltiger Weise immer wieder manifestiert hat. Inhaltlich, methodologisch und weltanschaulich ist das Institut für Philosophie außerordentlich heterogen. Praktisch alle Strömungen, Methoden und Gebiete der Philosophie sind vertreten, wobei jedoch keine Schule dominiert.

Unter diesen Umständen hätte man erwartet, daß die Belange des Instituts, wenn auch nicht bevorzugt, so doch mit einiger Achtung und Aufmerksamkeit von den hochschulpolitischen Instanzen in ihren Entscheidungen berücksichtigt worden wären. Das Gegenteil war der Fall. Gegen den ausdrücklichen, mehrfach artikulierten Willen *aller* Betroffenen und ohne deren Konsultation wurde das Institut für Philosophie mit einem Schlag »versetzt«. Bis zum Wintersemester 1988/89 gehörte es dem Fachbereich »Philosophie und Sozialwissenschaften I«, zusammen mit dem Psychologischen Institut und dem Institut für Soziologie an. Ab April 1989 soll es nun Teil eines neu gegründeten Fachbereichs »Kulturwissenschaften« werden, in dem auch ethnologische und vor allem theologische Fächer (katholische und evangelische Theologie, Islamwissenschaften) untergebracht sind. (Die dubiose Bezeichnung »Kulturwissenschaften«, die diesem Sammelsurium-Bereich verliehen wurde, verrät schon die Konzeptionslosigkeit der Entscheidungsträger.)

Als ich im Sommersemester 1988 in Berlin ankam, habe ich von der Existenz einer sogenannten »Strukturkommission« gehört. Sie hatte den Auftrag bekommen, die Fachbereiche und Institute der FU Berlin bis ins nächste Jahrtausend neu zu gestalten. Kein einziges Mitglied des Instituts für Philosophie war in dieser Kommission vertreten. Nach monatelangen Überlegungen unterbreitete die Strukturkommission dem Präsidialamt den Vorschlag, das Institut für Philosophie aus dem bisherigen Fachbereich herauszulösen und aus Philosophie und Geschichtswissenschaften einen neuen Fachbereich zu formen. Keine der betroffenen Gruppen (weder Historiker noch Philosophen, Psychologen oder Soziologen) war von diesem Vorschlag besonders begeistert. Eine Minderheit der Professoren unseres Instituts sah den Vorschlag

mit einer gewissen Sympathie, die Mehrheit war entschieden dagegen. Aus diesem Grund begannen wir uns zu überlegen, wie wir der Strukturkommission bzw. dem Akademischen Senat klarmachen konnten, daß wir mit dem *status quo* mehrheitlich durchaus zufrieden waren. Verlorene Zeit! Nach genau zehn Tagen erfuhren wir aus »gut informierten Quellen«, daß die Idee der Zusammenlegung von Philosophie und Geschichtswissenschaften nicht mehr aktuell war, daß die Vorschläge der Strukturkommission ins *memory hole* geraten waren, und daß wir nun gemeinsam mit den Theologen und Ethnologen einen Fachbereich bilden sollten.

Wer hatte diese Entscheidung getroffen? Gewiß nicht die Strukturkommission, gewiß nicht das Institut für Philosophie, gewiß auch nicht die theologischen und ethnologischen Institute ... Irgendjemand im *sancta sanctorum* war auf die Idee gekommen. Und noch am nächsten Tag wurde sie im Akademischen Senat »durchgeboxt«, ohne daß irgendwelche Gründe für diese Blitz-Entscheidung angegeben wurden. Obwohl kein Mitglied des Akademischen Senats Dozent für Philosophie ist, wurde die Meinung der betroffenen Philosophen nicht nur *nicht* eingeholt; vielmehr wurde zwei anwesenden Philosophie-Professoren (dem Kollegen Böhler und mir) das Rederecht ausdrücklich verweigert. Statt dessen begann eine skurrile Diskussion zwischen Mitgliedern des Akademischen Senats (Juristen, Biologen, Sprachwissenschaftlern — was auch immer, nur eben nicht Philosophen) darüber, ob die Philosophie im neuen Fachbereich gut aufgehoben sei oder nicht. Um die letzten Zweifel auszuräumen, erklärte schließlich ein besonders energischer Befürworter der neuen Lösung: »Im Grunde sind Philosophie und Theologie doch sehr ähnlich!« Und damit war die Sache erledigt.

Ich dachte zuerst, ich hätte akustisch nicht richtig verstanden. Eine solche Charakterisierung der Philosophie hatte ich zuletzt vor vielen Jahren an einigen nicht besonders weltoffenen akademischen Institutionen Spaniens (noch unter dem Franco-Regime) gehört, die von der Scholastik beherrscht waren, und die von dem mittelalterlichen Motto ausgingen: *Philosophia ancilla theologiae*. Möglicherweise hat es der Kollege vom Akademischen Senat nicht so gemeint. Möglicherweise meinte er nur: Philosophie und Theologie sind in dem Sinne ganz ähnlich, daß beide Unsinn produzieren bzw. nutzlos sind. Es ist im Grunde auch nicht wichtig, wie dieser Kollege es wirklich gemeint hat. Wichtig ist nur, daß über die Zugehörigkeit eines Instituts der FU Berlin im Eilverfahren entschieden wurde, und zwar von Personen, die keine Kenntnis vom gegenwärtigen Entwicklungsstand des Faches haben, und zudem ohne Konsultation der Betroffenen. Das gleiche Spiel wiederholte sich einige Monate später in einer Sitzung des Kuratoriums (der obersten Entscheidungsinstanz der FU). Trotz der inzwischen an das Präsidialamt, den Akademischen Senat und das Kuratorium geschickten Protestbriefe, Appelle und dringlichen Bitten des Instituts für Philosophie, die Entscheidung des Akademischen Senats zu revidieren (wobei anders als bei der Gegenseite ausführliche *Argumente* gegeben wurden), blieben die Entscheidungsträger der FU unbeirrt auf ihrem Kurs. Der Eindruck war unvermeidlich, daß hier ein Exempel statuiert, daß hier ein für allemal klargestellt werden sollte, daß einem »bloßen« Institut — noch dazu einem »bloß« philosophischen — auf keinen Fall ein Mitspracherecht bei schwerwiegenden Entscheidungen über sein institutionelles Schicksal eingeräumt werden durfte.

Handfeste Gründe für die Zwangsversetzung des Instituts für Philosophie sind offiziell bis zum heutigen Tage nicht gegeben worden. Sie wären auch schwer zu finden. Es sind weder finanzielle noch personelle, verwaltungstechnische, forschungspolitische oder sonstige einigermaßen klar feststellbare Probleme am universitären Horizont zu entdecken, die eine solche rücksichtslose Maßnahme rechtfertigen

würden. Verwaltungstechnisch wie wissenschaftlich hat die Zusammenarbeit zwischen Philosophen, Soziologen und Psychologen viele Jahre lang reibungslos und für alle Seiten befriedigend funktioniert. Es gibt weder persönliche Querelen noch Versuche der beteiligten Institute, sich gegenseitig zu übervorteilen. Das ist nicht gerade der Normalzustand bei der institutionell verankerten Zusammenarbeit akademischer Institute innerhalb eines Fachbereichs. Die »Umstrukturierer« der FU hätten sich eigentlich darüber freuen sollen, eine solche Friedens-Oase vorzufinden, statt alles daran zu setzen, sie aufzulösen. Dennoch haben sie sich für das Gegenteil entschieden. Warum?

Es gibt keine offizielle Erklärung für die Maßnahme — außer der oben erwähnten Behauptung, daß »Philosophie und Theologie sehr ähnlich sind«, die niemand wohl als wahren Grund für die Entscheidung zu akzeptieren bereit sein wird. Es gibt allerdings mehrere, nicht unbedingt miteinander unverträgliche *Gerüchte* über den wahren Hintergrund: Diese beziehen sich auf vermutete weltanschauliche, politische und sogar persönliche Motivationen der Entscheidungsträger. Es mag sein, daß all diese Gerüchte ein Körnchen — oder sogar mehrere — Wahrheit enthalten. Mich selbst interessieren sie wenig. Ich meine, man sollte sich überhaupt im Leben, insbesondere im akademischen Leben, so wenig wie möglich auf Gerüchte einlassen. Denn eine akademische Welt, die nur auf der Grundlage von Gerüchten erklärbar ist, ist eine unheimliche Welt.

Wenn ich von den kursierenden Gerüchten absche, bleiben keine greifbaren, verständlichen und nachvollziehbaren Gründe übrig, die die Entscheidung zur »Versetzung« des Instituts für Philosophie rechtfertigen würden. Für Maßnahmen, die die soeben geschilderten Merkmale aufweisen, gibt es eine qualifizierende Bezeichnung: Sie heißen *irrational*. Und daß irrationale Entscheidungen von dieser Bedeutung an der FU Berlin getroffen werden können, läßt nichts Gutes für die Zukunft ahnen — weder für die Zukunft unseres Instituts noch für die der Universität insgesamt.

LOUIS ALTHUSSER

MACHIAVELLI
MONTESQUIEU
ROUSSEAU



SCHRIFTEN 2

Louis Althusser
Machiavelli - Montesquieu - Rousseau
Zur politischen Philosophie der Neuzeit
Schriften Band 2
Hrsg. v. P.Schöttler und F.O.Wolf

Dieser Band bringt den bisher unveröffentlichten Aufsatz über »Die Einsamkeit Machiavellis« und macht drei frühe Schriften Althussters erstmals in deutscher Sprache zugänglich:
Montesquieu — Politik und Geschichte /
über Rousseaus »Gesellschaftsvertrag« /
Anmerkungen zur Rezeption John Lockes
220 Seiten, br., DM 28,-
Subskriptionspreis DM 24,-

Alain Lipietz

Europa als letztes Aufgebot für einen weltweiten Wirtschaftsaufschwung?*

Seit dem »schwarzen Montag« im Oktober 1987 befindet sich die internationale Finanz-Gemeinde aus Experten und Wirtschaftsjournalisten in einer Stimmung, die — im Rhythmus der monatlichen Veröffentlichung der Wirtschaftsindikatoren — zwischen Katastrophenangst und Euphorie schwankt. So hat es etwa ausgereicht, daß das US-amerikanische Handelsbilanzdefizit während dreier Monate um eine Handvoll Milliarden Dollar zurückging (wobei es immer noch, jährlich gerechnet, etwa dem Achtfachen der schlimmsten Defizite der Mauroy-Regierung¹ entsprach), um der Überzeugung zum Durchbruch zu verhelfen, daß »die Krise überwunden« sei! Tatsächlich dauert sie immer noch an ... und zwar seit über 15 Jahren, wobei die in der Nachkriegszeit durchgesetzte Ordnung immer rissiger geworden ist, ohne daß sich bisher eine neue Ordnung hat herausbilden können. Der Börsenkrach hat nur deutlich markiert, daß inzwischen auch der dritte Versuch einer Krisenüberwindung gescheitert ist — so daß jetzt ein vierter Versuch auf der Tagesordnung steht, von dem noch nicht einmal die Umrisse absehbar sind.

Die früheren Erfolge dieser Wirtschaftsordnung hatten auf zwei Säulen beruht²: Zunächst auf einem Entwicklungsmodell, das im großen und ganzen in allen Ländern der entwickelten kapitalistischen Welt verwirklicht worden war. Auf der Grundlage einer besonderen Gestalt der Arbeitsorganisation — des Taylorismus — sowie der Mechanisierung der Produktion brachte dieses Entwicklungsmodell sehr rasche Produktivitätsgewinne, die dann weitgehend an die lohnabhängige Bevölkerung umverteilt wurden — vermittelt über ein eng geknüpftes Netz aus Tarifverträgen und Einrichtungen des Wohlfahrtsstaates. Der Antrieb dieses — gelegentlich als »Fordismus« bezeichneten — Modells lag also gleichsam in der Binnennachfrage. Sein zweiter Pfeiler bestand in einer weltweiten Ordnung, die die internationale Konkurrenz dämpfte. Auf Grund ihrer unbestrittenen Überlegenheit auf dem Gebiet der Produktion gelang es den USA, den Dollar als Universalwährung durchzusetzen.

Gegen Ende der sechziger Jahre hat sich dann dieses »goldene Zeitalter« gewissermaßen in seine Bestandteile aufgelöst. Die Taylorsche Prinzipien, die die Mehrzahl der Produzenten von jeder Beteiligung an der Leitung und Verbesserung der Produktionsprozesse fernhielten, haben sich mehr und mehr als irrational erwiesen. Mit dem wachsenden Widerstand der Produzentenbasis gelang es den Ingenieuren und Technikern nur noch durch immer teurere Investitionen, ein — sowieso schon verlangsamtes — Produktivitätswachstum aufrechtzuerhalten. Daher sank die Rentabilität, was dann seinerseits Investitionsrückgang, Zunahme der Arbeitslosigkeit und eben die Krise des Wohlfahrtsstaates nach sich zog. Also durchaus eine »Angebotskrise«.

* L'Europe, dernier recours pour une relance mondiale? *Le Monde Diplomatique*, Mai 1988, 6-7.

Aber dies war zugleich eine Krise auf seiten der staatlichen Lenkung der gesellschaftlichen Nachfrage. Um ihre Rentabilität zurückzugewinnen, verlagerten die multinationalen Unternehmen ihre Produktionssysteme über ganze Kontinente hinweg und entwickelten Unterauftragsbeziehungen zu einigen Ländern der Dritten Welt, die dann etwa zehn Jahre später zu den »neuen Industrieländern« werden sollten. Der Welthandel begann sehr viel schneller zu wachsen als der Absatz im Inneren der einzelnen Länder — und den Regierungen entglitt zunehmend ihre Fähigkeit zur Wachstumsregulierung. Es bildeten sich drei Pole hinaus, die als gleichwertige Mächte miteinander konkurrierten: USA, Europa und Japan. Das Problem wurde dann noch durch den Ölschock verschärft, der jedes Land zum Exportieren zwang, damit es sein Erdöl bezahlen konnte.

Die Schwierigkeiten einer Abwertung der Schuldforderungen

In einer ersten Phase der Krisenbewältigungsversuche, d.h. von 1973 bis 1979, standen noch die alten Rezepte einer Stimulierung der inneren Nachfrage im Vordergrund. Die ungehemmte Emission von Dollars, die auf dem Eurodollarmarkt noch um ein Mehrfaches multipliziert wurden, machte es möglich, eine interne Anpassung zu verschieben und auch die Überschüsse der Organisation der erdölexportierenden Staaten (OPEC) zu bezahlen, die dann in die neuen Industrieländer investiert wurden. Dieses überwiegend kooperative Management der Weltnachfrage konnte jedoch keine Wunder produzieren: Man hatte schlicht die Krise auf der Angebotsseite vernachlässigt. Der Fall der Rentabilität ging weiter, die sozialen Verteilungskonflikte lösten sich in einem Inflationsprozeß auf, und der Wert des Dollars brach zusammen.

Das Jahr 1979 bildet dann den ersten großen Wendepunkt, an dem Sachverständige und Regierungen sich gleichsam zur umgekehrten Lösung bekehrten: Den Kredithahn zu sperren, um die »lahmen Enten« auszuschalten und die Unternehmen der Zukunft zu selektieren, die Sozialgesetzgebung abzubauen, um den Profiten — und damit auch der Investitionstätigkeit — wieder aufzuhelfen. Man kehrte gleichsam in den Dschungel zurück und ließ erst einmal die »unsichtbare Hand« machen, von der man annahm, daß sie schon den Ausweg aus der Krise finden würde!

Diese zweite, »monetaristische« Etappe, in der die US-amerikanische Federal Reserve die Führung übernahm, kam im Sommer 1982 — am Rande einer Katastrophe — abrupt zu einem Ende, nach drei Jahren der Rezession und der Unternehmenszusammenbrüche. In der anschließenden dritten Etappe bildete sich dann eine Art von Mittelweg heraus: Die Federal Reserve öffnete teilweise die Kredithähne, während das US-Haushaltsdefizit die Binnennachfrage ankurbelte. Die USA traten so in eine lange Periode der Expansion ein, in der sie die Wirtschaftstätigkeit der restlichen Welt hinter sich her »zogen«. Allerdings unterschied sich diese Periode auch weiterhin durchaus von den »Carter-Jahren« der ersten Phase.

In den siebziger Jahren waren zwei sehr unterschiedliche Wege verfolgt worden, um der »Angebotskrise« zu begegnen: Der eine — der vor allem in den USA, in Großbritannien und in Frankreich verfolgt wurde — setzte radikal

darauf, die Arbeitskosten zu senken: Übergang zu prekären Arbeitsverhältnissen, Unterauftragsvergabe, Produktionsverlagerung in die Dritte Welt. Der andere — in Japan, den skandinavischen Ländern, in der BRD und in gewissen Teilen Italiens verfolgte — Weg setzte dagegen vor allem auf die Karte eines neuen sozialen Kompromisses, der die Lohnabhängigen dazu einlud, sich aktiv in die Schlacht um die Steigerung von Qualität und Produktivität zu werfen, während zugleich die partnerschaftlichen Verbindungen zwischen Unternehmen, Universitäten und lokalen Verwaltungen ausgebaut wurden.³

Der Erfolg dieses zweiten Weges trat Mitte der achtziger Jahre schlagend hervor, während die beiden nacheinander von der Reagan-Administration verfolgten Wirtschaftspolitiken den Niedergang der USA vor allem im Bereich der Produktion nicht aufhalten konnten (s. Tabelle 1).

Tabelle 1: Das »Andauern« der Krise in den USA

Zyklen*	1948-66	66-73	73-79	79-86
Profitabilität	8,9	7	5,5	5,9
Investitionsquote	3,6	4,4	3,5	2,9
Arbeitslosigkeit	5,2	4,6	6,8	8,0
Produktivität	2,6	1,8	0,5	0,9
Bruttosozialprodukt	4,4	3,2	2,6	2,0
Reallöhne	2,6	2,1	0,4	0,0

* In den ersten drei Zeilen handelt es sich um Durchschnittsquoten über den Zyklus (in %); die folgenden drei Zeilen geben durchschnittliche Jahreswachstumsraten an (in %).

Das Zusammentreffen dieses Niedergangs der USA mit einem Expansionshaushalt und einem überbewerteten Dollar führte dann zu einem geradezu schwindelerregenden US-amerikanischen Defizit, das allerdings nicht — hierin liegt der zweite Unterschied zu den Carter-Jahren — durch den einfachen Rückgriff auf die Druckerpresse für die Anfertigung frischer Dollars aufgefüllt wurde, sondern für das das US-amerikanische Schatzamt bei den Überschußländern (BRD, Japan) Anleihen aufnahm. Das war die Ursache für die Hausse des Dollar und den Anstieg der Zinsen.

Es gab noch einen dritten Unterschied: Wirtschaftsankurbelung durch Rüstungskäufe und Steuersenkungen schufen Millionen von Arbeitsplätzen (wodurch 1987 die Arbeitslosenquote wieder auf 5,6 % heruntergebracht worden ist) — allerdings unterbezahlte Arbeitsplätze, die sozusagen von dem leben, was von den Ausgaben der Mittelschichten nach unten durchsickerte (»trickle down«). Eine enorme »gesellschaftliche Dienerschaft« von Parkwächtern, Fast-food-Angestellten usw. gibt den USA damit das Gesicht eines Brasiliens der achtziger Jahre: ein »Wunder auf Kredit«, in dem ein Drittel der Lohnabhängigen über keinerlei soziale Absicherung verfügt.

Die neuen Industrieländer haben ihrerseits eine sehr unterschiedliche Entwicklung erlebt: Diejenigen unter ihnen, die ihre Verschuldung zum Aufbau eines Exportsektors eingesetzt hatten, ohne dabei eine Konsolidierung ihrer Unabhängigkeit im Hinblick auf Industrie und Ernährung zu vernachlässigen (Südkorea, Taiwan), profitieren ganz weitgehend vom Wachstum des US-amerikanischen Marktes und können ihren Schuldendienst leisten. Diejenigen, die da-

gegen Geld aufgenommen hatten, um interne Projekte von fragwürdiger Rentabilität oder problematischem sozialen Nutzen zu finanzieren, werden von ihrem Schuldendienst gleichsam erstickt, selbst wenn sie einen Exportüberschuß erzielen — wie Brasilien, das es auf 12 bis 13 Mrd. US-Dollar jährlich bringt —, was dann letztlich zu einem Surplus-Transfer in die (alten) Industrieländer führt.

Man könnte die weltweite Konstellation, wie sie am Ende dieser dritten Phase besteht, etwas karikaturhaft folgendermaßen beschreiben: Washington vergibt Aufträge für hochmoderne Waffen an die US-amerikanischen Firmen der Westküste. Diese Firmen importieren deutsche Werkzeugmaschinen, ihre Ingenieure kaufen japanische Autos und in Korea hergestellte Mikrocomputer — und sie zahlen Trinkgelder an ihre »kollektive Dienerschaft«, die ihrerseits brasilianische Schuhe trägt. Die US-Bundesregierung, die ihren Haushalt nicht durch ihren Ausgaben entsprechende Steuern hat ausgleichen können, leiht sich wiederum die ihr fehlenden Dollars, indem sie den japanischen und bundesdeutschen Exporteuren Schatzamtanleihen verkauft.

Im Jahre 1987 beläuft sich das US-amerikanische Handelsbilanzdefizit auf 160 Mrd. Dollar, der japanische Handelsbilanzüberschuß auf 96 Mrd. (von denen 56 Mrd. auf das Konto der USA gehen), der der BRD auf 65 Mrd., der der OPEC-Länder auf 26 Mrd. und der der Entwicklungsländer (ohne OPEC) auf 36 Mrd. Dennoch ist die Zahlungsbilanz der letzteren (die den Schuldendienst mit einschließt) mit 12 Mrd. Dollar negativ, außer für die vier »kleinen Drachen« Asiens⁴, die den USA gegenüber einen Zahlungsbilanzüberschuß von 38 Mrd. Dollar erzielen.

Die US-amerikanischen Banken — die die Nicht-Rückzahlung des größten Teils der Schulden der Dritten Welt kompensieren müssen — und die Federal Reserve — der es darum geht, das Spargeld der Überschuß-Pole anzulockern — müssen zunehmend die Realzinsen erhöhen. Diese Zinserhöhung blockiert dann ihrerseits in der gesamten Welt die wirtschaftliche Expansion (de Bernis u. Léonard 1987). Im Herbst 1987 genügt dann ein deutsch-amerikanischer Streit über diese Zins-Hausse, damit die Investoren, denen diese Ungleichgewichte zum Bewußtsein kommen, überstürzt ihre Aktien verkaufen. Der Börsenkrach ist da.

Kurzfristig würde die Lösung darin bestehen, eine rasche Rückkehr zu einem Ausgleich der Konten zu fordern: »Die Dritte Welt und die USA sollen aufhören, über ihre Verhältnisse zu leben; sie sollen endlich ihre Schulden zurückzahlen — dann kommt es zu einer Entspannung der Zinsen und der allgemeine Aufschwung läßt nicht lange auf sich warten.« Eine derartige Auffassung würde aber die gegenwärtige Krisenlage vollständig verkennen. Die Unternehmen haben wieder einen ganz befriedigenden Stand an potentieller Rentabilität erreicht. Die Blockierung liegt jetzt allein auf der Nachfrageseite: Die von den Gläubigern akkumulierten enormen Anrechte auf die zukünftige Produktion werden von jetzt an den größten Teil der Welt — die Dritte Welt und die USA — zu Austeritätspolitiken zwingen, durch die die Entwicklung der Weltwirtschaft verlangsamt wird, so daß eben dadurch eine Rückzahlung der Schulden unmöglich gemacht wird.

Im Jahre 1984 hat Claudio Jedlicki folgendes berechnet: Wenn die Dritte Welt innerhalb von zehn Jahren ihre damals auf 600 Mrd. Dollar geschätzten Schulden begleichen sollte, dann würde sie dafür einen jährlichen Nettoexportüber-

schuß von 124 Mrd. Dollar erzielen müssen. M.a.W.: die Gesamtheit des US-amerikanischen Handelsbilanzdefizits hätte vollständig auf Exporten der Dritten Welt in die USA beruhen müssen. Das war bisher offensichtlich — zum Glück für Europa und Japan! — nicht der Fall. Heute liegt die Verschuldung der Dritten Welt bei weit über 1000 Mrd. Dollar, und am Ende dieses Jahrzehnts wird die Verschuldung der USA im Ausland noch darüber liegen. Diese doppelte Verschuldung kann das Weltfinanzsystem nicht länger bewältigen. Wenn man jetzt aber auf der Schuldentrückzahlung besteht, dann müssen Europa und Japan ein jährliches Defizit in der Größenordnung von mehreren hundert Milliarden Dollar in ihren Wirtschaftsbeziehungen zum Rest der Welt akzeptieren (wobei die Staaten des Comecon aus dem Spiel bleiben)! Das wäre eine Katastrophe für die Beschäftigung, und das Gesamtergebnis wäre wahrscheinlich ein unentwirrbares Chaos ... Von dem Moment an, wo wir das Problem in einer globalen Perspektive betrachten, im Interesse des Lebens- und Beschäftigungsniveaus aller — und vermutlich auch im Interesse des Friedens —, gebietet also die schlichte Logik der Makroökonomie (wie schon in den dreißiger Jahren), eine maximale Abwertung der Schuldforderungen vorzunehmen. Allerdings bringt eine derartige Vorgehensweise — wie sie im übrigen durchaus schon eingeleitet worden ist — eine ganze Reihe von Schwierigkeiten mit sich.

Erstens wirft eine »offizielle« Annullierung der Schulden ein Glaubwürdigkeitsproblem für zukünftige Anleihen auf. Andererseits kann es auch Anstoß erregen, Schulden gleich zu behandeln, die zu ganz unterschiedlich guten Zwecken eingesetzt worden sind! Die menschliche Solidarität spricht außerdem dafür, den ärmsten Ländern den Vorrang zu geben. Muß man aber die Schulden von Diktaturen annullieren — oder vielmehr den jungen Demokratien (Brasilien, Argentinien ...) einen Bonus gewähren? Und muß man — um zum Schwierigsten zu kommen — auch die Schulden der USA einfach streichen?

Gewiß haben die USA, indem sie ihre Währung in zwei Jahren gegenüber der Mark und dem Yen um die Hälfte abgewertet haben, ihre Expansion stabilisiert und teilweise ihre Wettbewerbsfähigkeit zurückgewonnen⁵, aber vor allem ... haben sie den Wert ihrer in Dollar bezifferten Schulden um die Hälfte reduziert. Die Länder der Dritten Welt haben bereits derartig weitgehende Einschränkungen ihrer Importe (mit oft dramatischen sozialen Folgen) praktiziert, daß ihre Handelsbilanz fast nur noch von der Nachfrage abhängt, die die entwickelte Welt an sie richtet. Für sie ist die Abwertung der Schuldforderungen die einzige Lösung. Auf dem »grauen Markt« zwischen den Banken hat sie auch bereits begonnen (Clairmonte 1987). Kann diese Abwertung aber in verallgemeinerter und offizialisierter Form vorgenommen werden? Was würde geschehen, wenn diese Abwertung sich verallgemeinert (neuerlicher Kursverfall des Dollar, Zusammenbrechen des Kurses der Schatzamtanleihen, Annullieren der Schuldforderungen an die Dritte Welt)? Auch wenn diese Guthaben, die längst fiktiv geworden sind, bisher dazu dienen, das gesamte Weltbankensystem als Pfand einzusetzen, würde man doch den Bankrott der großen Banken und den allgemeinen Zusammenbruch des Währungssystems riskieren. Während eine kontrollierte Abwertung fragwürdig gewordener Schuldforderungen die Bankkunden beruhigt, wird eine solche Abwertung gefährlich, falls sie verallgemeinert und auf

große Forderungsmassen angewendet wird. Aus diesem Grund ist es Mexiko nicht gelungen, einen offiziellen Umtausch seiner um 50 % abgewerteten Schulden gegen entsprechende von der Federal Reserve verbürgte Obligationen zu erreichen.

Eine rasche Abwertung der gegenüber der Dritten Welt bestehenden Schuldforderungen ist also nur zu erreichen, wenn eine supranationale Währungsinstanz, die als »lender of last resort« fungiert, die Banken für die Schuldforderungen entschädigt, die sie ihren Schuldnern erlassen. Dadurch erhalten die Sonderziehungsrechte eine erneute Aktualität — als eine wirkliche Währung, die von einem nach den Prinzipien, die Keynes in Bretton Woods vorgeschlagen hatte, neu durchdachten internationalen Währungsfonds ausgegeben würde. Diese Sonderziehungsrechte würden zunächst die nicht bezahlten bzw. nicht bedienten Schulden substituieren und anschließend jährlich je nach den Entwicklungsbedürfnissen der Bevölkerungen auf der ganzen Welt verteilt. Das wäre das Aus für die Hegemonie des Dollars, der damit den Status der faktischen Weltwährung verlore ... Aber hätten die USA überhaupt noch lange Zeit die Möglichkeit, das zu vermeiden? Vor genau dieses Problem stellt uns jeder Versuch einer Bereinigung ihres Defizits.

Eine US-amerikanische Rezession vermeiden

So sehr uns auch die Aussicht verbittern mag, daß die USA der Austeritätspolitik entgehen, wie sie der IWF den Ländern der Dritten Welt so grausam aufgezwungen hat, scheint es in der Tat so, als ob bei einer solchen Defizitbereinigung die größten Anstrengungen unternommen werden müssen, um eine US-amerikanische Rezession zu vermeiden. Und zwar aus dem Grunde, daß die Kosten dafür in erster Linie von den Frauen, den schwarzen und Hispano-Minderheiten, den Jugendlichen in prekären Beschäftigungsverhältnissen und ganz generell von jener immensen Dritten Welt innerhalb der USA zu tragen wären. Aber auch aus dem Grunde, daß ein Fallen der US-Importe für Europa und Japan schwerwiegende — und für die neuen Industrieländer, deren Hauptkunde die USA sind, ganz dramatische — Auswirkungen hätte.

Aber wie ist es denn möglich, ohne eine Rezession einen Ausgleich der Handelsbilanz der USA mit dem Rest der Welt zu erreichen (Marris 1987)? Die USA haben dies zunächst versucht, indem sie mit ihren Handelspartnern eine Abwertung ihrer Währung seit 1985 abstimmten. Aber diese Lösung verbessert ihre Handelsbilanz mit den Ländern der Dollarzone⁶ nicht, woraus sich ihre protektionistischen Maßnahmen gegenüber ihren Lieferanten in der Dritten Welt erklären. Vor allem aber bestehen die deutschen und japanischen Gläubiger in dem Maße, wie sie die Abwertung ihrer Schuldforderungen in Dollar beunruhigt, auf wachsenden Anforderungen an die Zinsen, die ihnen diese Anspruchstitel eintragen. Vor allem die Japaner üben sich mehr und mehr in Zurückhaltung, wenn es um den Kauf von Schatzamtanleihen geht, an denen »man sich die Finger verbrennt«⁷: der Dollar hat seine Funktion als Reservewährung verloren.

Insgesamt gesehen, führt der ökonomische Hegemonieverlust der USA zusammen mit der Sackgasse, in die zwei Amtsperioden der Reagan-Administra-

tion die USA geführt haben, notwendig auch zu einer Aufgabe ihrer Hegemonie im Weltwährungssystem. In ihrem Streit mit Bonn, der dann den Börsenkrach vom Oktober 1987 auslöste, kann man deutlich das Echo der Tiraden der britischen Minister der sechziger Jahre — als das Pfund Sterling als Reservewährung in den letzten Zügen lag — gegen die »Gnome von Zürich« heraushören: eine dahinschmelzende Währung kann keine universale Währung bleiben! Aber die USA sind ebenso wenig dazu in der Lage, ihre Konten ohne eine rigorose Austeritätspolitik auszugleichen — was aber in Wahlkampfzeiten völlig unmachbar ist. Da sie zugleich unfähig sind, ihre Handelspartner zu einem Wirtschaftsaufschwung zu veranlassen, werden sie also noch ungefähr ein Jahr weiterlavieren, auf das Risiko hin, einen neuerlichen Inflationsschub und einen Wiederanstieg der Zinsen zu provozieren — und damit einen erneuten, sehr viel gravierenderen Börsenkrach, mit einem Zusammenbruch des wenig glaubwürdigen Marktes an Schuldverschreibungen, einem Kurssturz an der Börse von Tokio usw.

Die sozial und ökonomisch bessere Lösung bestünde sicherlich in einer Zunahme der Importe auf seiten der beiden anderen Pole. Japan hat gerade bedeutende Anstrengungen im Sinne einer internen Wirtschaftsankurbelung unternommen, aber es ist zu befürchten, daß dies unzureichend sein wird: Als ein Land mittlerer Größe und mit zunehmender Überalterung, das bereits überreich mit Investitionsgütern ausgestattet ist, wird Japan wahrscheinlich nie zu einem großen Importeur werden. Alle Blicke wenden sich also jetzt auf Europa.

Als weltweit wichtigster Markt, sowohl an Bevölkerung als auch an Reichtum, ist Westeuropa seit dem Beginn der Krise auch der große Stagnationspol gewesen, an dem die Arbeitslosigkeit trotz demographischer Stabilität angewachsen ist. Diese Paradoxie hängt keineswegs mit einer Unfähigkeit zur technologischen und sozialen Innovation zusammen, wie es vor allem Italien und die Bundesrepublik zeigen. Ein Blick auf die Zahlen (Tabelle 2) läßt deutlich erkennen, wo das grundlegende Problem liegt: Nur die Schweiz, Österreich, Schweden und Norwegen, d.h. genau die Länder, die nicht der EWG angehören, sind in Westeuropa der Stagnation und der Arbeitslosigkeit entgangen ...

Tabelle 2: Wachstum und Arbeitslosigkeit: der »EWG-Effekt«*

Land	Arbeitslosenquote (Sommer 1987)	Industrielles Wachstum (Sommer 87, 1980=100)
Japan	2,8 %	125,8
USA	5,8 %	120,6**
Schweden	1,6 %	120,0
Norwegen	1,9 %	120,0
BRD	7,0 %	111,0
Großbritannien	9,7 %	115,3**
Frankreich	10,8 %	104,0
Italien	10,5 %	98,3

* Quelle: Observatoire français de conjoncture économique (OFCE)

** Der Bezug auf 1980 verfälscht die Abschätzung der Wirtschaftsleistung derjenigen Länder, die seit Ende 1979 den »monetaristischen Schock« erlitten haben (minus 10 % zwischen 1979 und 1980).

Als eine Freihandelszone ohne gemeinsame Sozialpolitik hat die EWG in der »goldenen Zeit« des Fordismus kaum eine Wachstumseinschränkung bedeutet, da alle Länder gleichzeitig auch eine Politik der Entwicklung ihres inneren Marktes verfolgt haben. In den siebziger Jahren sind dann aber die Mechanismen, die bis dahin gegenseitige Anpassungen ermöglichten, allmählich aufgegeben worden, während zugleich die Internationalisierung der Wirtschaft den Handelskrieg zwischen den Mitgliedern anfachte. Da die Regeln des Europäischen Währungssystems (EWS) den einzelnen Ländern die Möglichkeit nehmen, ihre Wechselkurse zu verändern, hatten sie keine andere Möglichkeit mehr, ihre Handelsbilanz auszugleichen, als das Verfahren einer »Austerität im Wettbewerb«. »Jeder versucht, langsamer zu wachsen als sein Nachbar« — das ist ein Spiel, bei dem alle verlieren. Weil jedes der Partnerländer auf sein Defizit im Verhältnis zu den anderen achten muß, ist das EWG-Europa insgesamt zur internen Stagnation verdammt und kann keine Zupferrolle für den Rest der Welt übernehmen.

Das europäische Wirtschaftswachstum ist tatsächlich ganz eng durch das der BRD beschränkt, die über die wettbewerbsfähigste Volkswirtschaft und daher über die größten Überschüsse verfügt. Nun haben aber seit der zweiten Phase der Krise die bundesdeutschen Regierungen, ganz gleich, ob links oder rechts, zweifelsohne unter dem Druck der liberalen FDP, der klassischen bürgerlichen Orthodoxie in Währungs-, Haushalts- und Sozialpolitik den Vorrang gegeben — ungeachtet einer Arbeitslosenquote in der Nähe von 10 %. Man könnte mir nun entgegenhalten, daß die Entscheidung für ein Wirtschaftswachstum nach der Devise »Langsam, aber sicher!« allein die bundesdeutsche Nation etwas angeht und in der demographischen Implosion, in die sie übergegangen ist, ihre Rechtfertigung findet. Das ist unbestritten — aber auf Grund der Mechanismen des EWS und des Gemeinsamen Marktes tritt die BRD gleichsam als der Wirtschaftsminister Gesamteuropas auf (Planchou 1987). Da die BRD sowohl eine Wirtschaftsankurbelung bei sich zu Hause als auch eine Abwertung auf seiten ihrer Partnerländer nicht zulassen will, verurteilt sie diese dazu, zwischen der Stagnation und einem Defizit zu ihren Gunsten hin- und herzuschwanken. M.a.W. behält sie sich den Markt ihrer Partnerländer als ein riesiges Absatzgebiet für ihre eigenen Produkte vor, verurteilt diese jedoch zugleich dazu, dieselben Märkte nicht weiter auszuweiten, wodurch sie sich selbst mittelfristig eine Falle stellt. Indem sie darüber hinaus noch eine Freihandelspolitik durchsetzt, deren volle Wirkung erkennbar werden wird, wenn 1992 kein Land der EG mehr individuelle Reglementierungen benutzen kann, um seine Importe zu regulieren, erlegt die BRD so dem gesamten EG-Europa eine immer passivere Rolle auf.

Die so gestellte Falle muß zerbrochen werden, damit Europa wieder zu einer Zone des Wohlstandes werden kann, die durch ein leichtes Defizit die weltweiten Ausgleichungsprozesse begünstigt. Dafür ist eine tiefgreifende Reform der institutionellen Mechanismen der EG erforderlich. Es reicht nicht aus, auf den gemeinsamen Binnenmarkt von 1992 zu verweisen oder die Konstituierung des ECU als einer gemeinsamen Währung zu fordern: Eine solche Flucht nach vorn, durch die auch noch die letzten Verteidigungsmechanismen des übrigen Europa gegen die bundesdeutsche Stagnationspolitik hinweggefegt würden, könnte das Übel, das es zu heilen gilt, nur noch verschlimmern. Es geht vielmehr darum,

endlich die Ochsen vor den Karren zu spannen und nicht mehr umgekehrt zu verfahren: Eine gemeinschaftliche Politik des sozialen Fortschritts muß der Vereinheitlichung der Regeln, der Währungen und der Märkte vorausgehen. Dieses Ziel kann auf zwei einander ergänzende Weisen verfolgt werden:

Zunächst, indem den Defizitländern wieder ein Handlungsspielraum gegeben wird, um ihr Wachstum zu beschleunigen, und um — durch Arbeitszeitverkürzung — die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Das setzt eine größere Autonomie des nationalen Währungsmanagements voraus sowie die Möglichkeit, sich auf Schutzklauseln zu berufen, falls eine zu »großzügige« Sozialpolitik zu allzu großen Belastungen der Handelsbilanz führt. In dieser Sicht muß jeder Schritt in Richtung der Schaffung einer gemeinsamen Außenwährung, des ECU, mit einer größeren Flexibilität des Kurses jeder einzelnen nationalen Währung mit Bezug auf den ECU einhergehen.⁸

Weiterhin, indem EG-Europa mit einem richtiggehenden gemeinsamen Sozialrecht und einer gemeinsamen Sozialpolitik versehen wird, die vor allem eine koordinierte Arbeitszeitverkürzung vorsehen müßten sowie strukturelle Transfers in die defizitären Regionen. Die gemeinsame Agrarpolitik war der Prototyp einer derartigen Politik. Allerdings haben sich die dafür gewählten Implementationsmechanismen (Stützung der Produktpreise statt Stützung der Bauerneinkommen) langfristig als pervers erwiesen und ihre Reform ist dringend überfällig (Mallet 1988). Aber das Grundprinzip von garantierten Einkommen, die auf europäischer Ebene sozial ausgeglichen werden, kann nur bei konservativen Kräften Anstoß erregen. Die Agrarverhandlungen sind sehr schwierig — und zwar nicht, weil die Bauern borniert wären, sondern weil sie das Experimentierfeld transnationaler Struktur- und Sozialpolitiken bilden.

Nun macht aber die Wiedergewinnung der Fähigkeit EG-Europas zur Initiative, durch die es Wohlstand und Vollbeschäftigung seiner Werktätigen sicherstellen und zum Partner eines gemeinsamen Entwicklungsprozesses mit den Ländern der Dritten Welt werden könnte sowie an der Errichtung eines neuen internationalen Währungssystems teilnehmen und dadurch zu einer undramatischen Ausgleichung der US-amerikanischen Zahlungsbilanz beitragen könnte, noch einen weiteren Schritt erforderlich: die Festlegung eines institutionalisierten transnationalen sozialen Kompromisses über die Gesamtheit der Normen für Wirtschaftstätigkeit und Einkommensverteilung. Ohne einen derartigen Kompromiß wäre es besser — für jedes einzelne europäische Land wie für die Weltwirtschaft — zum Zustand der Autonomie bei Interdependenz zurückzukehren, durch den sich heute ein Land auszeichnet, dem es gelingen wird, den Weg aus der Krise zu finden, ohne jemals wirklich in sie eingetreten zu sein: Schweden (de Farmond 1988).

Aber wird es den sozialen Kräften Europas noch vor 1992 gelingen, jenen »Gemeinsamen Markt gegen Europa«⁹ abzuwehren, dessen Vollendung die Liberal-Konservativen und ihre verantwortungslosen Kommentatoren heute als die große Lösung aller Probleme preisen?

Aus dem Französischen von Frieder O. Wolf

Anmerkungen

- 1 Französische Ministerpräsident der keynesianischen Phase der PS-Regierung, 1981-1985. (AdÜ)
- 2 Für eine detaillierte Untersuchung der Nachkriegswirtschaftsordnung und der ersten Phasen ihrer Krise vgl. Lipietz 1985. (Im Argument-Verlag erscheint 1989 ein Band mit einer Auswahl der wichtigsten Beiträge von Lipietz zur Erforschung des Fordismus und seiner anhaltenden Krise. AdÜ).
- 3 Zu diesen divergierenden Modellen einer Krisenüberwindung vgl. Messine 1987 u. Lipietz 1988.
- 4 Südkorea, Taiwan, Singapur und Hongkong. (AdÜ)
- 5 Während des ersten Halbjahres 1987 haben die USA ein Wachstum ihres Bruttosozialproduktes von 1,6 % erzielt, wovon 0,6 % auf das Konto von Exporten gingen. Der Rest geht auf eine leichte Erhöhung der Haushalts-einkommen und einen neuerlichen Fall der Sparquote zurück.
- 6 D.h. v.a. alle Länder der sog. »Dritten Welt«, die nicht als ehemalige Kolonien in ihren Währungen an den französischen Franc oder an das britische Pfund angekoppelt sind. (AdÜ)
- 7 Nach Angaben der Mitsubishi-Bank hat sich die »Rotationsgeschwindigkeit« dieser Papiere in den Händen japanischer Anleger von 1,3 Besitzwechseln (im Jahre 1984) auf 9,8 (in den ersten acht Monaten des Jahres 1987) erhöht.
- 8 Eine Stärkung des ECU nach außen bleibt äußerst wünschenswert, um die europäischen Währungen vor spekulativen Bewegungen der frei floatierenden Kapitalien zu schützen (Aglietta, Mendelek 1987).
- 9 Titel eines — längst vergessenen! — Buches von Michel Rocard, Paris 1973.

Literaturverzeichnis

- Aglietta, M., und N. Mendelek, 1987: Politiques économiques nationales et évolution du système monétaire européen. *Economie prospective internationale*, Nr. 32, 4. Quartal
- Clairmonte, F.F., 1987: L'art et la manière de convertir une dette en pactole, *Le Monde diplomatique*, Dezember
- de Bernis, G., und J. Léonard, 1987: La tentation déflationniste, *Le Monde diplomatique*, Oktober
- de Faramond, G., 1988: Un droit entendu et renforcé, *Le monde diplomatique*, April
- Jedlicki, C., 1984: De l'impossible remboursement de la dette à l'indispensable remboursement des banques. *Revue Tiers-Monde*, Nr. 99, Juli
- Leborgne, D., und A. Lipietz, 1988: L'après-fordisme et son espace, *Les Temps modernes*, April
- Lipietz, A., 1985: *Mirages et miracles*, Paris
- Marris, S., 1987: Les déficits et le dollar, l'économie mondiale en péril, *Economica*, Paris
- Messine, P., 1987: *Les Saturniens*, Paris
- Nallet, H., 1988: L'urgence d'une solution globale, *Le monde diplomatique*, Februar
- Planchou, J.-P., 1988: Une politique monétaire européenne au service du Mark, *Le monde diplomatique*, Januar



Detlev Albers Sozialismus im Westen Erste Annäherungen: Marxismus und Sozialdemokratie

Mit dem Irseer Programm (1986) hat sich die SPD wieder ausdrücklich auf die »Marxsche Geschichts- und Gesellschaftslehre« als eine ihrer wichtigsten »geistigen Wurzeln« berufen. Welchen Beitrag kann ein erneuerter Marxismus für die Theorie und die Praxis der SPD leisten? Detlev Albers, Mitglied der II. Programm-Kommission des SPD-Parteivorstandes, behandelt in seinen Aufsätzen u.a. die Grundsatzdebatte in der SPD sowie deren Herausforderungen und Perspektiven.

260 Seiten, br., DM 22,-

Toshio Yamada

Marxismus in Japan*

Kleine Vorgeschichte des zeitgenössischen Marxismus

Kontroverse über den japanischen Kapitalismus (die dreißiger Jahre). — Seit der Restauration von Meiji (1868)¹ hat sich Japan schnell zu einem kapitalistischen Land entwickelt. Aber der Kapitalismus, der in Japan entstand, unterschied sich nicht nur stark von dem der europäischen Länder, sondern auch von der theoretischen Vorstellungswelt, die Marx im »Kapital« beschrieben hatte. Für eine marxistische Praxis war es also unumgänglich, die Natur des japanischen Kapitalismus zu klären. Wie ist der japanische Kapitalismus zu definieren? Was für eine revolutionäre Strategie kann man aus dieser Definition ableiten?

Die am meisten umstrittene Frage war die Agrar- oder Bauernfrage. In der Tat war das dem japanischen Kapitalismus vor dem Zweiten Weltkrieg zugrunde liegende Agrarsystem von einem besonderen Zug geprägt, dem parasitären Absentismus des Grundbesitzers. Dieser besitzt ausgedehnte kultivierte Ländereien und verpachtet sie an zahlreiche Pächter, von denen er eine sehr hohe Grundrente in Form von Naturalien erhält. Was für eine historische Definition soll man diesem parasitären Absentismus geben? Zu diesem strittigen Punkt gab es zwei Hauptpositionen.

Eine ist die der »Kōza-Schule«, vertreten von Moritarō Yamada (1897-1980), Eitarō Noro (1900-1934) u.a. Diese Schule begreift den parasitären Absentismus als ein grundlegend feudales System. Sie definiert also den japanischen Kapitalismus durch zwei vorherrschende Züge: »Militarismus und Halb-Feudalismus«. Die andere Position ist die der »Rōnō-Schule«, der Tamizō Kushida (1885-1934), Itsurō Sakisaka (1897-1985) u.a. angehören. Diese insistieren auf einem an der Moderne orientierten Charakter dieses Absentismus und daher auf dem modernen Charakter des japanischen Kapitalismus.

Das ist ein grundlegender Widerspruch: Die Rōnō-Schule betont, daß der japanische Kapitalismus im Grunde nichts anderes sei als der Kapitalismus im allgemeinen und daß die Unterschiede zwischen dem japanischen Kapitalismus und dem des Westens nur aus der Tatsache resultierten, daß jener noch nicht das gleiche Entwicklungsstadium wie dieser erreicht habe. Demgegenüber insistiert die Kōza-Schule auf der Tatsache, daß der japanische Kapitalismus in dem Sinne äußerst eigentümlich sei, daß er auf tiefverwurzelten Überresten der feudalen Epoche oder gar auf etwas spezifisch Japanischem beruhe. Nach dieser Schule gibt es also zwischen Japan und dem Westen nicht nur Unterschiede in bezug auf die Stadien der kapitalistischen Entwicklung, sondern auch hinsichtlich der Art von Kapitalismus.

Diese Polemik verband sich notwendigerweise mit der Auseinandersetzung über die revolutionäre Strategie. Für diejenigen, die den japanischen Kapitalismus als halbfeudal ansehen (wie die Kōza-Schule), muß die Revolution vor

* Zuerst unter dem Titel »Le Marxisme au Japon« in *Actuel Marx* Nr. 2 (1987).

allem einen bürgerlich-demokratischen Charakter haben. Im Gegensatz dazu muß für diejenigen, die den Absentismus eher für etwas Modernes halten (wie die Rōnō-Schule), die Revolution zuallererst sozialistisch sein. Dies war die Grundlage für politische Spaltungen und Meinungsverschiedenheiten zwischen der japanischen Kommunistischen Partei und den nicht-kommunistischen marxistischen Parteien.

Nach drei Jahren wurde diese Kontroverse durch die militärische Repression brutal unterbrochen. Aber der Marxismus hat in Japan durch diese Kontroverse trotzdem Wurzeln geschlagen.

Die Problematik der Subjektivität. — Nach der militärischen Niederlage im Jahr 1945 hat der Marxismus in Japan zum ersten Mal ein großes Prestige in der öffentlichen Meinung gewonnen. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß ein sehr ernstes Problem existierte, nämlich das des Stalinismus bzw. das des sogenannten sowjetischen Marxismus. Es ist nicht schwierig, im Stalinismus eine »objektivistische« Abweichung und eine Tendenz zur Vernachlässigung der Rolle des Individuums auszumachen. Zudem war der Marxismus in Japan ohne irgendeinen Bezug auf die Problematik der Subjektivität jedes Individuums aufgenommen worden. Dies geschah um so leichter, als das traditionelle japanische Denken die Individuen der Gemeinschaft unterordnet. In diesem Kontext verwandelt sich der Marxismus, je größeren Wert er auf die Klassenfrage legt, paradoxerweise um so mehr in ein Denksystem, das die Entfaltung der Individualität unterdrückt.

Das Auftauchen der Frage der Subjektivität hatte in Japan folgende Bedeutung: Wie soll man die enge Beziehung zwischen einem »historischen Ziel der Menschheit« und der aktuellen Existenz eines jeden sterblichen Individuums fassen? Die Vorrangstellung der Subjektivität stellte eine treffende Kritik der marxistischen Ideen dar, die damals in Japan vorherrschten: »Die soziale Revolution bezieht sich ganz auf dieses Ziel, das Individuum zählt nichts.«

Die politische Ökonomie von Kōzō Uno

Methodologie der drei Ebenen in der politischen Ökonomie. — Der wichtigste Beitrag Kōzō Unos (1897-1977) ist seine Methodologie der politischen Ökonomie in drei Etappen bzw. auf drei Ebenen: den allgemeinen Prinzipien, der Theorie der Phasen oder Stadien und der Analyse konkreter Gesellschaften. Die Ebene der allgemeinen Prinzipien ist das Gebiet, auf dem die grundlegenden ökonomischen Gesetze formuliert werden, indem methodologisch eine »rein kapitalistische Gesellschaft« angenommen wird. Die zweite Ebene ist die der Untersuchungen über den besonderen Inhalt der verschiedenen aufeinander folgenden Phasen der Entwicklung des Kapitalismus im weltgeschichtlichen Rahmen. Hierher gehören zum Beispiel die Imperialismustheorie und die Theorie von Finanzkapital. Nur auf der Grundlage der allgemeinen Prinzipien und der Theorie der Phasen können die verschiedenen historisch gegebenen kapitalistischen Gesellschaften analysiert werden. Dies ist die dritte Etappe, die das letzte Ziel jeder Untersuchung in der politischen Ökonomie darstellt. Sicher, der »reine oder ideale Kapitalismus«, den die allgemeinen Prinzipien definieren, hat für sich

genommen noch nirgends auf der Welt existiert. Aber nach Uno ist die Annahme eines reinen Kapitalismus ganz und gar nicht willkürlich; die realen kapitalistischen Gesellschaften haben vom 17. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine Entwicklungstendenz hin zu einem reinen Staat gezeigt. Auf dieser historischen Basis, so betont er, könne man die allgemeinen Prinzipien formulieren. Uno hält in dieser Hinsicht *Das Kapital* von Marx für einen »Prinzipien«-Text, allerdings für einen absolut ungenügenden und unfertigen Text, denn man finde in ihm zahlreiche Thesen vermischt, die nicht zu diesem Bereich der Prinzipien gehörten: die Verelendungstheorie, die Theorie der ursprünglichen Akkumulation usw. Nach Uno ist die Verelendung der Arbeiter ein besonderer Zug des englischen Kapitalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Aber wenn sich alle kapitalistischen Länder dem reinen Kapitalismus annähern würden, dann würde es genügen, die allgemeinen Prinzipien und die empirischen Analysen zu entwickeln. In Wirklichkeit jedoch, so führt Uno aus, sei die Tendenz des Kapitalismus zu seiner reinen Existenz vom Auftauchen des Finanzkapitals am Ende des 19. Jahrhunderts an verhindert und umgekehrt worden. Aus diesem Grund reichten die Prinzipien nicht aus und sei eine Phasentheorie notwendig.

Um die Wichtigkeit der Phasentheorie zu unterstreichen, greift Uno ein Beispiel aus der Kontroverse zwischen Bernstein und Kautsky auf. Nach Uno begingen beide den gleichen methodologischen Fehler. Bernstein forderte die Ablehnung der allgemeinen Prinzipien, indem er neue Phänomene wahrnahm, die Marx nicht vorhersehen konnte; während Kautsky, der mit übertriebener Hartnäckigkeit die allgemeinen Prinzipien (*Das Kapital*) verteidigte, sich als unfähig erwies, die Existenz dieser historischen Veränderungen anzuerkennen. Obwohl beide Zeitgenossen des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren, war das einzige, was sie taten, ausschließlich die allgemeinen Prinzipien der konkreten Situation gegenüberzustellen. Mit einem Wort: beiden fehlt die Phasentheorie. Aber auch Marx selbst muß für solch ein steriles Vorgehen verantwortlich gemacht werden, denn auch er hat Thesen, die zur Phasentheorie gehören, mit solchen vermischt, die den allgemeinen Prinzipien zuzurechnen sind. Uno versucht also, *Das Kapital* zu modifizieren, zu reinigen und zu systematisieren.

Diese Methodologie Unos geht ursprünglich von seinen eigenen Überlegungen zu der alten Kontroverse über den japanischen Kapitalismus aus. Seiner Meinung nach wollten sowohl die Kōza-Schule als auch die Rōnō-Schule die allgemeinen Prinzipien direkt auf die konkrete Situation Japans in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts anwenden. Es war notwendig, zwischen den allgemeinen Prinzipien und den konkreten Analysen des japanischen Kapitalismus zu allererst eine Theorie der Entwicklungsphase zu formulieren, die der internationale Kapitalismus in dem Moment erreicht hatte, in dem die japanische Gesellschaft selbst kapitalistisch wurde.

Elemente der »gereinigten« allgemeinen Prinzipien. — Uno widmete den allgemeinen Prinzipien der politischen Ökonomie den Großteil seiner Bemühungen. Laut Uno müssen sie Phänomene definieren, die sich wiederholt in der rein kapitalistischen Gesellschaft entwickeln (z.B. der Warentausch, die Akkumulation des Kapitals, die Krise usw.). Anders gesagt: man ist verpflichtet, die allge-

meinen Prinzipien in der Form eines vollständigen, sich wie in einem geschlossenen Kreis unaufhörlich selbst reproduzierenden Systems zu entwickeln. Das bedeutet, daß man aus dem System der allgemeinen Prinzipien die Theorien der Phänomene ausschließen muß, die nur ein einziges Mal vorkommen, d.h. die sogenannten historischen Gesetze (z.B. die ursprüngliche Akkumulation usw.).

Darüber hinaus werden die Theorien über die Ware, das Geld und die Verwandlung von Geld in Kapital von Uno radikal umgearbeitet. Die von Marx entwickelte Darstellung dieser Theorien scheint in den Augen Unos eine einfache Warengesellschaft zur Voraussetzung zu haben. D.h. daß Marx, indem er die einfache Warengesellschaft ganz an den Anfang gestellt hat und danach die kapitalistische Gesellschaft, die historische Entwicklung von der einen zur anderen behandelt hat, was Uno völlig ablehnt. Er gestaltet diese Theorien im Gegenteil in der Weise um, daß sie nicht die Ebene der Produktion behandeln, sondern nur die Ebene der Zirkulation, die der Oberflächenform der Gesellschaft. Er nennt die Ware, das Geld und das Kapital »Formen der Zirkulation«, weil sie auf der Oberflächenebene der Zirkulation erscheinen. Das führt ihn notwendigerweise dazu, die Theorie vom Wert der Arbeit im Unterschied zu Marx nicht zu Anfang seines Systems abzuhandeln.

So entwirft Uno sein eigenes System der allgemeinen Prinzipien in drei Teilen: 1. die Formen der Zirkulation, 2. der Produktion, 3. der Distribution. Uno bemüht sich, in diese letzteren beiden Teile die Theorie der Krise einzuführen. Denn die ökonomische Krise ist eine Erscheinung, die sich in der kapitalistischen Gesellschaft wiederholt und die diese darüber hinaus am grundlegendsten charakterisiert. Für ihn kann also das System der allgemeinen Prinzipien nicht abgeschlossen sein ohne Krisentheorie.

Kōzō Uno hat viele Schüler und Anhänger geformt, darunter Tsutomu Ouchi (geboren 1918) und Makoto Ito (geboren 1936). Vor allem seit den sechziger Jahren haben diese ihre Untersuchungen mit dem Ziel vorangetrieben, die allgemeinen Prinzipien von Uno noch weiter zu perfektionieren und zu systematisieren. Andererseits haben sie versucht, die Phasentheorie und die konkrete Analyse auszuarbeiten. So hat sich eine wichtige Schule herausgebildet, die Schule von Uno.

Die sogenannte Theorie der Bürgerlichen Gesellschaft

Kritik des japanischen Kapitalismus. — Die Schule der Bürgerlichen Gesellschaft stellt den Begriff der »bürgerlichen Gesellschaft« als Kriterium für eine Kritik des japanischen Kapitalismus wie auch des existierenden Sozialismus auf. »Bürgerliche Gesellschaft«, darunter verstehen wir vorläufig eine Gesellschaft, in der Gleichheit zwischen der Arbeit und dem Eigentum herrscht (z.B. »the commercial society« von Adam Smith; die Gesellschaft, die im Abschnitt »Ware und Geld« im *Kapital* beschrieben wird). Anders ausgedrückt bedeutet »bürgerliche Gesellschaft« eine Gesellschaft, in der die Menschen sich von den feudalen Gemeinschaften emanzipieren, um sich der Freiheit und der Gleichheit zumindest auf rechtlichem Gebiet zu erfreuen. Wichtig ist, »bürgerliche Gesellschaft« und »kapitalistische Gesellschaft« streng voneinander zu unterscheiden.

Was den japanischen Kapitalismus angeht, widmet sich Yoshihido Uchida (geboren 1913) den Besonderheiten der japanischen Gesellschaft und folgt dabei der traditionellen Problematik der Kōza-Schule. In Japan, so betont er, habe sich der Kapitalismus entwickelt, ohne jemals eine bürgerliche oder »moderne« Gesellschaft ins Leben gerufen zu haben. Im Gegenteil, der japanische Kapitalismus habe sich entwickelt, indem er feudale und vormoderne Elemente bewahrt und sich auf diese gestützt habe. Japan sei sicher eine kapitalistische Gesellschaft, aber niemals eine bürgerliche Gesellschaft gewesen. Der japanische Kapitalismus sei ein Kapitalismus ohne bürgerliche Gesellschaft gewesen.

Was den japanischen Kapitalismus der sechziger Jahre angeht, so habe man selbstverständlich eine beträchtliche Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft erlebt. In diesem Sinne stelle sich die Frage der bürgerlichen Gesellschaft nach dem Krieg nicht so wie vor dem Krieg. Aber wir befänden uns jetzt mitten im Hyperwachstum der japanischen Wirtschaft, einem auf der Welt noch nie dagewesenen Wachstum. Worin besteht also das Geheimnis des japanischen Kapitalismus, der ein so wundersames Wachstum zustandebringt?

Nach Uchida muß man es in der Schwäche der bürgerlich-demokratischen Elemente suchen. In Japan können alle vom Kapital aufgezwungenen Erfordernisse leicht zum Nachteil der bürgerlich-demokratischen Rechte oder der Achtung der Menschenrechte verwirklicht werden. Ferner kommt hier die Staatsproblematik hinzu. Einen japanischen Denker zitierend, faßt Uchida den Unterschied zwischen Westeuropa und Japan so zusammen: »In Europa schafft Gott die Menschenrechte, und dann schafft der Mensch die Rechte des Staates, und darauf schafft der Staat die Menschenrechte.« Was Uchida mit diesem Grundsatz sagen will, ist, daß die Differenz darin besteht, was man als Axiom setzt; in Europa sind es die Menschenrechte (die bürgerliche Gesellschaft), die als selbstverständlich vorausgesetzt werden, in Japan sind es dagegen die Rechte des Staates. Daher, so betont Uchida, hört die Macht des Kapitals und des Staates in Japan nie auf zu wachsen, während die bürgerliche Gesellschaft ohnmächtig bleibt. Genau darin liegt die soziale Basis des starken japanischen Wachstums und der technologischen »Supermodernisierung«. Nach Uchida hat gerade das Überleben der Prä-Moderne ein solches schnelles Wachstum der Supermoderne in Japan ermöglicht. Daraus kann man mit Uchida schlußfolgern, was paradox erscheinen mag, daß sich in Japan der Kapitalismus dank der Schwäche der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt.

Kritik der existierenden sozialistischen Länder. — Die Schule der Bürgerlichen Gesellschaft sucht das Modell des Sozialismus nicht in den Arbeiten von Engels oder Lenin, sondern in denen von Marx selbst. Zu diesem Thema hat eine von Kiyooki Hirata (geboren 1922) vorgetragene Problematik eine große Debatte provoziert. Diese dreht sich um eine sehr bekannte Passage am Ende des Ersten Buches des *Kapital*:

»Die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehende kapitalistische Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigentum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist die Negation der Negation. *Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum* auf Grundlage

der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel.« (MEW 23, 791; Hervorh. d. d. Verf.)

Hirata insistiert auf der Tatsache, daß der Sozialismus hier von Marx als eine »Wiederherstellung des individuellen Eigentums« definiert werde. Was ist dieses individuelle Eigentum? Es muß betont werden, daß Engels diesem im *Anti-Dühring* eine besondere Interpretation gegeben hat. Er schreibt, daß das individuelle Eigentum, von dem Marx spricht, das individuelle (=private?) Eigentum eines jeden an Konsumgütern ist. Die gleiche Interpretation findet man bei Lenin. Hirata widerspricht hier Engels und Lenin. Das individuelle Eigentum, so Hirata, beziehe sich nicht nur auf die Konsumgüter, sondern auch auf die Produktionsmittel, also auf das grundlegende Prinzip des Eigentums in der Gesellschaft der Zukunft. Für ihn ist das »individuelle Eigentum«, streng unterschieden vom »Privateigentum«, nichts anderes als ein Eigentumssystem, in dem sich für jedes Individuum die Identität von Arbeit und Eigentum, das heißt die »Selbstverwirklichung« der Individuen durch ihre Arbeit vollzieht.

Hirata hat mit seiner These, nach welcher der Sozialismus die »Wiederherstellung des individuellen Eigentums« ist, alle schockiert. In Wirklichkeit hat er, indem er diesen Begriff vorgebracht hat, nichts anderes getan, als den Akzent auf die Bedeutung der »bürgerlichen Gesellschaft« zu legen. Es ist leicht zu verstehen, daß sein Standpunkt ihn notwendigerweise zur Kritik des sowjetischen Sozialismus brachte, wo der Staat allmächtig ist und im Gegensatz dazu die bürgerliche Gesellschaft ohnmächtig. Von daher seine andere These: daß in den existierenden Sozialismen die bürgerliche Gesellschaft zu schaffen sei!

Kritik der orthodoxen Dogmen. — Hirata zielt, indem er die bürgerliche Gesellschaft betont, wie Uchida, der den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur hervorhebt, auf eine neues Verständnis des *Kapital* ab, auf eine Alternative zum Klassenmonismus, der von der Orthodoxie propagiert wird. Die von dieser Schule vorgebrachte Problematik besteht darin, daß es notwendig sei, das »moderne« Individuum zur Geltung zu bringen, indem man sich gegebenenfalls auf das Beste im sogenannten bürgerlichen Denken stütze. Solange dem nicht so sei, verwandele sich der Marxismus in Japan leicht in ein unterdrückerisches Denksystem.

Die Philosophie der Verdinglichung

Die Philosophie der Verdinglichung im Gegensatz zu der der Entfremdung. — Marx zeigt in seinen *Manuskripten* von 1844, daß das Privateigentum eine entfremdete Form des Gattungswesens des Menschen ist, und er versucht, den Kommunismus als eine positive Aufhebung der menschlichen Selbstentfremdung (als eine völlig Rückkehr des Menschen zu sich selbst) zu definieren. Nach Wataru Hiromatsu (geboren 1933) besteht die Schwierigkeit darin, daß Marx dort den Begriff der Entfremdung im Kontext der Hegelschen Dialektik von »Subjekt — Objekt« in der Weise verwendet, daß die Marxsche Logik nur darauf hinausläuft, den »Weltgeist« als Subjekt der Selbstentfremdung durch das »Gattungswesen« zu ersetzen. Diese Argumentationsweise, so Hiromatsu, ist eine

idealistische bzw. die einer ideologischen Umkehrung. Weshalb? Weil sich mit diesem Begriff des Gattungswesens ein ideologisches Element vermischt, das einer abstrakten und überhistorischen Wesenheit, die in der Realität niemals existiert.

Dagegen beginnt Marx von der *Deutschen Ideologie* an, die Logik der Verdinglichung zu übernehmen. Nach dieser Logik sind es die sozialen Beziehungen der gemeinsam agierenden konkreten und wirklichen Individuen und nicht das abstrakte und ideale menschliche Wesen, die sich verdinglichen, erstarren und sich in verdinglichten Gestalten manifestieren, unabhängig von den Individuen. Eben dieser Standpunkt, so führt Hiromatsu aus, mache den Marxschen Materialismus und den epistemologischen Horizont des *Kapital* aus.

Die Ontologie der Intersubjektivität. — Der Marxsche Begriff der Verdinglichung, so Hiromatsu, bezeichnet im Gegensatz dazu, was gewöhnlich angenommen wird, keine Phänomene der Verdinglichung, die nach dem »Subjekt — Objekt«-Schema, das dem modernen Denken so teuer ist, unmittelbar ein besonderes Subjekt und ein besonderes Objekt verbinden. Es handelt sich im Gegenteil um »intersubjektive« Erscheinungen. Die Phänomene der Verdinglichung sind nur durch eine intersubjektive Vermittlung zwischen den Menschen wirksam und nicht in einer unmittelbaren Beziehung zwischen einem Subjekt und einem Objekt, wie die Philosophie der Entfremdung meinte. So findet Hiromatsu, indem er das »Subjekt — Objekt«-Schema und die substantialistische Auffassung ablehnt, in der Marxschen Ontologie eine Thematik der Intersubjektivität, die den sozialen Beziehungen Vorrang gibt.

Nach seiner Meinung ist es gerade die Philosophie der Verdinglichung, die den Horizont der »modernen« Weltanschauung überschreiten kann. In der modernen Welt sind Subjekt und Objekt voneinander getrennt; folglich findet man in den modernen bürgerlichen Ideologien den Gegensatz von Subjektivismus und Objektivismus oder auch den von Anthropozentrismus und Szientismus, je nachdem, ob man das Subjekt oder das Objekt als Grundlage nimmt. Diese Art von Gegensatz charakterisiert die »moderne« Weltanschauung. Selbst die Philosophie der Entfremdung des jungen Marx überwindet das moderne »Subjekt — Objekt«-Schema nicht.

Das betrifft nicht nur den jungen Marx. Die gesamte Geschichte des Marxismus war bis heute, so Hiromatsu, die eines Gegensatzes zwischen Objektivismus (Szientismus) und Subjektivismus (Anthropozentrismus), zum Beispiel zwischen dem sowjetischen und dem westlichen Marxismus, oder sogar in Japan selbst zwischen orthodoxem und subjektivem Marxismus. Warum? Weil man den Marxschen Materialismus nicht in seinem rationalen Kern begriffen hat, d.h. der Philosophie der Verdinglichung oder der Intersubjektivität.

Die Philosophie Hiromatsus hatte in Japan ein breites Publikum vor allem in der jungen marxistischen Generation.

Anstelle eines Schlußwortes

Durch diese neuen Tendenzen des Marxismus in Japan haben wir einige grundlegende Themen vertieft: die Beziehung zwischen dem Allgemeinen und dem

Konkreten, zwischen dem Logischen und dem Historischen, zwischen dem Individuellen und dem Sozialen, zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven usw. Nichtsdestoweniger verböhnen sich diese neuen Marxismen natürlich in theoretische Probleme.

Was jedoch besorgniserregender als die Mängel jeder dieser Schulen ist, das ist die aktuelle Situation des japanischen Marxismus in seiner Gesamtheit. Trotz der »Marx-Renaissance« tendiert der japanische Marxismus unleugbar zu einer gewissen Stagnation. Man kann einige Gründe für diese Stagnation anführen: die Zunahme konservativer Gesinnung auf Grund des »Erfolgs« der japanischen Wirtschaft, der Verlust des Vorbildcharakters der sozialistischen Länder usw. Der wesentliche Grund liegt jedoch im japanischen Marxismus selbst, der immer noch scholastisch ist, und der es versäumt, die heutige Gesellschaft zu analysieren oder sich mit Problematiken zu befassen, die von anderen Gesellschaftstheorien aufgeworfen werden. Damit der japanische Marxismus zu einem wahrhaft emanzipatorischen Denken für heute werden könnte, müßte er vor allem aus der exklusiven Schale herauskommen, in die er sich zurückgezogen hat.

Aus dem Französischen von Werner Mackenbach

Anmerkung

- 1 Anm. d. Red.: Mit der »Restauration von Meiji« wird die Wiederherstellung der politischen Macht des Kaisers (gegenüber den Militärdiktatoren, den Shogunen) bezeichnet. Damit geht zugleich der Beginn der (staatlich gelenkten) Industrialisierung Japans einher.

Literaturverzeichnis

Werke von Marx und Engels

- *Die deutsche Ideologie, 1974: Neuveröffentlichung mit Textkritischen Anmerkungen, hrsg. von Wataru Hiromatsu, Kawadeshobō-shinsha Verlag, Tokyo
- *Misère de la philosophie, 1982: fac-similé de l'exemplaire personnel de l'auteur, annoté en particulier de sa main, avec notice, transcription et notes par Kikuji Tanaka, Aoki Shoten, Tokyo
- *Das Kapital, 1959: Bd. 1, 1. Aufl., Nachdruck der Aoki Shoten, Tokyo
- *Le Capital, 1967: traduction de M. J. Roy, entièrement révisée par l'auteur, first reprinting, Far Eastern Book-Sellers-Publishers (Kyokuto Shoten), Tokyo

Kontroverse über den japanischen Kapitalismus

- Noro, Eitarō, 1930: Nihon Shihonshugi Hattatsushi (Geschichte der Entwicklung des japanischen Kapitalismus); vervielfältigte Ausgabe 1983, 2 Bände, Iwanami Bunko, Tokyo
- Yamada, Moritarō, 1934: Nihon Shihonshugi Bunseki (Analyse des japanischen Kapitalismus); vervielfältigte Ausgabe 1977, Iwanami Bunko, Tokyo
- Kushida, Tamizō, 1935: Nōgyō Mondai (Landwirtschaftliche Probleme), Kaizō-sha, Tokyo
- Sakisaka, Itsurō, 1937: Nihon Shihonshugi no Sho-mondai (Probleme des japanischen Kapitalismus), Ikusei-sha, Tokyo

Die Problematik der Subjektivität

- Tanaka, Kichiroku, 1950: Shutaiteki-Yuibutsuron eno Michi (In Richtung auf einen subjektiven Materialismus), Kiseitsu-sha, Tokyo
- Shiteki, 1949: Yuibutsuron no Seiritsu (Entstehung des historischen Materialismus), Riron-sha, Tokyo

* In europäischen Sprachen

- Umemoto, Katsumi, 1961: *Yuibutsuron to Shutaisei (Materialismus und Subjektivität)*, Gendai-shichōsha, Tokyo
- Ningenron, 1964: *Marx-shugi ni okeru Ningen no Mondai (Über das Individuum: die Problematik der Individualität im Marxismus)*, erweiterte Ausgabe, San'ichi Shobō, Tokyo

Die Politische Ökonomie der Schule Unos

- Uno, Kōzō, 1947: *Kachiron (Der Wert)*, Kawade Shobō, Tokyo
- ders., 1950/52: *Keizai Genron (Allgemeine Prinzipien der Politischen Ökonomie)*, 2 Bände, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1953: *Kyōkōron (Die Krise)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1954: *Keizai-Seisakuron (Wirtschaftspolitik)*, Kōbundō, Tokyo
- ders., 1962: *Keizaigaku Hohoron (Methodologie der Politischen Ökonomie)*, Tokyo Daigaku Shuppar, Tokyo
- *ders., 1964: *Keizai Genron*, neue gekürzte Ausgabe, Iwanami Shoten, Tokyo; englische Übersetzung: *Principles of Political Economy*, Harvester Press, 1980
- ders., 1966: *Shakaikagaku no Konponmondai (Grundlegende Probleme der Sozialwissenschaften)*, Aoki Shoten, Tokyo
- ders., 1973-1974: *Uno Kōzō Chosakushū (Werke von Kōzō Uno)*, 10 Bände, Iwanami Shoten, Tokyo
- Ōuchi, Tsutomu, 1980: *Ōuchi Tsutomu Keizaigaku Taikai (Politische Ökonomie Tsutomu Ōuchis)*, 7 Bände, Tokyo Daigaku Shuppankai, Tokyo
- *Ito, Makoto, 1976: *A Study of Marx's Theory of Value*, in: *Science and Society*, vol. XI, Nr. 3
- *ders., 1980: *Value and Crisis*, in: *Monthly Review Press/Pluto Press*

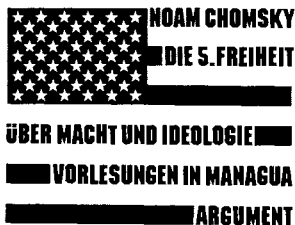
Die sogenannte Theorie der Bürgerlichen Gesellschaft

- Uchida, Yoshihiko, 1953: *Keizaigaku no Seitan (Entstehung der Politischen Ökonomie)*, Mirai-sha, Tokyo
- ders., 1966: *Shihonron no Sekai (Das Universum des »Kapitals«)*, Iwanami Shinsho, Tokyo
- ders., 1967: *Nihon Shihonshugi no Shisō-zō (Darstellungen des japanischen Kapitalismus in den Gesellschaftstheorien)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1981: *Sakuin toshitenō Shakaikagaku (Die Sozialwissenschaft als Arbeit)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1985: *Dokusho to Shakaikagaku (Lektüre und Sozialwissenschaft)*, Iwanami Shinsho, Tokyo
- Hirata, Kiyooki, 1968: *Remarques sur les catégories fondamentales du marxisme (Anmerkungen zu den grundlegenden Kategorien des Marxismus)*, in: *Keizai-kagaku (Wirtschaftswissenschaften)*, vol. 15, Nr. 3, Nagoya
- ders., 1969: *Shimin-shakai to Shakai-shugi (Bürgerliche Gesellschaft und Sozialismus)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1971: *Keizaigaku to Rekishi-ninshiki (Politische Ökonomie und Geschichtsphilosophie)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- *ders., 1978: *Sur la notion de propriété individuelle chez Karl Marx (Über den Begriff des individuellen Eigentums bei Karl Marx)*, in: *Keizai-kagaku (Wirtschaftswissenschaften)*, vol. 25, Nr. 4, Nagoya
- ders., 1982: *Keizaigaku-hihan eno Hōhō-josetsu (Diskurs über die Methode der Kritik der Politischen Ökonomie)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- *ders., 1984: *L'organisation du travail dans les entreprises japonaises face à la société informatique (Die Arbeitsorganisation in den japanischen Betrieben angesichts der Informationsgesellschaft)*, in: *The Kyoto University Economic Review*, Nr. 116, Kyoto

Die Philosophie der Verdinglichung

- Hiromatsu, Wataru, 1968: *Marx-shugi no Seiritsu-katei (Die Genese des Marxismus)*, Shiseidō, Tokyo; erweiterte Ausgabe 1984
- ders., 1969: *Marx-shugi no Chihei (Der epistemologische Horizont des Marxismus)*, Keisō Shobō, Tokyo
- ders., 1972: *Sekai no Kyōdō-shukanteki: Sonzai-kōzō (Ontologie der Intersubjektivität)*, Keisō Shobō, Tokyo
- ders., 1985: *Shihonron no Tetsugaku (Die Philosophie des »Kapitals«)*, Gendai-hyoron-sha, Tokyo
- ders., 1982: *Sonzai to Imi (Das Wesen und der Sinn)*, Iwanami Shoten, Tokyo
- ders., 1983: *Bushōka-ron no Kōzu (Skizze einer Philosophie der Verdinglichung)*, Iwanami Shoten, Tokyo

Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Großmacht-Politik?



Noam Chomsky

Die fünfte Freiheit

Über Macht und Ideologie

Vorlesungen in Managua

Dieser Band enthält fünf Vorlesungen zur US-amerikanischen Außen- und Sicherheitspolitik, die der angesehene Sprachwissenschaftler Noam Chomsky 1986 an der Universität von Managua (Nicaragua) gehalten hat. Der Titel deutet an, worum es Chomsky bei seinen Analysen geht: Den vier Freiheiten, die Präsident Roosevelt während des Zweiten Weltkriegs für die westlichen Alliierten formulierte — Redefreiheit, Glaubensfreiheit, Freiheit von Mangel und Freiheit von Furcht — stellt Chomsky die Fünfte Freiheit, die zu Raub und Ausbeutung, vor allem der Dritten Welt, entgegen. Mit welchen Mitteln die Vereinigten Staaten diese

Freiheit verteidigten (und noch verteidigen) belegt Chomsky mit einer beeindruckenden Fülle von geschichtlichen Beispielen vor allem aus Indochina und Lateinamerika. In großen Linien zieht er die Strukturen der US-Außenpolitik von den Anfängen über die umfassenden Weltmachtpläne der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart nach. Er fördert dabei brisantes geschichtliches Material zu Tage: Regierungsdokumente, Planungsstudien, Geheimpapiere, die sich allesamt dem Problem widmen, wie die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft der USA weltweit gesichert und ausgebaut werden können — ohne große Rücksichtnahme auf Demokratie, Menschenrechte und Menschenleben.

Weitere Themen sind der Rüstungswettlauf und die innenpolitische Situation der USA.

Das Buch ist, bei allem Engagement, sachlich und informativ und über das historische Material hinaus eine glänzende Einführung in die Kunst der ideologischen Verschleierung unbequemer politischer Tatsachen.

176 S., br., DM 24,—

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Erik Nohara

Geistige Wurzeln der Revolution in Nikaragua*

Wem sich die Chance bietet, an Versammlungen oder Konferenzen linker lateinamerikanischer Studenten teilzunehmen, dem wird als erstes der allem Nüchternen, Wissenschaftlich-unterkühlten abholde Diskurs auffallen. Selbst wenn die Referenten aus einem Manuskript vortragen, hört es sich wie ein spontaner Diskussionsbeitrag an; da schwingt Emotionalität, ja manchmal sogar schwärmerische Inbrunst mit. Die lateinamerikanischen Leninisten bekennen sich unverblümt zu dieser die Massen ansprechenden Rhetorik. Che Guevara schrieb:

»Wer wagt denn zu behaupten, der Marxismus würde die menschlichen Gefühle der Kameradschaft, der brüderlichen Liebe, der Achtung Anderer, der Rücksicht auf den Nachbarn prinzipiell ablehnen? Wer hat denn gesagt, Marxismus bedeute, keine Seele, keine Gefühle zu haben? Es war doch gerade die Menschenliebe, die den Marxismus hervorgebracht hat. Es war die Liebe zum Menschen, zur Menschheit, der Wunsch, gegen das Unglück des Proletariats anzukämpfen, der Wunsch, sich gegen das Leiden, das Unrecht, die Drangsalierung und Ausbeutung des Proletariats zu wehren, was es dem Marxismus ermöglichte, dem Kopf eines Karl Marx gerade in dem Augenblick zu entspringen, als es eine reale Chance und, wichtiger noch, als es die reale Möglichkeit, ja die historische Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Revolution gab, zu deren Dolmetscher er wurde. Aber was machte ihn denn zu diesem Interpreten, wenn nicht das Wurzelwerk menschlicher Gefühle von Männern wie ihm, wie von Engels oder wie von Marx?«

Und ein weiteres Zitat — diesmal direkt aus der Sandinista-Bewegung — zeigt, wie in offiziellen Ansprachen mit einer für unsere Ohren schon leicht verschroben klingenden quasi-religiösen Leidenschaft das Aufkommen des »Neuen Menschen« beschworen wird:

»Der neue Mensch wurde mit Pilzinfektionen auf der Haut und mit Eiter verursachenden Würmern unter den Fersen geboren; der neue Mensch wurde in der Einsamkeit geboren und von Moskitos lebendig aufgefressen; er stank von Geburt an. Das ist aber nur die äußere Seite; denn tief innen, unter dem Eindruck täglicher schmerzlicher Schocks, wurde der neue Mensch zugleich auch mit der Frische der Berge geboren. Ein neuer Mensch — man mag es kaum glauben —, der offen ist, nicht egoistisch und auch nicht länger kleinlich; ein zärtlicher Mensch, der sich für andere opfert; ein Mensch, der alles den anderen zu geben bereit ist; der leidet, wenn andere leiden, und der auch lacht, wenn andere lachen. Der neue Mensch begann sich bereits bei der Geburt eine ganze Reihe von Wertvorstellungen anzueignen; er entdeckte diese Werte und pflegte und kultivierte sie in seinem Inneren. Diese Zärtlichkeit kultiviert man immer in den Bergen. Ich habe immer darauf acht gegeben, die Schönheit nicht aus den Augen zu verlieren. Der neue Mensch wurde in den Bergen geboren; so wie andere in den Untergründen der Städte geboren wurden, kam der Guerilla in der Wildnis zur Welt.«¹

Es ist die zentrale Botschaft des an der Florida State University, Tallahassee, lehrenden Philosophieprofessors Hodges, daß die Revolution in Nikaragua sich nur durchsetzen konnte, weil ihre Führer ihr beizeiten mit dem Leben und Werk des einheimischen Revolutionärs Augusto César Sandino (1895-1934) so etwas wie eine nationale Identität und Weltsicht vermitteln konnten.

* Hodges, Donald C.: *Intellectual Foundations of the Nicaraguan Revolution*. University of Texas Press, Austin 1986 (392 S., br., 28,- DM)

Sandino war der illegitime und daher in der Jugend benachteiligte Sohn eines wohlhabenden und aus dem Norden Nikaraguas stammenden Mittelbauern und einer bettelarmen Indio-Frau. Sandino ließ sich in seiner Heimat zum Mechaniker ausbilden und arbeitete später längere Zeit als Buchhalter bei einer nordamerikanischen Petroleumfirma. In jungen Jahren wanderte er aus und suchte in Honduras und Guatemala eine einigermaßen qualifizierte Arbeit. Im Sommer 1922 landete er während der Wirren der mexikanischen Revolution in der Erdölstadt Tampico am Golf. Als politisch interessierter Zuwanderer kam er dort mit den sogenannten Wobblies, den zugleich anarchistisch und marxistisch orientierten »International Workers of the World« in Berührung, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und der Oktoberrevolution besonders an der pazifischen Westküste der USA aktiv waren. Zugleich wurde er Mitglied einer Freimaurer-Vereinigung und beschäftigte sich intensiv mit den Vorstellungen der Yoga- und Reinkarnationsanhänger, der Rosenkreuzler, Spiritisten und Theosophen, denen in Mittelamerika eine radikal-populistische, antiklerikale und zugleich anarchistische Tendenz eigen ist. Sandinos großes Vorbild war der mexikanische Radikale Flores Magón, der sich zugleich zum Anarchismus und Kommunismus bekannte. Diese eklektische Einheit von scheinbar schwer zu vereinbarenden »Ismen« mag auf den ersten Blick versponnen wirken. Doch selbst die Verbundenheit mit den Freimaurern bedeutete für den Lateinamerikaner Sandino eine politische Position, die Rebellion gegen das Bestehende. Immerhin sind ja aus diesen Vereinigungen während der französischen Revolution die Jakobinerklubs hervorgegangen.

Bei seiner Rückkehr nach Nicaragua trat Sandino der Liberalen Partei bei, die im Jahre 1926 einen bewaffneten Aufstand gegen die Diktatur der Konservativen begonnen hatte. Sandino schloß sich einer Gruppe von Bergwerksarbeitern von San Albino im Bezirk Nueva Segovia unweit der Grenze zu Honduras an. Er erläuterte seine Tätigkeit in einem Interview später so:

»Ich erklärte den Arbeitern das System der [Arbeiter-]Genossenschaften in den anderen Ländern und die traurige Tatsache unserer Ausbeutung, und daß wir eine Regierung haben sollten, die sich wirklich um das Volk kümmert und die böse Ausbeutung durch die Kapitalisten und die großen ausländischen Unternehmen beendet. (...) Ich sagte, daß ich kein Kommunist sei, sondern vielmehr ein Sozialist.« (9)

Im Kampf gegen die konservative Diktatur ordnete sich Sandino anfänglich völlig den liberalen Aufständischen unter der Führung von General José María Moncada unter. Dieser begann jedoch, ihm zu mißtrauen, als er während eines Gespräches von Sandino ein Traktat über dessen politische Ziele überreicht bekam, das mit dem kurzen Satz endete: »Eigentum ist Diebstahl!« Nach dieser Episode war Sandino ständig bemüht, seine eigentlichen politischen Ziele vor jedermann zu verbergen.

Nach der Intervention der US-Marines legten die Liberalen im Mai 1927 die Waffen nieder. Sandino aber weigerte sich, gegenüber den Interessen des US-Kapitalismus zu kapitulieren und kämpfte weiter. Seine kleine Guerilla-Armee gewann mehr Anhänger, Territorien und Macht. In dieser Zeit kam Sandino mit Augustin Farabundo Martí zusammen, dem Vorsitzenden der KP San Salvadors und dem lateinamerikanischen Vertreter der Komintern. Sein neues, mehr

populistisches als patriotisch-konstitutionelles Programm ließ seine kurze Zusammenarbeit mit den Kommunisten erkennen. Als Sandino dann nach Mexiko ging, um von der dortigen linksbürgerlichen Regierung Waffen zu erbetteln, und sich andererseits weigerte, auf der von der Komintern in Amsterdam organisierten »Anti-imperialistischen Konferenz« zu sprechen, erklärten die lateinamerikanischen Kommunisten ihn zu einem Verräter. Dabei hatte sich die politische Einstellung Sandinos nicht geändert. Der Bruch mit den Kommunisten hing — wie Hodges hervorhebt — vielmehr zusammen mit der Linksschwenkung der KPdSU nach der Verbannung Trozki und nach der auch in Europa mit der Sozialfaschismus-Theorie vollzogenen Kursänderung der KPdSU auf dem VI. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale im September 1928. Der Konflikt mit den Kommunisten war aber auch eine Konsequenz der Dezimierung der chinesischen KP durch die von Tschiang Kai-schek geführte Kuomintang und der damit für die Komintern offenkundig gewordenen Unmöglichkeit, weiterhin auf ein Bündnis mit einer angeblich nationalen Bourgeoisie in den Entwicklungsländern zu bauen.

Anfang 1933, nach dem Abzug der nordamerikanischen Interventionstruppen, wurde der linksliberale Juan Bautista Sacasa als Nachfolger von General Moncada neuer Präsident Nicaraguas. Es kam zu einem Waffenstillstand mit den Truppen Sandinos und zu einer Art Friedensvertrag. Sandino mußte seine Soldaten zwar formal demobilisieren, ihnen wurde jedoch ein größeres Territorium im Norden des Landes im Rio Coco-Bassin an der Grenze zu Honduras zugeteilt. Etwa zur gleichen Zeit wurde der zukünftige Diktator García Anastasio Somoza von den abziehenden US-Marines zum Kommandanten der damals noch illegalen Nationalgarde Nicaraguas ernannt. Sandino fand sich bereit, mit Somoza zu verhandeln. Am 23. Februar 1934 wurde er nach dem Gespräch vor den Toren des Präsidentenpalais auf Anordnung Somozas verhaftet und zusammen mit zwei seiner Generäle hingerichtet. Mit Sandinos Ermordung schien eine kurze revolutionäre Episode in der Geschichte Nicaraguas beendet zu sein.

Doch Sandino fand in Carlos Amador Fonseca (1936-1976) dreißig Jahre später einen Nachfolger. Fonseca war, wie Sandino, ein illegitimer Sohn eines wohlhabenden Vaters und einer armen Küchengehilfin. Fonseca trat 1955 der Sozialistischen Partei Nicaraguas (PSN), der offiziellen KP des Landes, bei. Er war in seiner Partei von Anfang an je nach Betrachtungsweise so etwas wie ein Neuerer oder »Abweichler«: Ihn interessierten weniger die Antworten der marxistischen Klassiker als vielmehr die Frage nach dem »Wie« der Revolution.

»Fonseca kam zu der Überzeugung, daß zum Erfolg einer Revolution mehr gehörte als das standardisierte revolutionäre Repertoire der marxistisch-leninistischen Theorie und Strategie. Ohne eigenständige nationale Wurzeln und eine populäre sowie auf nationale Traditionen aufbauende revolutionäre Ideologie, so erkannte er, würde der Marxismus-Leninismus in Nicaragua zwangsläufig das Denken einer politischen Sekte bleiben.« (163)

Kurz nach seinem Parteieintritt schart er einen kleinen Kreis junger Leute um sich, die sich mit dem Studium der verstreuten Schriften Sandinos beschäftigen sollten. Die Ironie der Geschichte will es, daß sich die Studenten als erstes an die von Anastasio Somoza bereits 1936 veröffentlichte Biographie über den »wahren Sandino« heranmachen, in der sich der Diktator darum bemüht, seinen respek-

tablen bürgerlichen Lesern im In- und Ausland zu beweisen, daß Sandino kein Patriot gewesen sei, sondern so etwas wie ein Agent der Kommunistischen Partei Mexikos, und daß Sandinos Streben bis zum Tag seiner Ermordung darin bestanden habe, in Nicaragua eine kommunistische Revolution durchzuführen. Was also abschreckend wirken sollte, mußte auf die PSN-Studenten geradezu zauberhaft anziehend wirken.

Kurz nach dem Sieg Fidel Castros und seiner Partisanen besucht Fonseca Kuba. Er wird von den kubanischen Revolutionären nach Honduras eingeflogen, um dort für eine geplante Infiltration Nicaraguas eine Partisanenausbildung durchzumachen. Doch der Stützpunkt wird von der regulären Armee ausgehoben. Der dabei schwer verwundete Fonseca geht zur Erholung wieder nach Kuba und erklärt (wie viele andere lateinamerikanische Kommunisten unter dem Eindruck der »Linksradikalisierung« von Castro und Guevara) seinen Austritt aus der PSN. 1960 kehrt er nach Nicaragua zurück und gründet dort mit einigen Anhängern als Konkurrenz zur PSN die FSNL, also die Sandinistische Front zur nationalen Befreiung, die sich nach kubanischem Vorbild zum bewaffneten Kampf bekennt.

Die militärpolitische Doktrin der FSNL wird von dem 1892 in Kuba geborenen Revolutionsveteranen Oberst Alberto Bayo geschrieben, der während des spanischen Bürgerkrieges Offizier der republikanischen Luftwaffe war. Nach der Niederlage kehrte Bayo in seine Heimat zurück und wurde dort 1948 Militärberater einer sogenannten »Karibischen Legion«, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, die zahlreichen Diktaturen dieser Region zu stürzen. Dabei kommt Bayo in Costa Rica mit ehemaligen Angehörigen der Partisaneneinheiten Sandinos zusammen und läßt sich von ihnen Einzelheiten über Sandinos Strategie berichten. Anschließend verfaßt er die Broschüre »150 Fragen für einen Guerilla«, die 1956 bei der Ausbildung der kubanischen Exilierten in Mexiko unter Fidel Castro als Handbuch dient. Bayo widmet das Buch einleitend all denen, »die sich den zentral-amerikanischen Diktaturen widersetzt haben, den glorreichen Guerillas aus der unsterblichen Schule Sandinos, den Helden der Welt«.

1976 gerät ein kleiner Partisanentrupp der FSNL in einen Hinterhalt der Somoza-Armee: Fonseca wird getötet. Doch die FSNL ist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr mit militärischer Gewalt zu besiegen. Vor seinem Tode hatte Fonseca der FSNL mit einem merkwürdigen Ratschlag einen großen Dienst erwiesen. Der FSNL-Führer Henry Ruiz berichtet darüber 1980 so:

»Es gab einen Zeitpunkt, da wir Somoza [Debayle, Sohn von Anastasio Somoza; Anm. d. Verf.] zu ermorden planten. Aber gerade hier kam uns die große Voraussicht von Carlos Fonseca zur Hilfe. Carlos ging davon aus, daß ein lebender Somoza für uns von kaum zu überschätzendem Wert sei, da dieser in sich alle Widersprüche des Landes vereinige. Er verkörpere die Trennungslinie zwischen der nationalen Befreiung und der Befreiung von der Diktatur ... und dazu die ökonomischen Widersprüche innerhalb des bürgerlichen Sektors. Kurz gesagt, die Diktatur und zugleich die Klassenunterdrückung waren perfekt identifizierbar in der Person von Somoza.«²

Doch die Strategie der FSNL mußte bis zum Sieg im Sommer 1979 noch verschiedene Kehrtwendungen durchmachen. In der Anfangsperiode von 1961 bis 1967 bekannte man sich entsprechend den Lehren von Che Guevara zu dem

»Guerilla-Foco«, der ausführlich — wenn auch weniger präzise als im Original — von Régis Debray in seinem Bestseller »Revolution in der Revolution?« (Hamburg 1967) nachskizziert wurde. Nach dem Fehlschlag des »Foco« in Bolivien wendet man sich von 1968 bis 1975 der »Strategie des lang andauernden Partisanenkriegs« in den abgelegenen Landgebieten entsprechend dem Vorbild Maos zu. Etwa ab Oktober 1975 bis Mai 1977 versucht man die »proletarische Strategie des allgemeinen Widerstands« in den Städten anzuwenden, während die nachfolgende »Strategie des allgemeinen Aufstands« schließlich im Juni 1979 mit dem Einmarsch in die Hauptstadt Managua gekrönt wird.

Hodges meint, der Sieg sei auf die Einsichten des jetzigen Verteidigungsministers Humberto Saavedra Ortega zurückzuführen:

»Humberto Ortega hatte vielleicht als erster erkannt, daß [neben den Bauern und den Industriearbeitern; Anm. d. Verf.] eine dritte soziale Kraft, nämlich der sogenannte mittlere Sektor der eigenständigen Handwerker, Akademiker mit regeltem Einkommen, Bürokraten der unteren Ränge, kleinen Eigentümer und karriere-orientierten Studenten gegen das Regime aufzutreten bereit war. Etwa zu Anfang des Jahres 1977 hatte sich nach Ortegas Einschätzung die Gesellschaft in Nicaragua über die Fortdauer der Tyrannei so polarisiert, daß die Bourgeoisie aus der wachsenden, gegen Somoza gerichteten Stimmung Kapital schlagen würde, sollte die FSNL ihr dabei nicht zuvorkommen.« (240)

Doch wie die bereits zitierte Empfehlung, den Diktator Somoza besser nicht zu ermorden, belegt, scheint schon Fonseca in den frühen siebziger Jahren und nicht erst Ortega 1977 den durchaus realen Gegensatz zwischen — verkürzt gesagt — der nationalen Bourgeoisie einerseits und der »Kompradorenbourgeoisie« andererseits in Nicaragua erkannt zu haben.

Der hervorragenden Arbeit von Hodges über die intellektuellen Wurzeln der Revolution in Nicaragua ist insgesamt etwas eigen, was die sozialwissenschaftlichen Werke US-amerikanischer Linker (oder — um dem dortigen Sprachgebrauch treu zu bleiben — »echter Liberaler«) auszeichnet: nämlich, daß sie sich zuerst neugierig und ausführlich mit dem Besonderen beschäftigen, also hier mit Sandino, ehe sie auf das Allgemeine zu sprechen kommen, während europäische Marxisten oft erst bis zur Erschöpfung auch der Leser ihr allgemeines Klassiker-Wissen ausbreiten, ehe sie auf das Besondere nur vergleichsweise kurz eingehen. Und eine solche Vorgehensweise ist, wie Hodges an Hand eines Zitats des FSNL-Führers Viktor Tirado Lopez belegt, dem Thema durchaus angemessen. Dieser hatte im November 1979 anlässlich einer Gedenkveranstaltung zum 3. Jahrestag des Todes von Fonseca in Managua erklärt:

»Die eigentliche Quelle unserer revolutionären Theorie ist nationalen Ursprungs, aber wir haben niemals, und passen Sie gut auf, wirklich niemals die Erfahrungen in Kuba, in der Sowjetunion, in Vietnam und die der anderen Völker unberücksichtigt gelassen, die gegen Unterdrückung und Ausbeutung gekämpft haben. Die Gedanken Sandinos sind unser Ausgangspunkt, aber wir haben nie aufgehört, die Gedanken von Marx, von Lenin und von Che Guevara zu berücksichtigen.« (192)

Allerdings hapert es bei Hodges manchmal an der Kenntnis des Allgemeinen, denn sonst hätte er wohl an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die Sandinista-Anhänger sich spätestens 1979 nach Moskau und nicht nach Peking orientierten — Lopez hätte sonst bei der Aufzählung der Erfahrungen zweifellos auch die Chinas bzw. Mao Tse-tungs erwähnt.

Damit seien einige, das Ganze nur unerheblich beeinträchtigende Mängel des Werkes von Hodges erwähnt: Kritisieren muß man den Sachverhalt, daß bei ihm die Jahre zwischen 1935 und etwa 1955, also der Zeitabschnitt zwischen der Ermordung Sandinos und dem Entstehen der Sandino-Studiengruppe in der PSN arg kurz weggommt. Man erfährt nicht, ob es aus Sandinos Armee genügend Überlebende gab, die den Sandinismus weitertragen konnten, wie und unter welchen Umständen seine Schriften und Überlegungen ebenso wie auch die ersten Biographien über ihn gedruckt und überliefert wurden. An seinem Quellenapparat ist auszusetzen, daß er zwar peinlich genau Titel, Veröffentlichungsdatum und -ort der jeweiligen »Gesammelten Werke« seiner Protagonisten anführt, aber dabei oft übersieht, daß bei Reden oder Zeitungsartikeln die Angabe des Anlasses bzw. Zeitpunktes der Erstveröffentlichung für die politische Bewertung eines Zitats unbedingt erforderlich ist. Auch kann man an dem zweiten Teil seines Werkes, in dem er die Geistesgeschichte der FSNL nachzuzeichnen sucht, bemängeln, daß die im lateinamerikanischen katholischen Klerus verbreitete Theologie der Befreiung zwar erwähnt, aber nicht angemessen eingeschätzt wird. Beispielsweise erfährt man (261), daß vor den Weihnachtstagen des Jahres 1980 in den Straßen Managuas Plakate zu sehen waren, auf denen die Geburt des »Neuen Menschen« gefeiert wurde. Gezeigt wurde das Christuskind in der Krippe mit der Jungfrau Maria, die beide von vor dem Stall postierten bewaffneten Sandinista beschützt werden. Dieser bezeichnende Sachverhalt hätte zur emotionalen Einstimmung des Lesers eine Illustrierung bzw. die präzise Wiedergabe des Plakattextes erfordert. Und schließlich muß man nach der Beschreibung der unterschiedlichen FSNL-Strategien zu dem nicht zwingend zutreffenden Schluß kommen, diese hätten allein oder auch nur in erster Linie über Erfolg oder Mißerfolg entschieden. Hodges hätte zumindest fragen müssen, ob nicht die Maßnahmen der Gegenseite bzw. der anderen am Bürgerkrieg engagierten Akteure wie z.B. der Kirche oder der mittelamerikanischen Nachbarstaaten ebenfalls über den Ausgang des Ringens mitbestimmt haben.

Voll zustimmen kann man seinem politischen Resumee, der Feststellung, daß das anarchistische Moment in der Tradition des Sandinismus und der Revolution in Nikaragua das Aufkommen einer neuen repressiven sozialistischen Bürokratie verhindern könne, deren Vorhandensein in der Sowjetunion inzwischen auch von Gorbatschow und seinen Anhängern in der KPdSU bekämpft wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Omar Cabezas, *Fire from the Mountain*, New York 1985.
- 2 Dieses Zitat ist entnommen dem vor kurzem erschienenen und ebenfalls sehr lesenswerten Sammelband von Robert S. Leiken und Barry Rubin (Hrsg.): »The Central American Crisis Reader«, New York 1987.

George Leaman

Warum die Demokraten die Präsidentschaftswahlen nicht gewinnen wollten

Die Wahlergebnisse wurden als ein klarer Sieg für die Republikanische Partei gebucht, die nunmehr schon die fünfte der letzten sechs Präsidentschaftswahlen für sich entschieden hat. Tatsächlich aber waren beide große Parteien weitgehend erfolgreich bei der Verwirklichung ihrer Vorsätze.

Auf den ersten Blick scheint der Sieg der Republikaner durchaus ungewöhnlich. Er gelang mit zwei ziemlich unpopulären Kandidaten, George Bush und Dan Quayle, beide tief verstrickt in die Iran/Contra-Affäre, angetreten mit dem Versprechen, die Politik einer der korruptesten Administrationen in der US-Geschichte fortzusetzen (mehr als zweihundert höhere Staatsfunktionäre waren im Verlauf der letzten acht Jahre angeklagt oder zum Rücktritt gezwungen worden — selbst in den USA eine verblüffend hohe Zahl). Jedoch ging es den Demokraten keineswegs zu allererst um den Einzug ins Weiße Haus. Für die Parteiführung hatte der Kampf gegen Jesse Jackson und seine Regenbogen-Koalition unbedingte Priorität. Im ersten Halbjahr 1988 konnte Jackson mit wirkungsvollen Forderungen nach ökonomischer und politischer Gerechtigkeit in den Vorwahlen über zwei Millionen Stimmen gewinnen. Seine immer erfolgreichere Kampagne bedeutete einen ernsthaften Anspruch auf die Führung der Partei — eine Bedrohung für die traditionelle Parteiführung, wie nicht einmal die Republikaner sie darstellen konnten. Die Kandidatenkür von Michael Dukakis und Lloyd Bentsen fand vor dem Hintergrund einer »Stoppt-Jackson«-Kampagne statt, in die die Parteifunktionäre landesweit einstimmten. Jackson wurde in erster Linie mit rassistischen Anspielungen als nicht wählbarer (d.h. schwarzer) Kandidat attackiert und als Vertreter spezieller (d.h. linker) Interessen hingestellt, die keine mehrheitlichen (d.h. kontrollierbaren) sind. Jacksons Anhänger wurden von den Parteioberen mit schwärzesten Prophezeiungen eingeschüchtert: Seine Kampagne sei die sicherste Garantie für den Sieg der Republikaner. Der demokratische Kongreßabgeordnete Peter Kostmayer war einer von denen, die sich nach Kräften um »Ordnung« in der Partei bemühten: »Haltet Euer Maul, Schwule, Frauenbewegte und Umweltschützer. Seid still. Ihr bekommt alles, was ihr wollt — nach den Wahlen. Aber bis dahin haltet das Maul, damit wir gewinnen können.« (*Left Business Observer*, Nr.21/1988, 1) In dieser wie anderen Äußerungen demokratischer Politiker bezieht das »Wir« sich nicht auf die Anhänger und nicht einmal auf die Mitglieder der Demokratischen Partei, sondern auf jene Berufspolitiker, die in erster Linie daran interessiert sind, ihre Kontrolle über die Parteiorganisation zu behaupten.

Die Nominierungen von Dukakis und Bentsen bestätigten diesen Kontrollanspruch, zumindest für die nächste Zukunft. Dukakis' Entscheidung für Lloyd Bentsen als Vizepräsident, von den Republikanern begrüßt, bedeutete Jackson unmißverständlich, daß weder er noch sein Programm im Demokratischen Wahlkampf eine Rolle spielen würden. Bentsens Abstimmungsverhalten im Senat war

nicht von dem bestimmter Republikaner zu unterscheiden; seine Anwesenheit auf der demokratischen Kandidatenliste warf somit ein Schlaglicht auf die ideologischen Affinitäten zwischen den beiden großen Parteien und hinterließ bei vielen Wählern den Eindruck, daß die Demokraten keine wirkliche Alternative sind. Unterstrichen wurde dieser Eindruck von Dukakis, indem er die Politik der Republikaner nur zögerlich kritisierte und bei Vorschlägen zur Gesundheits- und Bildungsreform das Wörtchen »liberal« sorgfältig mied. Die Demokraten unterwarfen sich dem politischen Diskurs der Republikaner und demonstrierten auf diese Weise ihre ungebrochene Zustimmung zu den meisten Punkten, die Reagan 1980 in Washington auf die konservative Tagesordnung gesetzt hatte (vgl. Leaman 1988). Die vorhersehbare Folge war, daß Millionen Wähler diesen Wahlen keinerlei Bedeutung beimäßen, weil eine eindeutige Alternative nicht gegeben war. Nur 50 Prozent machten sich auf den Weg zu den Urnen — die niedrigste Beteiligung an Präsidentschaftswahlen seit 1924. George Bush gewann die Wahlen mit den Stimmen von nur 27 Prozent aller Wahlberechtigten; Dukakis erreichte 23 Prozent. Den Demokraten gelang es dennoch, die Mehrheiten im Senat und im Abgeordnetenhaus zu behalten, ein Erfolg, der die Stellung der jetzigen Parteiführung wohl festigen wird. Jedoch wird die eigennützige Kampagne der Führung, die sich sowohl gegen die Jackson-Koalition wie gegen die Republikaner richtete, die Unzufriedenheit in der Partei eher schüren und die inneren Konflikte zuspitzen.

Andererseits konnte die Koalition, die Ronald Reagan zweimal gewählt hat, nur unter großen Schwierigkeiten zusammengehalten werden. George Bush repräsentiert die traditionelle republikanische Wählerschaft der wohlhabenden Konservativen und der ihnen verbundenen Geldgeber. Dan Quayle wurde von Bush nominiert, um die immer wichtigere republikanische Klientel der Evangelisten und Wiedertäufer, Anti-Abtreibungs-Aktivistinnen und Kämpfer für die Vorherrschaft des weißen Mannes zu repräsentieren. Diese Entscheidung hätte Bush um ein Haar den Sieg gekostet, nachdem bekannt wurde, daß Quayle durch Beziehungen der Familie um den Kriegsdienst in Vietnam herumgekommen war. Der 41jährige Quayle war ein glühender Verfechter des Vietnamkrieges und der US-Interventionen in Grenada, Nicaragua und El Salvador gewesen. Daß er sein eigenes Leben in Vietnam nicht aufs Spiel setzen wollte, entlarvte ihn als privilegierten Heuchler und warf Fragen nach der militärischen Vergangenheit anderer konservativer Fürsprecher des Krieges auf. Die Demokraten setzten jedoch mit ihrer zaghaften Kampagne nicht nach, weil sie wohl fürchteten, bei einer öffentlichen Diskussion der Freistellungen während des Vietnamkrieges würden die eigenen Leichen aus dem Keller kommen. Das Schweigen kam den Republikanern zupass, denn Quayles ramponiertes Image mußte »aufgemöbelt« werden, indem man seine Loyalität gegenüber dem Reaganschen Programm in den vergangenen acht Jahren herausstellte. Die Betonung von Quayles Rolle im Senat vertiefte indessen nur das öffentliche Mißtrauen, da selbst Anhänger der Republikaner seine Leistungen für die Legislative allenfalls als mittelmäßig einstufen. Er war und blieb unpopulär: »Die Republikanische Partei hielt ihn gegen Ende der Wahlkampagne aus den nationalen Schlagzeilen heraus und schickte ihn größtenteils in kleine Städte und republikanische Hochburgen.« (*International Herald Tribune*, 10.11.88, 2)

Warum also machte Bush Quayle zu seinem Vizepräsidenten? Eine Antwort liefern die Kongreßanhörungen zur Iran/Contra-Affäre. 1983 hatte sich John Hull in Sachen Contra an den Senator Dan Quayle gewandt. Hull arbeitete für den CIA und besaß in Costa Rica Ländereien nahe der Grenze zu Nicaragua. Als der Kongreß 1984 die US-Hilfe stoppte, wurde seine Ranch bald von der Contra als Stützpunkt genutzt. Quayle war begeistert: Er tat von seinem Amt aus alles, um dem CIA bei der Umgehung von Gesetzen behilflich zu sein. Ein Mitarbeiter von Quayle, Robert Owen, fungierte als Verbindungsmann zur Contra, und aus Oberstleutnant Oliver Norths Büro im Weißen Haus übermittelte er Geld und Instruktionen (vgl. den Bericht Robert Owens in: *Joint Hearings 1987*, 325ff.). Quayle reagierte auf die öffentliche Enthüllung der illegalen Contra-Hilfe des Weißen Hauses mit Angriffen gegen Senatoren-Kollegen, die Reagan kritisiert hatten. So demonstrierte er eifertige Zustimmung zu den illegalen Aktivitäten des Weißen Hauses, eine Haltung, die George Bush als ehemaligem CIA-Chef gefallen mußte.

Bush gehört zum inneren Kreis der Republikanischen Partei und hat einige der sensibelsten Ämter in den USA bekleidet. Von 1973 bis 1975 war er Präsident des Republikanischen Parteivorstands; während des Watergate-Skandals und nach dem Zusammenbruch der Nixon-Administration spielte er eine Schlüsselrolle in der Partei. Unter Präsident Ford war er ein Jahr lang Direktor des CIA (1976) und verteidigte diesen gegen feindliche Angriffe zweier Untersuchungsausschüsse. Noch vor kurzem gehörte Bush zu Reagans Mittelamerika-Mannschaft und leitete die Sonderkommission für Rauschgift; mit beiden Gruppen hatte er zu einer Zeit zu tun, als die USA die Contra illegal unterstützten, und zwar mit Geldern, die teilweise aus dem Rauschgifthandel stammten, der über den Luftwaffenstützpunkt Homestead in Florida abgewickelt wurde (vgl. Cockburn 1987). In den vergangenen acht Jahren war Bush die rechte Hand von Reagan, womit er sich die Unterstützung jener konservativen Gruppen verdiente, die ihn ehemals für einen heimlichen Liberalen hielten (vgl. *Village Voice*, 25.10.88, 19). Wie jeder Präsident wird Bush viele Neueinstellungen in den Bundesbehörden vornehmen, und die Interimsmannschaft hat schon erkennen lassen, »wie eine Bush-Administration aussehen wird — traditionelle, respektable Republikaner« (*Left Business Observer*, Nr.20, 1).

Eine einzige Wolke verdüstert Bushs Amtsantritt: die noch nicht abgeschlossene Untersuchung der Iran/Contra-Affäre durch eine unabhängige Staatsanwaltschaft. Einige frühere Beamte der Reagan-Administration stehen unter Anklage, und jeder von ihnen könnte Bush in ernsthafte Schwierigkeiten bringen, wenn seine Mitwisserschaft bei einer der illegalen Aktivitäten sich bestätigen sollte. Als Präsident kann Bush indessen überführte Rechtsbrecher begnadigen, eine Macht, die er wohl zugunsten eines jeden einsetzen wird, der ihm etwas vorwerfen könnte. Daß Quayle Vizepräsident ist, kann ihm jetzt nur zugute kommen, da niemand will, daß Quayle Präsident wird. Ausländische Beamte, die in die Iran/Contra-Affäre verwickelt sind, könnten in der Lage sein, belastende Aussagen zu machen, was sich aber erst noch zeigen muß. Bis heute hat sich nur eine Stimme aus dem Ausland an die Presse gewandt. Amiram Nir, ein israelischer »Antiterrorismus-Experte«, von dem Bush während seines Israel-Aufenthalts am

29. Juli 1986 Informationen erhielt, gab der *Washington Post* im Juni 1988 ein kurzes Interview. Er behauptete, daß Bush über die Hintergründe der Iran/Contra-Affäre vollauf im Bilde war und versprach weitere Informationen zu einem späteren Zeitpunkt. Amiram Nir starb bei einem Flugzeugabsturz in Mexiko, drei Wochen nachdem Bush zum Präsidenten gewählt worden war.

Aus dem Amerikanischen von Peter Jehle

Literaturverzeichnis

Cockburn, L., 1987: *Out of Control*. New York

Leaman, G., 1988: Die geheime Nebenregierung der USA. Zur Iran/Contra-Affäre, in: *Das Argument* 167, 96-103

Joint Hearings before the House Select Committee to Investigate Covert Arms Transactions with Iran and Senate Select Committee on Secret Military Assistance to Iran and the Nicaraguan Opposition; Testimony of Robert C. McFarlane, Gaston J. Sigur Jr., and Robert Owen, May 11-14 and 19, 1987 (US Government Printing Office: Washington, DC), 1987.



Nicaragua

darf nicht alleine stehen

richtungen gingen verloren. Auch am Mio San Juan sind die Schäden beträchtlich.

WIR SAMMELN DESHALB NICHT NUR GELD, SONDERN KÄMPFEN MIT TAUSEND GROSSEN & KLEINEREN PROBLEMEN DES WIEDERAUFBAUS:

- Transportmöglichkeiten ● Zinkblechbeschaffung ● Motorsägen ● Notstromaggregate ● Dachnägel ● Medizinische Versorgung ● Trinkwasseraufbereitung

HELFEN SIE UNS BITTE BEI DIESER ARBEIT. SPENDEN SIE UNTER DEM STICHWORT: »HURRIKANHILFE«

Konten: 1800 Stadtparkasse Ffm. BLZ 500 501 02 oder Postgiro Köln 69 99-508.

Über die Katastrophe in Nicaragua informiert der „medico-Report 4“, der auch in größeren Mengen kostenlos zur Verfügung steht (Bitte Rückporto in Marken belegen). Ebenso gibt es diesen Aufruf als kostenloses DIN-A2-Plakat.

Medico international · Obermainanlage 7
6000 Frankfurt 1 · Telefon 0 69 / 4 99 00 41

Die breite Schneise des Hurrikans hat Nicaragua vollständig erschüttert.

Besonders stark getroffen wurden die Gegenden um Bluefields, Rama, Wiwili; Ernten, Brücken und Stromleitungen wurden vernichtet; Schulen und Gesundheitsein-



Leena Alanen

Von kleinen und von großen Menschen Plädoyer für eine Soziologie der Kindheit*

Kindheit — Familie — Sozialisation

»Die Forschung über Kinder und kindliche Entwicklung ist für die soziologische Disziplin zentral für Empirie und Theorie.« Dies versichern die beiden Herausgeber eines kürzlich erschienenen Buches mit soziologischen Arbeiten zur kindlichen Entwicklung (Adler und Adler 1986). Sie begründen dies im weiteren, räumen aber ein, daß dieser Bereich an sozialwissenschaftlicher Literatur sehr arm sei. Einer der AutorInnen (Ambert 1986) weist nach, daß in der (nordamerikanischen) Soziologie Arbeiten über Kinder fast vollständig fehlen. Dieser Umstand wurde auch schon andernorts festgestellt, und erste klärende Versuche zu einer künftigen Soziologie der Kindheit wurden unternommen (z.B. Wallner und Pohler-Funke 1978, Jenks 1982).

Mir geht es darum, einige versuchsweise Erklärungen für die Abwesenheit des Themas Kindheit in der Soziologie zu erarbeiten. Ambert schlägt zwei Erklärungen vor: Die erste führt sie auf die ursprünglich makrosoziologische Ausrichtung der Soziologie zurück. Vom Standpunkt globaler Systeme wurden Kinder (ähnlich wie Frauen) als peripher erachtet oder unspezifisch als Nachfolger der Erwachsenen angesehen. Insofern wurde ihnen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Sie wurden nicht als besondere Mitglieder akzeptiert, obgleich sie ihren eigenen Ort in der Gesellschaft besetzen. Während es der feministischen Wissenschaft gelungen ist, viele als sicher geltende Annahmen zur Weiblichkeit zurückzuweisen und so Veränderungen in dieser Disziplin zu bewirken, wird immer noch von der Nicht-Bedeutung der Kinder ausgegangen (vgl. z.B. Dubois u.a. 1985). — Die zweite Erklärung, die Ambert vorschlägt, leitet sich aus dem derzeitigen »Belohnungssystem« innerhalb der Profession ab: bloße Forschung über Kindheit und Kinder verschafft niemandem den Zugang zu den zentralen Diskussionen und Debatten innerhalb der Soziologie.

Kinder und Kindheit werden nur im Rahmen weniger Themen behandelt, vor allem im Zusammenhang mit Familie und Schule. Beide sind legitime Objekte bei der Erforschung von Kindern und Kindheit. Kinder von heute leben ihren Alltag in eben diesen Zusammenhängen, die sich häufig als konfliktreich und problematisch für sie und ihre Bezugspersonen erweisen. Jedoch hat die Beschränkung der Kindheitsforschung auf diese Bereiche noch eine andere Seite. Ennew (1986) beginnt ihre sorgfältige Analyse der sexuellen Ausbeutung von Kindern aus gutem Grund mit einem Abriß jener Ideen, die die gegenwärtigen Vorstellungen von moderner Kindheit bestimmen. Sowohl bei Alarmrufen in der

* Erweiterte Fassung des Vortrages »Kindheit und Erwachsensein — Konstruktion und Rekonstruktion der Familie: Für eine Soziologie der Kindheit«, gehalten auf der »Ersten Internationalen Konferenz of Adult Life«, 1. bis 5. April 1987 in Leeuwenhorst (Holland).

Öffentlichkeit als auch in wissenschaftlichen Untersuchungen spielen Vorstellungen eine große Rolle, in denen von einer Isolierung der Kinder von den Erwachsenen ausgegangen, und die idealtypische Familie als kleine Einheit, bestehend aus beschützten Kindern und beschützenden Erwachsenen, definiert wird. Eine zweite Vorstellung geht davon aus, daß Erwachsene und Kinder durch den Produktionsprozeß getrennt werden, weil das Kind vor der Arbeit geschützt werden soll und ihm andere Entwicklungsmöglichkeiten bereitgestellt werden sollen.

Unserer allgemeinen Vorstellung von Kindern und Kindheit liegt die Gestalt eines Dreiecks zugrunde, bestehend aus Annahmen über die Natur einer im Grunde nicht-sozialen Kindheit, über die Familie als dem angemessenen Kontext für diese Art von Kindheit und über Sozialisation — dem mehr akademischen Begriff für das, worum es in der Kindheit geht. In dieser Konfiguration ist das (westliche) Kind (noch) nicht Teil der Gesellschaft, sondern verdammt zu einer eigenartigen nicht-sozialen Existenz — »verurteilt zum Familienleben« (Billy Bragg: *The Home Front*, in: *Talking with the Taxman about Poetry*). Beschrieben wird diese Phase als eine ohne Verantwortlichkeit, mit dem Recht auf Schutz und Förderung, aber nicht auf Autonomie — eine Konfiguration, die kulturell und strukturell für die Mehrheit der Kinder dieser Welt nicht zutrifft. Dieses starre Dreieck: Kindheit, Familie und Sozialisation hat Auswirkungen darauf, wie und mit welchen Implikationen Fragen der Kindheit diskutiert werden. Die isolierte Infragestellung einer Komponente, z.B. der Familie als dem Rahmen kindlicher Sozialisation, auf dem Hintergrund einer nicht problematisierten und akzeptierten Vorstellung der anderen zwei, macht es unmöglich, sich neue Beziehungen zwischen den drei Komponenten auch nur vorzustellen. Ein Beispiel stellt die Diskussion um die Auswirkungen der jüngsten Veränderungen in den Familienformen und der »nicht-traditionellen« Lebensweisen auf Kinder dar: Die neuen Familienarrangements werden auf dem Hintergrund eines unhinterfragten Wissens über Kindheit und Sozialisation beurteilt, wobei dieses Wissen selbst auf Beobachtungen einer besonderen Lesart von »der Familie« basiert. Insofern ist es kein Wunder, daß diese Veränderungen oft moralisierend und in Richtung einer normativen Familienpolitik umgebogen werden — gewöhnlich mit der Behauptung, das Beste für unsere Kinder zu wollen.

Jenks (1982) zeigt, wie »das Kind« tatsächlich in den Sozialwissenschaften konstituiert wird: die Verknüpfungen unterstützen und perpetuieren eine bestimmte Sicht vom Menschen, vom Handeln, von der Ordnung, der Sprache und der Rationalität. (...) Daß es grundlegende konzeptionelle Begrenzungen für die Entwicklung einer Soziologie der Kindheit gibt, verweist auf die Notwendigkeit eines widerstandsfähigen Programmes. Analog zum Feminismus heißt dies, daß mehr erforderlich ist, als sich damit zufriedenzugeben, das Fehlen eines Wissens über Kinder festzustellen und daran zu gehen, die Lücken zu füllen. Es wird notwendig, kritische Fragen an die Konzepte und Perspektiven einer Soziologie der Kinder und der Kindheit zu stellen. Sie sollten ausgehen von den systematischen Verzerrungen und Auslassungen, die den Ort von Kindern in Gesellschaft betreffen. Diese Infragestellung wird notwendigerweise die Transformierung einiger Perspektiven vorantreiben, möglicherweise zu Veränderungen in der Disziplin insgesamt führen.

Diese relativ lange Einleitung soll die LeserInnen wie mich selbst davon überzeugen, welcher Gewinn für die Forschung wie auch für die praktische Politik für Kinder zu ziehen ist. Ich untersuche in diesem Text, wie sich dem Kind in der Soziologie genähert wird. Der Sozialisationsbegriff wird kritisch thematisiert, um die besondere Positionierung von Kindern in Gesellschaft herauszuarbeiten. »Sozialisation« verweist sogleich auf den zweiten Verdächtigen für die Vernachlässigung von Kindern in der Soziologie: die Familie. Feministische Kritik an traditionellen Familienvorstellungen und das Projekt der Dekonstruktion von Familie erweisen sich als methodisch hilfreiche Brücke zwischen der negativen Kritik des Sozialisationskonzeptes und der Vorstellung von Kindheit als sozial konstituierter. Abschließend greife ich einige der ersten Ansätze einer Soziologie der Kindheit auf.

Auf der Suche nach dem Kind in der Soziologie

Obwohl das wirkliche Leben der Kinder in der sozialwissenschaftlichen Forschung kaum vorkommt, hat das Kind zumindest theoretisch eine Funktion darin.

Jenks (1982) entdeckt ein hartnäckiges Paradox: Das Kind ist uns zugleich vertraut und fremd. Es bewohnt unsere Welt und scheint dennoch auf eine andere zu reagieren. Es ist im Grunde genommen ein Teil von uns und scheint dennoch einer anderen Seinsordnung anzugehören (ebd.). Die Differenz zwischen den zwei Positionen verweist auf ihre Identität: das Kind kann nicht gedacht werden außerhalb des Verhältnisses zum Erwachsenen, genauso wie es unmöglich ist, eine Vorstellung von einem Erwachsenen und seiner/ihrer Welt zu entwickeln, ohne die Stellung des Kindes zu kennen (ebd., 10). Dieses Paradox kann solange nicht überwunden werden, wie kein eigener positiver Begriff des Kindes entwickelt wird. Das Kind gilt als das Andere des Erwachsenen, und indem nur über diese Differenz nachgedacht wird, rückt allein der Prozeß ihrer Überwindung ins Zentrum. Tatsächlich hat man sich in den Sozialwissenschaften — nach Jenks in übertriebener Weise — auf die Theoretisierung der vielen Weisen »Der Integration des Kindes in die soziale Welt« (so der Titel nur eines von vielen Büchern, herausgegeben von Richards 1974) konzentriert. Das Kind bleibt in der sozialwissenschaftlichen Theorie negativ definiert, weil es lediglich darüber bestimmt wird, was es noch nicht ist, aber sein wird. Das Kind wird gezeichnet als potentiell sozial, auf dem Weg, sozial zu werden — sich zu »sozialisieren«. »Sozialisation« wurde tatsächlich das herkömmliche kategoriale Werkzeug, um sich Themen über Kinder zu nähern, ganz gleich, ob dies die Familie, Elternschaft oder die Erfahrungen als Kind betraf. Dies zeigt sich sofort, wenn man soziologische Handbücher durchsieht. Wenn sie ein Kapitel über Kinder enthalten, findet sich dies gewöhnlich unter der Rubrik »Sozialisation« (Ambert 1986, 16; Thorne 1987). Thorne (1987) vermerkt, daß das »Sozialisationsdenken« etwas sehr Eingängiges hat: Kinder kommen ohne Sprache oder Kenntnisse des Sozialen auf die Welt, sie werden in die Gesellschaft eingeordnet, in der sie leben. Aber für Thorne wie auch für andere (z.B. Speier 1976) beinhaltet die Sozialisations-theorie auch Probleme: Sie fördert nachdrücklich die »ideologische Sichtweise der

Erwachsenen« sowie funktionalistisches und deterministisches Denken. Ihre Grenzen verzerren das soziologische Verständnis der Dynamik sozialer Struktur, menschlichen Handelns und historischen Wandels (Reyer 1980, Thorne 1987).

Sozialisation: Karriere einer Theorie

Begriff und Konzept der Sozialisation entstanden auf dem Hintergrund einer bestimmten Vorstellung von Gesellschaft in einer Zeit, als Argumente für die Begründung der Soziologie als Wissenschaft gesucht wurden. »Sozialisation« besagte, daß soziale Kräfte die Individuen zu einer Gemeinschaft zusammenbringen, als Voraussetzung sozialen Lebens überhaupt.

Mit der »Sozialisation« tauchte eine genuin soziologische Kategorie auf, die überdies in das Vokabular einer verstehenden Soziologie (vgl. hierzu z.B. Johnson u.a. 1984) aufgenommen wurde. Ausgegangen wird — anders als in der empiristischen und subjektivistischen Soziologie, die später das Feld dominieren sollte — von sozialen Phänomenen als festen, klar ausmachbaren Gegenständen, außerhalb und unabhängig von all den Elementen, die sie hervorbringen und beeinflussen wie die Individuen, ihre besonderen Lebensbedingungen und ihr Bewußtsein. Sozialisation prägte die Individuen, indem diese ursprünglich externe, unabhängig von ihnen existierende gesellschaftliche Gegebenheiten internalisieren. Sozialisation wurde als ausschließlich sozialer Vorgang begriffen, der aber durch Internalisierung (aufgefaßt als psychologischer Prozeß) sekundäre Effekte erzielte. Sowohl das ursprüngliche als auch entwickelte Konzept der Sozialisation beinhaltet eine grundlegende Moral: Die Gesellschaft, in der die Kräfte der Sozialisation wirken, ist eine zivilisierte, d.h. eine Gesellschaft in der das ursprünglich unsoziale menschliche Wesen Schritt für Schritt überwunden wurde. Die zivilisierte Gesellschaft ist dann selbstverständlich eine Gesellschaft der Erwachsenen. — Das ursprüngliche Sozialisationskonzept beinhaltete die Annahme der fundamentalen Entgegensetzung einer unzivilisierten, unsozialen und einer zivilisierten und sozialen Seite im menschlichen Wesen. Danach gehörte das Kind als ein Wesen das im Kräftefeld der sozialen Mächte erst noch sozialisiert werden muß, »natürlich« auf die Seite des Unzivilisierten.

Der ursprünglichen Verbindung von Sozialisation und soziologischer Analyse liegt die Vorstellung vom Sozialen als einer Wirklichkeit zugrunde, die einen determinierenden Einfluß auf die Individuen ausübt. Später wurde dieses Denken soziologischer Determinismus genannt. Dennoch gibt es einen Unterschied zwischen dem soziologischen Determinismus innerhalb der verstehenden Soziologie und anderen Soziologien. Dies verdeutlicht der Wandel in der Bedeutung von Sozialisation. Der Begriff entstand als ein vollkommen anderes Konzept, als das, welches im Laufe der Zeit in den mehr individualistischen und zunehmend empiristischen Forschungen in den Vereinigten Staaten (vgl. zur Rezeption des Sozialisationskonzeptes in den USA Wentworth 1980) übernommen wurde. Der Begriff wurde vor allem als psychologischer Prozeß der Internalisierung reinterpreted. Die soziale Wirklichkeit, von der Durkheim ausging, wurde auf feststehende äußere Bedingungen oder das Milieu reduziert. Abgesehen von den laufenden Forschungsproblemen in den Anfängen der amerikanischen Soziologie beein-

flußten weitere Quellen diese Psychologisierung: Freud und seine Psychoanalyse sowie die Kulturanthropologie und die Persönlichkeitsschule einschließlich der Kindheitsstudien von Margaret Mead (vgl. Clausen 1968, Wentworth 1980). Die Reduzierung der Sozialisation auf Internalisierung übertrug der Forschung die Aufgabe, den Prozeß zu erklären, in dem die Gesellschaft, die sozialen Bedingungen und das kulturelle System, in das die Kinder hineingeboren werden und in dem sie aufwachsen, als äußere Gegebenheiten und Anforderung verinnerlicht und reproduziert werden.

Mit diesem Wandel wurde das gesamte Sozialisationskonzept von der Soziologie in die Psychologie verschoben. Nichtsdestotrotz war es genau diese Verschiebung, die ab den fünfziger Jahren die Basis für das Aufkommen einer Tradition spezifischer Untersuchungen zur Sozialisation darstellte. Die theoretische Begründung für diese Entwicklung lieferte Talcott Parsons, der den Gedanken der Sozialisation-als-Internalisierung in seine »grand theory« einschrieb.

Von der Sozialisation zur Kindheit

Ein Charakteristikum der »Sozialisation«, das leicht aufzuspüren und in Frage zu stellen ist, ist der sogenannte »ideologische Standpunkt des Erwachsenen« (Speier 1976, Thorne 1987). In ihm wird die besondere Macht der Eltern reflektiert, über ihre Kinder zu bestimmen.

Dieser Standpunkt enthält eine Vielzahl von Agenten in verschiedenen Kontexten des Sozialisationsprozesses. Wichtiger als der Umstand des Erwachsenseins ist die strukturelle Machtposition, die in bezug zu Kindern oder anderen sich sozialisierenden Menschen eingenommen wird. Der Sozialisationsprozeß wird im wesentlichen aus der Sicht gesellschaftlicher Institutionen und organisatorischer Apparate sowie ihrer Repräsentanten (die gewöhnlich Erwachsene sind) betrachtet. Machtaspekte bleiben so unsichtbar, Absichten, Interessen und Handlungen der sich Sozialisierenden werden ausgeklammert. Die Individuen müssen so zwangsläufig als passive Objekte und Opfer der Verhältnisse abgebildet werden; sie erscheinen unfähig oder gar unwillig, in ihren widrigen Bedingungen Widerstand zu leisten. Dieselbe Widerspruchslosigkeit finden wir auf der Seite der gesellschaftlichen Verhältnisse: Deren Institutionen, Organisationen, Strukturen und Funktionen gelten als relativ endgültig, statisch und unproblematisch. Das Gegenteil offenbart ihre Dekonstruktion: gesellschaftliche Verhältnisse sind Resultat eines ständigen Kampfes, sie sind in sich widersprüchlich, krisenhaft und bewegen sich manchmal in Brüchen; sie müssen wieder hergestellt werden und verändern sich dabei. Das mechanische Oben-Unten-Schema in diesen Sozialisationsvorstellungen möchte ich eine elitäre Perspektive nennen.

Ein anderer Effekt dieser elitären Sichtweise ist die unerschütterliche und ausschließliche Orientierung auf die Resultate der Sozialisation zu Lasten des Prozesses selbst. Beachtung erlangen vor allem solche Resultate, die von Sozialisations-Agenten erwartet, beabsichtigt und gewünscht werden. Ziel ist das »In-Gang-Setzen« von Sozialisationsprozessen.

Zweitens wird nicht nur die Möglichkeit verbaut, daß Kinder als Beteiligte selbst etwas zum Sozialisationsprozeß beitragen könnten — die elitäre Perspektive

schließt diesen Fall von vornherein aus. Auch werden alle innerhalb des Prozesses anfallenden Konflikte, Widersprüche oder Resultate, die den erwarteten nicht ganz entsprechen, ignoriert.

Aus dem Vorhergehenden ist deutlich geworden, daß das, was gewöhnlich als Sozialisationsprozeß bezeichnet wird, höchstens einen Teil davon meint. Nämlich jene Dimensionen, die in psychologischen Begriffen gefaßt werden müssen. Sozialisation als Internalisierung bestimmt weiterhin unser Verständnis des Gegenstandes (vgl. Alanen 1987).

Für das Soziale in der Sozialisation

Viele der vereinfachenden Hypothesen und reduktionistischen Konzepte von »Sozialisation« sind heute als solche erkannt und kritisiert worden, aber zumeist isoliert und auf unsystematische Weise (vgl. z.B. Long/Hadden 1985). So hat sich die Annahme eines funktionalen Verlaufs des Prozesses wenn nicht als völlig falsch, so doch als nur bedingt richtig erwiesen.

Es gibt Forschungsmethoden, die es solchen Gruppen ermöglichen, zu Wort zu kommen, die sonst von der Forschung übergangen werden. Die Anwendung solcher Methoden — wie ethnographische, »phänomenologische« oder kulturelle Analysen — könnte zumindest eine »demokratischere« und vollständigere Beschreibung von Sozialisationserfahrungen erbringen (vgl. Willis 1982). Diese Methoden könnten Gewißheit darüber schaffen, welche Kompetenzen Kinder — und sogar Kleinkinder — durch die Teilnahme am sozialen Leben einbringen (vgl. Goode 1986, Waksler 1986). Dies würde Kinder in einem neuen Licht erscheinen lassen, nicht nur vorrangig als Objekte, auf die eingewirkt wird (wenn dies für einen Großteil der Kinderzeit auch zutreffen mag), sondern als gesellschaftliche Mitglieder.

Diese Art von Analysen verwirft ein weiteres reduktionistisches Element im traditionellen Sozialisationsmodell: die Annahme einer linearen Entwicklung auf Grund vorgegebener Bedingungen. Sozialisation als Prozeß zu einem empirischen Problem zu machen heißt, ihm einen gewissen Grad von Autonomie zuzugestehen. Als Problem bleibt die Theoretisierung des Sozialisationsprozesses bestehen.

Dekonstruktion der Familie

Ein Verständnis, das von der Konstruiertheit sozialer Phänomene ausgeht, wurde z.B. in der Familienforschung entwickelt. Insbesondere feministische Familienforschung brachte die Erkenntnis, daß soziale Bedingungen vom Standpunkt ihrer Konstruiertheit her zu betrachten sind. Die Familiensoziologie tat sich schwer mit der Erarbeitung von Antworten auf die Frage der Geschlechterungleichheit. Eine Erklärung hierfür ergibt sich aus der bemerkenswert untheoretischen Herangehensweise, dem offenkundigen Empirismus der meisten Familienuntersuchungen. Dabei wird ein einheitliches Verständnis von »der Familie« vorausgesetzt und zur Grundlage von Forschung und Theoretisierung gemacht. Bernardes (1985) z.B. beschreibt als Zustand der traditionellen Familiensoziologie, daß von einem idealtypischen Modell der »Kleinfamilie« oder der »typischen

Familie« ausgegangen wird. Ein Grund dafür liegt in der häufigen Reduzierung der Familie auf eine natürliche oder biologische Einheit (vgl. Coward 1983, Barrett und McIntosh 1982). Eine andere Erklärung liegt in der Tatsache, daß die Vorstellung von »der Familie« als einer einheitlichen Institution gut zur Theorie von der industriellen Gesellschaft (vgl. Harris 1983, Close 1985) paßt. Als vereinfachte Version sind diese Vorstellungen zu einer Art »Alltagsverstand-Soziologie« geworden und tragen zur Aufrechterhaltung der Vorstellung von »der Familie« als Keimzelle bei, die erfolgreich, in unterschiedlichen Erscheinungen, in verschiedenen sozialen Umfeldern besteht.

Seit den sechziger Jahren wurde »die Familie« immer wieder kritisiert. Zunächst wurde die radikale Kritik an gesellschaftlichen Institutionen überhaupt sowie die Suche nach Alternativen natürlich auch auf diese Institution angewandt. Innerhalb der Familienforschung selbst kam empirische Kritik z.B. aus der Familiengeschichtsforschung, aus den vergleichenden und beschreibenden Studien zum Familienalltag (vgl. Anderson 1979, Rapoport u.a. 1982). Die Vielfalt von »Familienformen« und »Familientypen«, die entdeckt wurde, läßt sich nur schwer unter ein allgemeines Konzept von »der Familie« subsumieren. Hierzu bemerken Barrett und McIntosh (1982, 83), daß die Sicherheit, mit der jeder Autor über seinen Forschungsgegenstand schreibt, dem Leser den Eindruck vermittelt, daß eben nicht über dieselbe Sache gesprochen wird. Familienforscher stimmen darin überein, daß es Gruppen von Menschen gibt, die gewöhnlich als Familien zu identifizieren sind. Das theoretische Problem allerdings, wie sich diese empirischen Familien zu »der Familie« verhalten, ist offen geblieben. In der Folge wurde implizit an einem essentiellen Verständnis von »der Familie« festgehalten, obwohl man sich von solchen Redeweisen wie »die britische Familie« ausdrücklich verabschiedete (vgl. Laslett 1982). Im Gegensatz hierzu gab sich die feministische Familienkritik nicht mit der Vorstellung einer einheitlichen Familie zufrieden. Ein Auslöser für die Infragestellung der Familie als Einheit war die Beobachtung der unterschiedlichen Bedeutungen, Erfahrungen und Konsequenzen, die das Familienleben selbst für die Mitglieder derselben Familie — Mann, Frau, Erwachsene, Kinder, Söhne, Töchter — hat. In verschiedenen Konzeptionen zur Familie (vgl. Thorne 1982) wird gerade diese differenzierte Betrachtung wieder verzerrt und geleugnet. Diese Unterschiedlichkeiten in den Familien machen es unmöglich, weiterhin von »der Familie« als Einheit auszugehen.

Sie war eher eine Imagination, ein konstruiertes Ganzes einer Vielzahl von Bedeutungen, die sich hinter dem Begriff »Familie« verbargen. Diese müßten ebenso wie ihre Rechtfertigung enthüllt und ins Verhältnis gesetzt werden zum aktuellen Leben wirklicher Familien. Familiensoziologie würde dann weniger von »der Familie« handeln, sondern von verschiedenen Familien und würde die Erforschung »der Familie« als ideologisches und kulturelles Konstrukt beinhalten.

Die folgenden Untersuchungen zu den Bedeutungen von »der Familie«, ihren wechselseitigen Bezügen und ihren Etymologien verdeutlichten, daß sich hinter dem Begriff »Familie« ein weites Feld von materiellen Praxen, von Beziehungen und Ideologien verbirgt. Eingeschlossen sind Haushalts- und Wohnformen, Verwandtschaftssysteme, sexuelle Beziehungen, Ideologien über Weiblichkeit,

Mutterschaft und den privaten Bereich (vgl. Flandrin 1979, Harris 1981, Coward 1983). Neue Fragestellungen entstanden. Die Verabschiedung von der imaginären Einheit der Familie warf die Frage nach dem theoretischen Gegenstand der Familiensoziologie selbst auf. Wenn Familienphänomene und »die Familie« Teil der empirischen Oberfläche sind, und wenn dahinter oder darunter eine Vielfalt von materiellen und ideologischen Strukturen und Prozessen liegt, dann meint die Theoretisierung der Familie die Theoretisierung eben dieser elementaren Strukturen und Prozesse.

Diese Fragen bearbeitete zuerst Juliett Mitchell (1971) in einem bahnbrechenden Aufsatz. Sie löst darin die vermeintliche Einheit »der Familie« auf, indem sie eine Auflösung in drei elementare Strukturen vornimmt: Reproduktion, Sexualität und Sozialisation.

In der soziologischen Theorie, insbesondere unter dem Einfluß marxistischer und feministischer WissenschaftlerInnen wurde an die Pionierarbeit Mitchells angeknüpft. Im Rahmen einer Erneuerung der Familienforschung waren Strukturalismuskritiken, genealogische Studien (angeregt durch Michel Foucault) und Auseinandersetzungen mit Kultur- und Ideologietheorien einflußreich. Diese Diskussionen könnten als Versuch einer Dekonstruktion von Familie gewertet werden (vergleichbar der strukturellen Auflösung von Mitchell). Dekonstruktion meint hier beides: Das Konzept der Familie als unverrückbare Einheit und als ausschließlich soziale Konstruktion mit den darin enthaltenen Werten und Entwicklungen (vgl. z.B. Barrett/McIntosh 1982, Stacey 1984, Barrett 1985). Die jeweiligen historischen, politischen, kulturellen und klassenspezifischen Veränderungen der empirischen Familie werden zurückgeführt auf real zugrunde liegende Entwicklungen, Bedingungen und Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Kräften und historisch Handelnden. Sie alle trugen zur Konstruktion und zum Erhalt gegenwärtiger Strukturen wie Verwandtschaftssystemen, Haushaltsorganisationen, Geschlechterverhältnissen, bestimmten Ideologien bei (vgl. Alanen 1987).

Kindheit als soziales Konstrukt

Die Arbeit von Philippe Ariès (1962, dt. 1978) zur Entstehung der Kindheit scheint die Geschichte darüber zu erzählen, wie anfänglich, gepaart mit einer neuen Vorstellung der Intimität der Familie, die Idee der Kindheit aufkam, und wie diese über Konzeptionen von Kinderversorgung und Erziehung praktisch umgesetzt wurde. Die Geschichte der Kindheit erscheint in dieser Interpretation von Ariès als der Teil der Ideengeschichte, der orientierend für das gegenwärtige Verständnis von Kindheit wurde. Eine gründlichere Analyse der historischen Methode und der überwiegend impliziten Gesellschaftstheorie von Ariès ermöglicht einen anderen Blick auf Kindheit. Darin (vgl. z.B. Müller 1979) erscheint Kindheit nicht in erster Linie als Idee vom Kind, sondern als besonderer sozialer Status innerhalb eines speziell konstituierten institutionellen Rahmens. Dieser Rahmen stellte ein praktisch gelungenes Vorhaben der bürgerlichen Klasse dar, mit politischen Mitteln ihre Reproduktion in strukturell sich verändernden Verhältnissen zu sichern. Um insbesondere den jungen Mitgliedern des Bürgertums

den Umgang mit der damit geschaffenen sozialen und praktischen Konstruktion »des Kindes« zu ermöglichen, wurden verschiedene Modelle der Kinderversorgung und -erziehung entwickelt. Diese orientierten auf die Schaffung besonderer sozialer Welten für Kinder, vor allem »die intime Familie« und die Schule — und so auf die Begründung eines bestimmten »Habitus«.

Das Produkt — die moderne Kindheit — übernahmen später auch andere soziale Klassen (vgl. Donzelot 1980), wobei dies nicht kampfflos geschah (Donzelot zieht es vor, dies in seiner Analyse über Frankreich überwiegend zu ignorieren). Dieser Prozeß bereitete den Boden für weitere Formierungen, angefangen bei dem Aufkommen der Mutterschaft und den auf das Kind bezogenen Berufen und Experten bis hin zu den Institutionen, die Wissen über Kinder hervorbrachten, indem sie die neu entstandene soziale Welt der Kindheit beobachteten und ihre Bewohner als Kinder, d.h. unterschieden von den Erwachsenen, wahrnahmen.

Leicht läßt sich die Nähe von Ariès Denken zu strukturalistischen Strömungen in den französischen Sozialwissenschaften (Foucault, Bourdieu) sehen. Dennoch hängt die Einschätzung von Ariès Beitrag zu einer Soziologie der Kindheit nicht von der Beurteilung dieser Schulen ab. Sie hängt nicht einmal ab von der Glaubwürdigkeit seiner Ergebnisse (vgl. zu einer Kritik z.B. Wilson 1980). Die Bedeutung liegt meiner Ansicht nach in der Erkenntnis, daß Kindheit nicht auf eine Vorstellung reduziert werden kann, die zunächst in die Köpfe der Menschen gelangen muß, um dann von den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft umgesetzt zu werden. Im Gegenteil, Kindheit war — und ist in ihrer modernen Form — das fortwährend konstituierte Resultat von Entscheidungen und Handlungen einer historisch bestimmten sozialen Gruppe, in deren ökonomischen, politischen und kulturellen Kämpfen, die potentiell das gesamte Spektrum ihrer Interessen betreffen. Kindheit zu bearbeiten, erfordert also die Analyse dieser umfassenden sozialen Prozesse, aus deren Zusammenspiel dann — und weniger als Folge eines vorsätzlich bestimmten Ziels — soziale Praxen bestimmt werden können, die Kindheit definieren.

Die Implikationen eines solchen Zugangs zur Kindheit für die Soziologie sind offensichtlich. Z.B. muß Forschung zu Kindern und Kindheit grundsätzlich interdisziplinär vorgehen. Empirische Forschung muß aufhören, Kinder weiterhin zum Objekt zu machen und ihnen statt dessen den Status von TeilnehmerInnen und KonstrukteurInnen der sozialen Prozesse zugestehen, aus denen sich ihre — und unsere — Welt zusammensetzt. Dies ermöglicht ein Standpunkt, der das gesellschaftliche Leben als dynamisches Feld von Konfrontationen und Kämpfen zwischen sozialen Kräften begreift. Ein solches Herangehen ließe es sogar zu, Kinder als eine strukturelle »Klasse« im Verhältnis zu anderen Klassen zu sehen, und ihnen die Fähigkeit zu kollektivem Handeln und damit einem Engagement in sozialen Kämpfen zuzugestehen. Es mag Einwände dagegen geben, Kinder als soziale Klasse zu behandeln, indem etwa die Barrieren betont werden, die einer solchen Klassenbildung entgegenstehen. Dennoch, selbst wenn Kinder nicht als soziale Klasse für ihre Rechte eintreten, so bleibt Kindheit ein politisches Thema, das umgarnt ist von fortwährend alltäglichen Kämpfen. Eine Forschung, die zum Aufdecken dieser Kämpfe beiträgt, gesteht Kindern Handlungen zu und

verbündet sich so mit ihnen. Hieraus könnte eine Soziologie der Kindheit für Kinder, wenn auch noch nicht von ihnen selbst, entstehen.

Aus dem Englischen von Sünne Andresen

Literaturverzeichnis

- Adler, Patricia A., und Peter Adler, 1986: Introduction. In: Adler P.A. und Peter Adler (Hrsg.), *Sociological Studies of Child Development*, Vol 1. JAI Press, Greenwich, Connecticut, 3-10
- Alanen, Leena, 1987: Vom Kind zur Frau. Für eine Theorie weiblicher Sozialisation. In: K. Hauser (Hrsg.): *Viele Orte. Überall?* West-Berlin
- Ambert, Anne-Marie, 1986: *Sociology of Sociology: The Place of Children in North American Sociology*. In: Adler P.A. und Peter Adler (Hrsg.): *Sociological Studies of Child Development*, Vol.1 JAI Press, Greenwich, Connecticut, 11-13
- Anderson, Michael, 1979: *The Relevance of Family History*. In: Harris, C. (Hrsg.): *The Sociology of the Family*. *Sociological Review Monograph* 28. University of Keele, Staffordshire.
- Ariès, Philippe, 1962: *Centuries of Childhood. A social history of family life*. Jonathan Cape, London (dt. *Geschichte der Kindheit*, München 1978)
- Barrett, Michèle, und Mary McIntosh, 1982: *The Anti-Social Family*. London
- Barrett, Michèle, 1985: Introduction. In: Engels, Friedrich, *The Origin of the Family, Private Property and the State*. Penguin, Harmondsworth
- Bell, C., und H. Roberts (Hrsg.), 1984: *Social researching: Politics, problems, practice*. London, Boston
- Bernardes, Jon, 1985: *Do We Really Know What »The Family« Is?* In: Close Paul und Rosemary Collins (Hrsg.): *Family and economy in modern society*. London
- Bhaskar, Roy, 1979: *On the Possibility of Social Scientific Knowledge and the Limits of Naturalism*. In: Mepham John und Ruben David-Hillel (Hrsg.): *Issues in Marxist Philosophy*, Vol. III: *Epistemology, Science, Ideology*. Brighton
- Burns, Tom R., 1986: *Acotrs, transactions and social structure*. In: Himmelstrand Ulf (Hrsg.): *Sociology: From Crisis to Science?* Vol 2. London
- Clausen, J.A., 1968: Introduction. In: Clausen J.A. (Hrsg.): *Socialization and Society*. Boston
- Close, Paul, 1985: *Family Form and Economic Production*. In: Close Paul und Rosemary Collins (Hrsg.): *Family and economy in modern society*. London
- Coward, Rosalind, 1983: *Patriarchal Precedents. Sexuality and Social Relations*. London
- Coyle, Ann, 1982: *Sex and Skill in the Organization of the Clothing Industry*. In: West J. (Hrsg.): *Work, Women and the Labour Market*. London
- Dingwall, Robert, John Eekelaar und Topsy Murray, 1983: *The Protection of Children. State Intervention and Family Life*. London
- Donzelot, Jacques, 1980: *The Policing of Families*. Hutchinson, London (dt.: *Die Ordnung der Familie*, Frankfurt/M. 1980)
- DuBois, E.C., E.L. Kennedy, D.W. Kormsmeier und L.S. Robinson, 1985: *Feminist scholarship. Kindling in the Groves of Academe*. University of Illinois Press, Urbana and Chicago.
- Ennew, Judith (1986): *The Sexual Exploitation of Children*. London
- Flandrin, Jean-Louis, 1979: *Families in former times*. Cambridge University Press, Cambridge
- Foucault, Michel, 1979: *The History of Sexuality, Vol. I, An Introduction*. Allen Lane, London (dt. *Sexualität und Wahrheit*, Frankfurt/M. 1979)
- Freeman, Michael D.A. (Hrsg.), 1984: *State, Law and the Family. Critical Perspectives*. London
- Game, Ann und Rosemary Pringle, 1983: *The making of the Australian family*. In: Burns, Ailsa/Gill Bottomley/Penny Jools (Hrsg.): *The Family in the Modern World: Australian Perspectives*. Sydney
- Geulen, Dieter, 1987: *Zur Integration von entwicklungspsychologischer Theorie und empirischer Sozialisationsforschung*. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 7, 1, 2-25
- Goode, David A., 1986: *Kids, culture and innocents*. *Human Studies*, Vol. 9, No. 1, 83-106
- Harris, C.C., 1983: *The Family and Industrial Society*. London
- Hindess, Barry, 1986: *Actors and Social Relations*. In: Wardell Mark L./Stephen P. Turner (Hrsg.): *Sociological Theory in Transition*. London

- Hollway, Wendy, 1985: Gender Difference and the Production of Subjectivity. In: Henriques, Julian et.al.: Changing the Subject. London
- Jenks, Chris, 1982: The Sociology of Childhood. Essential Readings. London
- Johnson, Terry, Christopher Dandeker und Clive Ashworth, 1984: The Structure of Social Theory. London
- Kuhn, Reinhard, 1982: Corruption in Paradise. The Child in Western Literature. University Press of New England, Hannover, London
- Langan, Mary, 1985: The Unitary Approach: A Feminist Critique. In: Brook Eve/Ann Davis (Hrsg.): Women, the Family and Social Work. London
- Leira, Arnlaug, 1986: Barna, familien og velferdsstaten. Nytt om kvinneforskning 10, 2, 3-7
- Long, Theodore E., und Jeffrey K. Hadden, 1985: A Reconciliation of Socialization. Sociological Theory 1985, 3, 1, 39-49
- Lewis, Jane, 1980: The Politics of Motherhood. London
- Margolis, Maxine L., 1984: Mothers and Such. Views of American Women and Why They Changed. University of California Press, Berkeley, Los Angeles
- Michell, Juliet, 1971: Woman's Estate. Harmondsworth, Middlesex
- Müller, Sebastian F., 1979: Wie ist die »Geschichte der Kindheit« zu lesen? Literatur Rundschau (Sonderheft der Neuen Praxis), 2. Jg., Heft 2, 19-32
- Ng, Roxana, 1986: The Social Construction of Immigrant Women in Canada. In: Hamilton Roberta/Michele Barrett (Hrsg.), The Politics of Diversity. London
- Qvortrup, Jens, 1985: Placing Children in the Division of Labour. In: Close Paul/Rosemary Collins (Hrsg.): Family and Economy in Modern Society. London
- Rapoport, R.N., M.P. Fogarty und R. Rapoport (Hrsg.), 1982: Families in Britain. London
- Rapp, Rayna, 1982: Family and Class in Contemporary America: Notes Towards an Understanding of Ideology. In: Thorne, B., u.a. (Hrsg.): Rethinking the Family. Some Feminist Questions. New York
- Reyer, Jürgen, 1980: Sozialgeschichte der Erziehung als historische Sozialisationsforschung? Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 26, Heft 1, 51-72
- Riley, Denise, 1983: War in the nursery. Theories of the child and the mother. London
- Richards, Martin M.P. (Hrsg.), 1974: The integration of the child into a social world. Cambridge University Press, London
- Rubin, Gayle, 1975: The Traffic in Women: Notes on the »Political Economy« of Sex. In: Reiter R.R. (Hrsg.): Toward an Anthropology of Women. New York
- Speier, Mathew, 1976: The Adult Ideological Viewpoint in Studies of Childhood. In: Skolnick, Arlene (Hrsg.): Rethinking Childhood. Perspectives on Development and Society. Boston, Toronto
- Stacey, Judith, 1984: Should the Family Perish? Socialist Review, No. 74
- Thorne, Barrie, 1982: Feminist Rethinking of the Family: An Overview. In: Thorne Barrie, with Yalom Marilyn (Hrsg.): Rethinking the Family. Some Feminist Questions. Longman, New York
- Thorne, Barrie, 1987: Re-visioning Women and Social Change: Where Are the Children? Gender & Society, Vol. 1, No. 1, 85-109
- Thorne, Barrie, und Marilyn Yalom (Hrsg.), 1982: Rethinking the Family. Some Feminist Questions. New York
- Ursel, Jane, 1986: The State and the Maintenance of Patriarchy: A Case Study of Family, Labour and Welfare Legislation in Canada. In: Dickinson, James und Bob Russel (Hrsg.): Family, Economy and State. The Social Reproduction Process Under Capitalism. London
- Urwin, Cathy, 1985: Constructing Motherhood: The Persuasion of Normal Development. In: Steedman, Carol et.al. (Hrsg.): Language, Gender and Childhood. London
- Vogel, Lise, 1983: Marxism and the Oppression of Women. Toward a Unitary Theory. London
- Waksler, F.C., 1986: Studying children: Phenomenological insights. Human Studies, Vol. 8, No. 1, 71-82
- Wallner, Ernst M., und Margret Pohler-Funke, 1978: Soziologie der Kindheit. Heidelberg
- Weeks, Jeffrey, 1981: Sex, Politics and Society. Essex
- Wentworth, William M., 1980: Context and Understanding. An Inquiry into Socialization Theory. New York
- Willis, Paul, 1978: Learning to Labour. Farnborough
- Wilson, Adrian, 1980: The infancy of the history of childhood: An Appraisal of Philippe Ariès. History and Theory. Studies in the Philosophy of History. Vol. XIX, No. 2, 132-153

Kongreßberichte

Geschichte und Zukunft des Sozialismus in der Sowjetunion

Perspektiven und geschichtliche Voraussetzungen der Politik Michail Gorbatschows. Veranstaltet von der Deutsch-Sowjetischen Gesellschaft. Tübingen, 29.10.1988

Rückkehr zu den Idealen des Oktober. Unter dieser Titelfrage diskutierten *Wadim Jerusalemiskij* (Institut für Gesellschaftswissenschaften, Moskau) und der Politologe *Gerd Meyer* (Tübingen). Diese Rückkehr ist für Jerusalemiskij vor allem eine Rückbesinnung auf Lenin und die Neue Ökonomische Politik (NÖP). Lenin habe sich, belehrt von den Realitäten des Bürgerkriegs, von der noch 1917 in »Staat und Revolution« vertretenen These vom raschen Absterben des Staates ab- und dem sozialistischen Staatsaufbau zugewandt. Er habe erkannt, daß dieser ohne Warenbeziehungen und »unmittelbares Interesse der Produzenten« unmöglich ist. Lenins Vorschlag einer Kombination von Markt, Vergenossenschaftlichung und Plan kann Jerusalemiskij zufolge der heutigen Wirtschaftspolitik als Vorbild dienen. Gerd Meyer dagegen sieht eine Rückkehr nicht zu den »Idealen des Oktober«, sondern zu den Traditionen des demokratischen Sozialismus, obwohl die KPdSU sich offiziell immer noch auf die Führungsrolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei berufe.

Aufarbeitung der Geschichte. Hier diskutierten *Dimitrij Wolkogonow*, Direktor des Moskauer Instituts für Militärgeschichte und Generaloberst der Armee, und *Bernd Bonwetsch* (Bochum). Wolkogonow arbeitet seit zehn Jahren an der ersten Stalin-Biografie in der Sowjetunion nach dem Tod des Diktators. Aus seinen Erzählungen wurde deutlich, daß große Umbrüche im Gang sind. Tabus werden gebrochen (Wolkogonows Beitrag war selbst ein Beispiel hierfür), die Archive geöffnet, Geschichtsbücher »umgeschrieben«. Sein Stalin-Buch wird demnächst erscheinen und aufschlußreiches Material enthalten. (So z.B. das Telegramm, mit dem Stalin nach dem Hitler-Stalin-Pakt von deutscher Seite auf eine mögliche Freilassung Thälmanns aufmerksam gemacht wurde. Dazu Stalins eigenhändiger Vermerk: »Zu den Akten«!) Die Gründe für die »Deformierung des Sozialismus zum Cäsarismus« sieht Wolkogonow in der mangelhaft ausgebildeten demokratischen Kultur in der früheren SU, in der schwierigen internationalen Lage, der falschen Einschätzung Stalins durch Lenins Umgebung und Stalins »Gier nach Macht«. »Das größte Verbrechen Stalins aber war das Verbrechen gegen das Denken. Er hat die Idee des Sozialismus verraten.« Derzeit arbeitet Wolkogonow an einer Trotzki-Biografie und bereitet den ersten Band der neuen »Geschichte des Vaterländischen Krieges« vor. Dessen Beurteilung wird für sowjetische Verhältnisse neu und sensationell sein: die Verluste der sowjetischen Seite, die fatalen Auswirkungen der Zwangskollektivierung und des Stalinterrors für die Verteidigungsfähigkeit, die Wahrheit über den Hitler-Stalin-Pakt u.a. sollen thematisiert werden.

Stalinismus und Antikommunismus. Ein aufmerksamer Beobachter hatte darauf hingewiesen, daß der Begriff Stalinismus einmal mit Anführungszeichen (im Programmheft) und einmal ohne (im Tafelanschrieb) geschrieben sei. *Robert Steigerwald* (Frankfurt/M.) stellte denn auch gleich zu Anfang fest: »Der Stalinismus ist kein eigenständiges Denkgebäude. Das ist ein von Trotzki 1926 eingeführter Kampfbegriff«. *Leo Kofler* (Bochum) vertrat die These, daß der Stalinismus vor dem Hintergrund der jahrhundertalten »asiatischen Despotie«, als deren letzte Ausprägung, zu verstehen ist. Stalin habe den Sozialismus um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen, Kommunisten zu Antikommunisten gemacht, Sympathisierende abgeschreckt durch »grundlegende Fehler« wie die Moskauer Direktiven im Spanischen

Bürgerkrieg oder die Sozialfaschismus-Theorie. Steigerwald dagegen erinnerte an die schlechten Erfahrungen, die Kommunisten mit Sozialdemokraten gemacht hätten. Einiges, was Kofler als »Fehler« bezeichnet hatte, war für Steigerwald ein »Mechanismus«, den »die Revolution selber geschaffen hat« und nicht Produkt der zaristischen Vorgeschichte. Dazu zählte er das Fraktionsverbot von 1922 und die Einführung des »demokratischen Zentralismus«. Vieles, was er heute über die Verbrechen Stalins wisse, habe er lange nicht gewußt. DKP-Kritik an Stalin, die es innerhalb der Partei sehr wohl gegeben habe, sei noch bis vor zwei Jahren öffentlich nicht möglich gewesen: »Wir konnten unsere Politik nicht eigenständig bestimmen.«

Geschichte und Literatur. Auch hier stand die Stalinismusproblematik im Zentrum. *Michail Schatrow*, der derzeit wohl bekannteste sowjetische Dramatiker, wollte, anstatt auf das langweilige Referat des Tübinger Slawisten Rolf-Dieter Kluge über »Die Geschichte der Sowjetunion im Spiegel ihrer Literatur« einzugehen, den allgemeinen Tendenzen dieser »lügnhaften Zeit« nachspüren. Den »Sozialistischen Realismus« dieser Jahre definierte er als »die Kunst des Lobens der Obrigkeit in der ihr verständlichen Form«. Zur ideologischen Untermauerung sei eine Unmenge kulturpolitischer und literarischer Lakaïen herangezichtet worden. »Vielleicht war das Programm der bewußten Lüge das Schrecklichste an Stalin.«

Enthusiasmus und Apathie. Zur Sozialpsychologie des Massenverhaltens diskutierten *Walter Süß* (West-Berlin), *Jan Vogeler* (Moskau), der Bonner »Izwestija«-Chefkorrespondent *Jewgenij Bowkun* und *Wilhelm Kempf* (Konstanz). Die Diskussion verlief unglücklich. Kempf brachte das Publikum gegen sich auf, weil er die Instrumentalisierung der sowjetischen Massen in den dreißiger Jahren durch Stalin negierte. Parallelen mit dem faschistischen Enthusiasmus seien keine Analogien. Der Faschismus begeistere die Massen gegen ihre Interessen, während es beim Massenenthusiasmus der sozialistischen Gesellschaft lediglich gewisse »Deformationen« gegeben habe. Vogeler versuchte den Marxschen Begriff der Entfremdung auf die Situation in der SU anzuwenden. Auch der nachrevolutionäre Staat, obgleich nicht kapitalistisch, habe seinen Bürgern als »fremder« gegenübergestanden.

Bei der Abendveranstaltung im ausverkauften Landestheater sollten sich in vier »Szenischen Streitgesprächen« jeweils ein deutscher »Herausforderer« der Perestrojka und ihr sowjetischer »Verteidiger« gegenüberstehen. Oft wurde allerdings ein bloßes Frage-Antwort-Spiel daraus. Notierenswert der Verweis auf Rosa Luxemburg als »Mutter der Perestrojka« im Gespräch zwischen *Walter Jens* und Schatrow. Interessant auch das Zusammentreffen von Steigerwald mit dem Wirtschaftswissenschaftler *Jurij Judanow*. Steigerwald äußerte wiederholt die Befürchtung, die Sowjetunion würde teilweise kritiklos kapitalistische Praktiken übernehmen. Das neue Pachtssystem, vor allem wenn es auf Industriebene ausgedehnt werden sollte, ist für ihn »kein Sozialismus reinsten Wassers« mehr. Solche Bedenken wurden von Judanow, einem Verfechter von »joint-venture«-Unternehmen, als »revolutionäre Romantik« und Dogmatismus abgewiesen. Er setzte auf eine Kombination von Markt, Plan und Leistungsanreizen. — Allen sowjetischen Gesprächsteilnehmern gemeinsam war ein »grundsätzlicher Anti-Dogmatismus«, die Forderung nach Demokratisierung und sozialistischer Rechtsstaatlichkeit und die Betonung der säkularen Wichtigkeit der Ökologieproblematik. — Die Tagung mit ihren rund 500 Teilnehmern war eine kleine Sensation und ein Beispiel dafür, was Perestrojka und Glasnost auch hierzulande bedeuten können. Offenheit für alle Themen, Grenzüberschreitungen der einzelnen Wissenschaften, Veränderungen der innermarxistischen Konstellationen. Der Sozialismus wird auf neue Weise be- und gefragt. — Im Juni 1989 soll eine weitere Veranstaltung eine Zwischenbilanz von vier Jahren Perestrojka ziehen. Susanne Veil (Tübingen)

Nikolai I. Bucharin als Theoretiker des Sozialismus

Internationales Symposium in Wuppertal, 10. bis 13. Oktober 1988

Die Idee, anlässlich des 100. Geburtstages (9.10.1988) und des 50. Jahrestages der Hinrichtung von N.I. Bucharin (13.3.1938) ein internationales Symposium durchzuführen, entstand während eines Gespräches in Moskau zwischen Theodor Bergmann und Anna Larina, der Witwe Bucharins. Den jahrelangen Bemühungen um die Rehabilitierung Bucharins sollte hierdurch Nachdruck verliehen werden. Wie passend dieser Zeitpunkt gewählt war, bestätigte die juristische Rehabilitierung Bucharins im Frühjahr 1988 sowie seine postume Wiederaufnahme in die KPdSU im Sommer des gleichen Jahres. Bereits in den vergangenen Jahren hatte es wissenschaftliche Treffen zur Diskussion des Werkes von N.I. Bucharin in England und Ungarn, in den USA und in China gegeben.

Das Interesse an der ersten internationalen Tagung, die von einer Initiativgruppe (Detlev Albers, Theodor Bergmann, Bernd Biervert, Walter Euchner, Iring Fetscher, Jiří Kosta, Wolfgang Fritz Haug, Gert Schäfer und Günter Trautmann) angeregt wurde, war außergewöhnlich. Mehr als 100 Wissenschaftler zog es nach Wuppertal, über 65 schriftliche Beiträge wurden angeboten. Die Teilnehmer kamen aus zwanzig verschiedenen Ländern, etwa zwei Drittel aus dem Ausland, vor allem aus der Sowjetunion, aber auch aus Ungarn und China, aus Jugoslawien und der DDR, aus England, Frankreich, Italien, Österreich und Skandinavien, aus den USA und Indien. Entsprechend breit war das Spektrum der Fachdisziplinen: Historiker und Philosophen, Ökonomen, Literaturforscher und Marxismustheoretiker. Zugleich — und dies machte einen nicht unwesentlichen Teil der Spannung dieser Tagung aus — waren unterschiedlichste politische Positionen (und Biographien) versammelt, die dem Symposium ein über den Rahmen traditioneller wissenschaftlicher Veranstaltungen hinausreichendes politisches Gepräge gaben. Das Einführungsreferat hielt Svetlana Gurvich, die Tochter N.I. Bucharins. Der junge Valerij Pisigin berichtete von den Bemühungen um die Rehabilitierung Bucharins durch einen gleichnamigen sowjetischen Politclub seit Beginn der achtziger Jahre. Die offizielle Sowjetwissenschaft war ebenso vertreten wie Radio Liberty aus München, russische Emigranten unterschiedlicher politischer Couleur traten neben unmittelbaren Opfern Stalins, die heute in der DDR leben, auf, Ernest Mandel meldete sich ebenso zu Wort wie traditionelle Ostforscher und nicht zuletzt die Vertreter der chinesischen Delegation. So wies z.B. Yin Xuyi darauf hin, daß man in China bereits 1981 die Übersetzung und Diskussion der Arbeiten Bucharins wiederaufgenommen habe, um sie für ein lebendiges Marxismusverständnis zu nutzen. Daß es trotz dieses politisch breiten Spektrums nur zu wenigen heftigeren Wortwechseln — etwa über die Zulässigkeit einer Gleichsetzung von Faschismus und Stalinismus oder über die eher plan- oder markt-mäßige Zukunft sozialistischer Gesellschaften — kam, war vor allem dem organisatorischen Geschick Theodor Bergmanns und der erheblichen Fülle von Beiträgen zu verdanken, die — vorrangig von den ausländischen Teilnehmern vorgetragen — dem strengen Zeitregime mehr oder weniger diszipliniert unterworfen wurden. — Inhaltlich konzentrierte sich die Veranstaltung auf drei Schwerpunkte:

1. Bucharins politische Aktivitäten: In der Beurteilung der Kontroverse zwischen Bucharin und Stalin herrschte Einigkeit darüber, den von Stalin beschrittenen Weg als eine Tragödie zu bezeichnen. Die gegenwärtige Beschäftigung mit dem Werk Bucharins ist daher als Ausdruck der Suche nach einer Alternative zu Stalin zu verstehen. Su Shaozhi, mutiger Verfechter der politischen Reform in China, zeigte Bucharin als Warner vor der Gefahr des totalitären Staates und führte hierzu die Unterscheidung zwischen Totalismus (als unter besonderen Bedingungen gerechtfertigten

Staatseingriff) und Totalitarismus ein. Neue Forschungen und bisher unbekannte oder unberücksichtigte Dokumente, neue Möglichkeiten der Nutzung bisher verschlossener Parteiarchive sollen zu größerer historischer Detailkenntnis beitragen. Wieweit solche Erkenntnisse dazu geeignet sind, Bucharin als Begründer eines alternativen humanistischen Sozialismuskonzeptes zu verstehen, darin stimmten nicht alle Teilnehmer überein.

2. Bucharins sozialwissenschaftliche Arbeiten: Bucharin gehörte neben Lenin zu den wenigen russischen Kommunisten, die die deutsche Sprache verstanden und Max Weber und Georg Simmel rezipiert und produktiv verarbeitet haben. Auf Grund dieses weiten Horizonts, der bitter nötig ist für eine lebendige Entwicklung des Marxismus, wurde Bucharin von Manfred Lauerer als Vertreter eines offenen Philosophiesystems gewürdigt.

3. Bucharins ökonomische Überlegungen: Dieser Schwerpunkt war besonders geeignet, um die Aktualität Bucharins für die gegenwärtigen wirtschaftlichen Problemlagen sozialistischer Gesellschaften, insbesondere im Bereich der Landwirtschaft, aufzuzeigen. Sein Industrialisierungskonzept und mehr noch seine Vorstellungen zur Vergenossenschaftlichung boten Ansätze zur Belebung der alt-neuen Diskussion um das Verhältnis von Plan und Markt im Sozialismus und rückten die Entwicklungsperspektive kleinbäuerlicher Familienbetriebe in den Mittelpunkt sozialistischer Landwirtschaftsentwicklung. In marxistischen Agraruntersuchungen wurden Übereinstimmung zwischen Bucharins Agrarkonzept, den landwirtschaftlichen Reformen in der VR China seit 1979 und den gegenwärtigen sowjetischen Ansätzen zur Einführung von privaten Pachtverhältnissen in der Landwirtschaft deutlich. (Besonders Teodor Shanin, Manchester, der sich auf Tschajanow bezog, und Yu Dazhang, Peking).

Auch wenn der Versuch einer Aktualisierung des Bucharinschen Werkes in einzelnen Beiträgen ein wenig überstrapaziert wurde, erwiesen sich doch die Arbeiten Bucharins in den Gebieten Staatstheorie und Politik, Ökonomie und Philosophie in erstaunlichem Maße als Impulsegeber für die gegenwärtigen praktischen Fragen der wirtschaftlichen und politischen Reform in den sozialistischen Ländern. Der geplante Tagungsband darf mit Spannung erwartet werden. Bettina Gransow (West-Berlin)

Internationaler Zukunftskongreß der IG Metall

Frankfurt/M., 27. bis 29. Oktober 1988

Bis vor kurzem schien es, als ob die CDU die semantische Schlacht um »die Zukunft« gewonnen hätte; die SPD feilt fleißig an einem neuen, aber wenig sensationellen Grundsatzprogramm und der Linken insgesamt wurde sogar das Etikett der »Klageweiber« (Schönbohm) angeheftet. In dieser Lage ist es bemerkenswert, daß die IG Metall über die »andere« Zukunft nachdenkt und dabei ein erhebliches Maß an Offenheit, Toleranz und Diskussionsbereitschaft an den Tag legt. In sechs Foren zu den Themen Umweltschutz, sozialstaatliche Demokratie, Wirtschaftspolitik, Technologieentwicklung, solidarische Sozialpolitik und Arbeitsverfassung in der industriellen Demokratie war der Kongreß inhaltlich vorbereitet worden; die Vorträge und Diskussionen sind mittlerweile im Bund-Verlag veröffentlicht, und auch das Protokoll der Abschlußveranstaltung wird dort erscheinen.

Wie schon in den Foren ging es beim Frankfurter Kongreß darum, eine Phase der Nachdenklichkeit und Neuorientierung einzuleiten und organisationsintern umzusetzen, die zugleich die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner nicht scheute. Daß mit Reuter, Späth und Biedenkopf die intellektuellen Köpfe der Gegenseite eingeladen worden waren, belegt dies. Zum anderen waren mit Frau de Botero (Weltkommission für Umwelt und Entwicklung), Wim Kok (Niederländische Partei

der Arbeit), Ingela Thalén (Schwedische Arbeits- und Frauenministerin), Jurij Krassin (Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der KPdSU) und Monsignore Higgins (Mitautor des Hirtenbriefes über den Zustand der US-Wirtschaft) Referenten gewonnen worden, die die internationale Dimension des Themas unterstrichen. In den vier Arbeitskreisen über die Perspektiven der Weltwirtschaft, des Sozialstaats, der Gewerkschaften und der zukünftigen Lebensgestaltung entwickelte sich eine lebhaftige Diskussion. Edzard Reuter forderte angesichts der Internationalisierung der Wirtschaft ein nationales Bündnis von Kapital und Arbeit und stieß damit auf heftigen Widerspruch. Hans-Jürgen Krupp lotete die Spielräume für eine aktive Wirtschaftspolitik und eine soziale Gestaltung des technologischen Wandels aus, und Wim Kok refertierte über die Möglichkeiten und Gefahren des europäischen Binnenmarktes. Für den Erhalt des Sozialstaates und öffentlicher Dienstleistungen plädierte Monika Wulf-Mathies und forderte anstelle von Sozialabbau und Gesellschaftsspaltung soziale Innovationen sowie neue Organisations- und Finanzierungsformen. In dieselbe Richtung ging Johano Strasser: mehr Prävention, Demokratisierung des Sozialstaates und Flexibilisierung der Leistungssysteme; beide setzten damit deutliche Kontraste zum Referat Kurt Biedenkopfs. Ingela Thalén berichtete über den schwedischen Weg, Vollbeschäftigung, soziale Sicherheit und wirtschaftlichen Strukturwandel kompatibel zu gestalten und hob die wichtige Rolle der aktiven Arbeitsmarktpolitik hervor. Oskar Negt wies den Gewerkschaften die gesellschaftlich zentrale Rolle zu, sich als »Menschenrechtspartei« den geschichtlichen Aufgaben zu stellen, die mehr umfassen als die Lösung der gegenwärtigen Krise. Und er empfahl, die alten gewerkschaftlichen Vorstellungen von Arbeit zu modifizieren und alle Aspekte lebendiger Arbeit aufzunehmen. Lothar Späth forderte die Neubewertung von Arbeit und Nichtarbeit, verwies auf die gestiegene Bedeutung der Angestellten und auf die Pluralisierung der Interessen der Arbeitnehmer. Und er empfahl, sich im wesentlichen auf die betriebliche Arbeit zu konzentrieren. Gegen diese Reduktion wandten sich die anschließenden Diskussionsbeiträge: im Gegenteil, gerade eine Ausdehnung des politischen Mandats und die Ausweitung des gewerkschaftlichen Handlungsfeldes in den sozio-kulturellen Bereich war die Forderung. Peter Glotz warnte die Gewerkschaften vor einer Wagenburg-Mentalität, skizzierte die veränderten Rahmenbedingungen politischen Handelns und entwickelte Vorschläge einer Strategie, die besonders die europäische Perspektive berücksichtigt. Andrej Markovits forderte gegen die Internationalisierung des Kapitals eine wirksame Solidarisierung der Arbeitnehmer. Zugleich ging er auf die Lage der Gewerkschaften in verschiedenen westlichen Ländern ein. Horst Eberhard Richter plädierte für eine neue Wir-Orientierung, da die gegenwärtigen Problemlagen wie Armut, Rüstungswettlauf, technische Risiken und Umwelt die »Weltgemeinschaft« gefährdeten. »Neues Denken« befürworteten Jurij Krassin und Monsignore Higgins; sie riefen die Gewerkschaften dazu auf, ihren Beitrag zur Lösung internationaler Probleme zu leisten und alle Gestaltungsmöglichkeiten zu nutzen. Hermann Glaser entwickelte seine Vorstellung einer kulturellen Selbstbestimmung des Menschen; gegen den falschen Schein der Warenästhetik setzte er den anderen Weg der ästhetischen Erziehung, der Tätigkeitsgesellschaft und der (kulturellen) Werk-statt.

Die zentrale Botschaft des Kongresses, Solidarität und Freiheit, wurde in den Plenumsveranstaltungen entwickelt. Der Heidelberger Theologe Wolfgang Huber hob beide Werte als Maßstäbe einer humanen Zukunftsgestaltung hervor, nur so ließen sich Menschenrechte umfassend verwirklichen. Zugleich wandte er sich gegen den Zerfall der sozialen Kultur und den Neoindividualismus in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Um diese gefährliche und letztendlich menschenunwürdige Entwick-

lung aufzuhalten, sei ein breites Bündnis aus Gewerkschaften, Friedens-, Dritte-Welt-, Umwelt- und Frauenbewegung notwendig. Zum Abschluß signalisierte Franz Steinkühler die Bereitschaft, angesichts der veränderten gesellschaftlichen, technologischen und politischen Bedingungen in einen konstruktiven Dialog mit all denjenigen zu treten, deren Anliegen Solidarität und Freiheit sind. Die Gewerkschaften seien nicht in der Lage, auf alle Fragen der Zeit eine Antwort zu geben, ebenso wie ihre derzeitige Macht begrenzt sei; besonders gegenüber dem internationalen Kapital bestünde nur eine begrenzte Konfliktfähigkeit. Ferner plädierte er für eine Politisierung der Gewerkschaftsarbeit, »denn die Überlebensfrage interessiert uns und unsere Mitglieder genauso wie die traditionelle soziale Frage«, und »in einer Zeit, in der sich Solidarität nicht mehr aus dem stummen Zwang des Milieus ergibt, muß Solidarität neu erfahren, ja regelrecht gelernt werden«.

Ob die Gewerkschaften mit dem Zukunftskongreß der IG Metall den Ausbruch aus der Wagenburg schon geschafft haben, ist offen. Zumindest aber sind sie stärker in die Offensive gegangen, haben das Terrain sondiert und sich in offenen Diskussionen über neue Wege informiert. Vieles wird davon abhängen, inwieweit es gelingt, die Ausweitung der Interessenvertretung, Solidarität im nationalen wie internationalen Rahmen in der gesamten Organisation und der Mitgliedschaft zu verankern und durch basisnahe Initiativen zu untermauern.

Josef Schmid (Konstanz)

Acteurs et terrains du mouvement social de 1968

Kolloquium der Universität Paris-I und der Fondation Nationale des Sciences Politiques. Paris, 24. und 25. November 1988

20 Jahre nach dem französischen »Mai 68« liegt noch immer keine Dissertation zum Thema vor, hatte A. Prost im Vorfeld des Kolloquiums konstatiert. Die Spezifik des französischen »Mai«, d.h. das Zusammentreffen studentischer Aktionen mit Massenstreiks, bleibe weiterhin ein kaum erhelltes Forschungsfeld. Dem Kolloquium fiel die Aufgabe zu, »nach unten« hinabzusteigen, in die Provinz, aber auch in einzelne Betriebe, und das Verhalten einzelner Akteure näher anzusehen. Die geläufige Rede-weise von »La Grève« (»Der Streik«) sei zu ersetzen durch die weniger mythologisierende »les grèves«. Die Kohärenz der Streikbewegung von 1936 (d.h. anlässlich des Wahlsiegs der Volksfrontparteien) habe »in den Betrieben« gelegen, die der 68er Bewegung hingegen sei in »la société globale«, in der Gesamtgesellschaft, zu suchen — eine Bemerkung, die der Referent als ebenso metaphysisch kritisierte wie die Rede-weise von *dem* Streik.

Um eine langweilige Abfolge langwieriger Vorträge zu vermeiden, waren die Beiträge der eingeladenen Teilnehmer/innen im voraus vervielfältigt und verschickt worden. Ein Berichterstatter resümierte die vier Blöcken zugeordneten Texte: 1) Betriebe im Streik (René Rémond/Antoine Prost), 2) Caen, Straßburg und anderswo ... (Madeleine Reberioux/Jaques Capdevielle), 3) Die sozialen Akteure (Michèle Perrot/Guy Caire), 4) Die politischen und kulturellen Akteure (Michèle Perrot/Jean-Pierre Azema). Nach der Zusammenfassung hatten die Autoren das Wort und anschließend eine Reihe von Zeitzeugen (vor allem Gewerkschaftler). Diese »Mischung« von Wissenschaftlern und damaligen Akteuren, die unendlich viel konkreter schilderten und lebendiger die damalige Stimmung wiedergeben konnten, erwies sich als fruchtbar.

Im *ersten* Block wurde zunächst die Originalität des französischen Mai im internationalen Kontext unterstrichen (B. Groppo). Dann wurden verschiedene »Fälle« detailliert untersucht: die Streiks bei Peugeot (N. Hatzfeld), Citroën (P. Hassenteufel), im Bergbau (O. Kourchid), bei den Pariser Verkehrsbetrieben RATP (J.-F. Naudet)

und der Eisenbahn SNCF (G. Ribeill). Im *zweiten* Block ging es u. a. um bretonische Bauern (R. Bourrigaud), die kleine Schar der Gaullisten in Nantes (P. Guiol), die Beziehungen zwischen Studenten und Arbeitern in Caen (G. Lange), Straßendemonstrationen in der Provinz (D. Tartakowsky). Im *dritten* Block wurden die verschiedenen Gewerkschaften unter die Lupe genommen: Die der Lehrer FEN (D. Barbet), die der Studenten UNEF (A. Monchablon), die CFDT (G. Georgi), CGT (R. Mouriaux) und FO (A. Bergnouioux), die der »Cadres« (G. Groux) und der Unternehmervverband CNPF (Referent). In Block *vier* ging es um die kommunistische Partei (Tartakowsky und J.-J. Becker), die Rechte (Rémond), die Sozialisten (M. Sadoun), die Linksradiكالen und den PSU (V. Fisera), den studentischen Fabrik-Entrismus (M. Dressen), Aktionen protestierender Fußballer etc.

Als beste Zusammenfassung erwies sich diejenige, die die Beiträge nicht nacheinander vorstellte, sondern sozusagen »übereinanderschob«, sie ineinander verschachtelte. Durch dieses synthetische Verfahren wurde deutlich, zu welchem Zeitpunkt welche Ereignisse im Vordergrund standen. Eine ähnliche Synthese zum Abschluß des Kolloquiums hätte vielleicht die verbreitete Disposition zum Eintritt in Streik-kämpfe weiter erhellen können. So wurde ein ebenso beachtliches wie fundiertes Detailwissen über einzelne Streikabläufe zutage gefördert, wie es bislang nicht zur Verfügung stand, doch die isolierende Verfahrensweise ließ im Unklaren, wie es zum Zusammenfließen dieser zahlreichen, vereinzelter Aktionen in einem einzigen riesigen Strom kam.

Wolfgang Kowalsky (West-Berlin)

4. Europäisches Forum sozialistischer Feministinnen

Manchester, 18. bis 20. November 1988

Thema der Konferenz war: »Entering the Political Structures — Changing the Structures. Was erreichen wir mit Quotierung?«. Wie können die Kämpfe der Frauen um Gleichstellung und Quotierung gleichzeitig solche um die grundlegende Veränderung gesellschaftlicher Strukturen in herrschaftsfreier Perspektive sein? Da es sich vor allem auf dem 3. Forum in Madrid gezeigt hatte, daß die Diskussionen nicht über einen Erfahrungsaustausch hinauskommen, wenn das Konferenzthema zu allgemein ist bzw. zu viele Themenkomplexe behandelt werden, sollte die relativ enge Fragestellung die Intensität der Diskussionen fördern. Zudem wurde eine Trennung zwischen theoretischen Beiträgen und Erfahrungen aus der politischen Praxis vorgenommen. Die Arbeit an dem Konferenzthema wurde mit theoretischen Beiträgen zu Fragen der Gleichstellung und zur Quotierung eröffnet und in Arbeitsgruppen diskutiert. In einem zweiten Teil fanden Workshops zu den politischen Kämpfen um Gleichstellung am Arbeitsplatz, in Gewerkschaften und Parteien statt. Dieses Nacheinander der Bereiche Theorie und Politik hatte den Effekt, daß die wissenschaftlichen und politischen Praxen durch ihre Trennung zur Vermittlung kamen und Frauen aus beiden Bereichen Anstöße für ihre weitere Praxis erhalten haben.

Aus dem Theoriebereich wurden vor allem die Beiträge aus Dänemark und der Bundesrepublik in den Diskussionen in den Workshops wieder herangezogen. Dorte Marie Sondergaard (Kopenhagen) zeigte mit ihrem Entwurf von drei Zukunftsmodellen von Gesellschaften, in denen sowohl ökonomische Abhängigkeiten überwunden sind als auch die Gleichstellung der Geschlechter in allen gesellschaftlichen Bereichen realisiert ist, wie die Bereiche der Produktion und Reproduktion bei strikter Einhaltung dieser Bedingungen in Widerspruch geraten. Sie spielte verschiedene Möglichkeiten der Lösung dieses Widerspruchs durch. Auch wenn sie zu keinem eindeutigen Ergebnis kommen konnte, weil die Entwicklung der Widersprüche gesellschaftlicher Praxis keinen vorherbestimmbaren Gesetzmäßigkeiten folgt, ist

doch die Aufforderung, politische Forderungen zu Ende zu denken und in utopischen Gesellschaftsmodellen zu veranschaulichen, anregend. Bedrückend und lustvoll zugleich war die Analyse, die Frigga Haug über die Berichterstattung der herrschenden Tagespresse der BRD über den Quotierungsbeschluß der SPD vorlegte: Der Griff der Frauen nach der Macht, für den *Männer* mit dem Quotierungsbeschluß eine Voraussetzung geschaffen haben, läßt längst überwunden geglaubte Apostrophierungen von Frauen als minderwertige Wesen, die sich nun anschicken, wie ein den Organismus zerstörender Infekt in der Gesellschaft zu wirken, an die Oberfläche kommen. F. Haug stellte angesichts dieser unverhüllt feindlichen, haßerfüllten Reaktionen die Frage, was den Männern so bedrohlich an einer Quote erscheint, die ihre Macht nicht in Frage stellt und die Frauen ein bißchen mehr als vorher, aber nach wie vor minderheitlich an ihr partizipieren läßt. Eine ihrer Thesen ist die, daß die Quotierung die Ideologie der Leistungsgesellschaft angreift, deren Funktionsprinzip die Konstituierung von »Charakteren« darstellt, die sich durch Anpassung und Hochdienen in hierarchischen Strukturen herausbilden und an der Stelle von »Qualifizierung« stehen. Quotierung durchkreuzt dieses Prinzip, erschüttert somit die ideologischen Grundmauern der bestehenden Machtstrukturen. Abgesehen davon, daß Haugs Analyse wichtige Erkenntnisse über die Reproduktion der kapitalistischen und patriarchalischen Herrschaftsverhältnisse liefert und strategische Stellen aufzeigt, an denen eine widerständige Politik zu entwickeln wäre, war es witzig zu hören, wie die männlichen Ideologen in den Medien ungewollt vorführen, welche Sprengkraft in der Quotierung liegen kann. Und das war das Lustvolle: unsere Skepsis gegenüber der von den Männern präsentierten Partizipation weicht ärmelaufkrempehnender Freude über die in ihr liegenden Möglichkeiten einer die Strukturen verändernden Politik. Andere Beiträge zeigten gerade das Verschenken dieser Möglichkeiten auf. Rosa Pardo aus Spanien analysierte das Phänomen der Maskulinisierung, d.h. der Übernahme männlicher Praxen durch Frauen, die sich Plätze in den politischen Strukturen erobern konnten. Die Vorschläge von Strategien gegen eine solche Entwicklung, die von Vertreterinnen anderer Länder bestätigt wurden, gingen nicht über Appelle hinaus. Was fehlt, sind genauere Analysen über die *Prozesse* der Gleichstellungskämpfe, um herauszufinden, wie die Bedingungen aussehen, durch die Frauen, die sich die Plätze in Organisationen und Parlamenten erobert haben, sich von der Bewegung isolieren und sich somit den bestehenden Strukturen ausliefern.

Bei den Berichten aus den Arbeitsgruppen wurde deutlich, daß *Frauen in politischen Parteien* oft Feindseligkeiten und Mißtrauen erlebten. Wie eine Berichterstatterin sagte: »It's damned difficult to get in and once you're in it's damned difficult too.« Sie empfahl den Frauen: »paßt auf euch auf, denn das männliche, kapitalistische Politiksystem kann gesundheitsschädlich sein.« — Wie können *Frauen in Gemeindeverwaltungen* arbeiten, ohne feministische Belange zu schädigen? Kollektive Entscheidungsstrukturen verhielten sich sperrig zu den lokalpolitischen, würden dort aber als Unfähigkeit abgebildet. Sozialistisch-feministische Netzwerke scheinen dringender denn je. *Frauen, die bereits in Machtpositionen sind*, fanden sich vor allem aus Norwegen. Dort scheinen zunächst relativ paradiesische Zustände zu herrschen: so sind fast 40 Prozent aller Abgeordneten des Parlaments Frauen. Ein Gesetz über gleiche Rechte für beide Geschlechter hatte die Frauenbewegung dort in den vierziger Jahren durchgesetzt. Insofern läßt sich von einem egalitären Erbe in Norwegen sprechen. Daß eine solche »Quotierungspolitik« dennoch allein nicht ausreicht, wurde daran deutlich, daß der begründete Verdacht besteht, daß Frauen immer dann ins Parlament kommen, wenn dieses relativ ohnmächtig ist. Zusammen

mit dem Hinweis aus Australien über die Bedeutung der Verwaltungen als Machtapparate und mit der Überlegung, daß Militär, Industrie und Verwaltung ein Parlament lahmlegen können, wird die Notwendigkeit von Mehrfachstrategien bei der Quotierung klar. Diskutiert wurde, ob es in Norwegen eine Art »feministischen Kapitalismus« gebe und wie sozialistische Feministinnen einer solchen Entwicklung gegensteuern können.

Immer wieder stellte sich die Frage der Integration von Rassismus und Immigration und feministischer Theorie und Politik. Das heißt für die Zukunft, daß die Fragestellungen der Konferenzen noch deutlicher als bisher herausarbeiten müssen, daß sie keine *jenseits* von Rassismus und Immigration sind. Beides ist z.B. in der Frage der Gleichstellungskämpfe enthalten, weil Gleichstellung perspektivisch die Überwindung *jeder* Unterdrückung beinhaltet und zentral die Frage nach der Veränderung der kulturellen Formen stellt.

Die Ergebnisse der vorhergehenden Foren von Kopenhagen und Hamburg sind (in englischer Sprache) zum Preis von je 6,- DM zu erhalten bei Jutta Meyer-Siebert, Kollenrodstraße 56, 3000 Hannover. Die Ergebnisse von Madrid sind (in spanischer Sprache) zu erhalten bei Rosa Pardo, c/Palma 50, 5 Madrid 28015, España.

Jutta Meyer-Siebert (Hannover) und Birgit Jansen (Kassel)

Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien

Zweiter bundesweiter Kongreß. Frankfurt/M., 28. bis 30. November 1988

Drei Jahre sind vergangen, seit sich 1985 Frauen zum ersten Mal bundesweit trafen, um die gesellschaftspolitisch relevanten Fragen um Gen- und Reproduktionstechniken zu diskutieren. Anlaß für diesen zweiten Kongreß waren insbesondere die im Dezember 1987 vom BKA durchgeführten Durchsuchungen und Verhaftungen von Frauen, die sich seit Jahren mit diesem Thema beschäftigen, darüber informieren und den uneingeschränkten Einsatz dieser Technologien bekämpfen. Die Veranstalterinnen (das ASTA-Referat *Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie* Marburg, das *Autonome Lesben- und Frauenreferat* der Uni Frankfurt, die Zeitschrift *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* Köln, die *FINRAGE* Koordination der BRD aus Frankfurt, das *Frauenzentrum* Bochum und Frauen des *Genarchivs* Essen) hatten vier thematische Schwerpunkte vorgesehen: *Bevölkerungspolitik*, *Naturwissenschafts- und Technologiekritik*, *Selbstbestimmung* und *Legalisierung der Gen- und Reproduktionstechniken*. Etwa 2000 Frauen waren gekommen, um diese Fragen in über 50 Arbeitsgruppen zu diskutieren. Aus El Salvador, Indien, Brasilien, Österreich, USA, Namibia und den Niederlanden wurde über die jeweilige bevölkerungspolitische Lage sowie über den Frauenwiderstand berichtet.

Aus der Menge der Veranstaltungen möchte ich einige hervorheben, die mich besonders beeindruckten. *Vibhuti Patel* aus Bombay z.B. vermittelte in für uns ungewohnter Weise, wie ihre Arbeit in Indien aussieht. Sie gab einen Überblick über die *Sex-Selection*-Methoden und die sozialen Auswirkungen für die betroffenen Frauen und ihre Familien. Am Schluß ihres Beitrages sang sie den 2000 anwesenden Zuhörerinnen ein Lied — es kritisiert, daß immer Frauen verhüten müssen und verkündet als neue Entdeckung die Spirale und Pille für den Mann —, das sie bei ihren Aufklärungskampagnen, aber auch zur eigenen Freude singt. In ihren Kampagnen gegen die Geschlechtsvorherbestimmung mit Hilfe der Pränataldiagnostik und der anschließenden Möglichkeit der Abtreibung weiblicher Feten setzt Vibhuti Patel auch audiovisuelle Medien ein. Probleme, Hintergründe und Auswirkungen der technischen Neuerungen werden so mit Frauen in den Slums von Bombay diskutierbar und für die meisten leseunkundigen Frauen auch entmystifiziert.

Anders sind die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen in Namibia (1,5 Mio. Einwohner, ca. 8 % Weiße). Offiziell gibt es keine Familienplanungsprogramme. Der angeblichen »Bevölkerungsexplosion« versucht man jedoch mit vielerlei hormonellen Verhütungsmitteln entgegenzutreten. Ein Hohn, so *Dessa Onesmus*, wenn man bedenkt, daß das Land die Größe von Frankreich und der BRD zusammen hat, eine Bevölkerungsdichte von 2 Personen pro Quadratkilometer und reich an Rohstoffen wie Gold, Öl, Uran, Kupfer und Diamanten ist. Weniger als 1 % der schwarzen Frauen sind ausgebildet. Aufklärung über verschiedene Verhütungsmittel gibt es nicht, insofern sind gesundheitliche und kulturelle Konsequenzen für die Frauen nur schwer einschätzbar. Die Menstruation ist ein kulturell wichtiges, ein freudiges Ereignis; sie ist Zeichen für Gesundheit und Beweis, nicht schwanger zu sein. Bei der Anwendung von Depoprovera (»Dreimonatsspritze«) bleibt die Menstruation jedoch für Jahre aus. Auf Widerstand von Frauen gegen dieses Verhütungsmittel folgten sofort Gegenreaktionen. *Nashilongo Elagi*, die über Nebenwirkungen von Depoprovera geschrieben hatte, wurde vorgeworfen, keine wissenschaftlichen Belege für ihre Aussagen zu haben, da es keinerlei Daten über Verhütung in Namibia gäbe. Der Staat erstellt keine eigenen Statistiken. Untersuchungen und Veröffentlichungen aus anderen Ländern belegen längst die Schädlichkeit dieser Verhütungsmethode und begründen hinreichend die Forderung nach unschädlichen, absetzbaren Verhütungsmitteln. Auf dem Abschlußplenum schlugen die Frauen aus Namibia dann auch vor: »Schickt uns Kondome!«

Im Schwerpunkt »Naturwissenschafts- und Technologiekritik« wurden Versuche diskutiert, den naturwissenschaftlichen Neuerungen einen künstlerisch-politischen Dialog entgegenzusetzen, ein neues Verständnis von Gesundheit und Krankheit zu entwickeln, die Kontinuität nazistischer Forschungspolitik zu enthüllen. Gefragt wurde, ob die Präsenz von mehr Naturwissenschaftlerinnen den herrschenden Wissenschaftsbetrieb inhaltlich und strukturell verändern kann. Politiker, Biologen, Ärzte usw. verkaufen den Frauen die neuen Reproduktionstechnologien u.a. mit dem Versprechen von mehr »Selbstbestimmung«. Was für eine Selbstbestimmung ist das, die Frauen damit erlangen? Die einzelnen Beiträge setzten sich mit dem Widerspruch zwischen politischen Forderungen und individuellen Wünschen und Ängsten auseinander. Insbesondere am Beispiel der humangenetischen Beratung und dem § 218 wurde dieses Problem diskutiert. Im Schwerpunkt »Legalisierung der Reproduktions- und Gentechnologien« wurde über gesetzliche Regelungen informiert, und es wurden Auswirkungen z.B. eines Embryonenschutzgesetzes für Frauen diskutiert.

Insgesamt bekräftigte der Kongreß die ablehnende Haltung von Frauen gegen diese Technologien. In der Resolution heißt es u.a.: »Unsere 1985 formulierten Ausblicke und Einschätzungen der Weiterentwicklung der Gen- und Reproduktionstechnologien sind durch die Ereignisse der vergangenen drei Jahre bestätigt, z.T. sogar übertroffen worden. Wir sehen heute noch deutlicher die diesen Technologien innewohnenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Interessen: eine umfassende Beherrschung von Frauen, nicht nur in unseren reproduktiven Fähigkeiten, sondern in unserem gesamten Leben; die Erschließung, Aneignung, Verwertung und Vermarktung alles Lebendigen; die Zurichtung von Leben, auch von menschlichem Leben, nach Interessen und Kriterien der industriellen Produktion«. Die Referate werden 1989 veröffentlicht.

Gisela Gräning (Hamburg)

Turning Points in History

First International Conference of the International Society for the Studies of European Ideas. Amsterdam, 26. bis 30. September 1988

In der großen, von Ezra Talmor (Department of Philosophy, Haifa University) organisierten internationalen Tagung zu »Wendepunkten« in der Geschichte stand die Sektion »Women and Revolution« am Rande des Geschehens. Dabei lagen vorzügliche Papiere vor: u. a. von Vera Camden (USA) zum Geschlechterdiskurs im England des 17. Jahrhunderts, von R.M. Dekker und van de Pol (Holland) zu Frauen in der französischen Revolutionsarmee, von Marion Gray (USA) zur Hausökonomie des 18. Jahrhunderts, von Tineke Ritmeester (USA) zu den Arbeiten von Henriette Roland Holst und von Laura Struminger (USA), zugleich Sektionsleiterin, zum Feminismus in Paris 1848. Hannelore Schröder (Amsterdam) trug ihre Thesen zur Menschenrechtserklärung und zu Olympe de Gouges vor. Das Podium brachte wichtige Statements: von Catherine Prelinger (USA) zur Frauen-Zeitung in Deutschland (1849-52), von Mary Nash zur Instrumentalisierung des Frauenbildes im spanischen Bürgerkrieg und von Magdalene Müller zum politischen Wirken von Karola Bloch. Zurecht stellte Catherine Prelinger in ihrem Abschlußbericht fest, daß es noch nicht gelungen sei, die Arbeiten der »Frauen«-Sektion als integralen Teil der »mainstream«-Geschichte sichtbar zu machen.

Annette Kuhn (Bonn)

37. Historikertag

Bamberg, 12. bis 16. Oktober 1988

Die rückblickende Betrachtung aus frauengeschichtlicher/feministischer Sicht ist zwiespältig. Fortschritte? Zunächst offensichtlich: zwei frauengeschichtliche Sektionen waren fester Bestand des Programms. Unter männlicher Leitung tagte die Sektion »Probleme der Geschichtsforschung über Frauen außerhalb Europa«, während unter Leitung von Karin Hausen die Sektion »Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen« sich eines großen Zuspruchs erfreute.

Die schein-verobjektivierende Ankündigung der Sektion »Geschichtsforschung über Frauen« mag irritieren. Trotzdem ist in dieser Sektion ernsthaft und erhellend von sehr unterschiedlichen Bereichen her über methodische Probleme der Frauenforschung referiert worden. Wir sollten uns nicht entmutigen lassen, wenn wir bei der methodischen Klärung und den Interpretationsproblemen der gewählten Themen — der Witwenverstümmelung in Indien im 19. Jahrhundert, der Sklavinnen im Königreich Jaara (Mali) vom 14. bis 19. Jahrhundert und auf den Antillen und der Möglichkeit historischer Frauenforschung am Beispiel China und der Frauengeschichte im islamischen Mittelalter — feststellen, daß die Forschung hier am Anfang steht. Diese ersten, mühsamen Schritte sind wichtig und für die Frauengeschichte weiterführend. Allerdings muß es in Zukunft gelingen, den Platz dieser Ansätze in »der« Geschichte auszumachen. Dazu ist die Öffnung, eine Wahrnehmung interdisziplinärer Bemühungen in der Frauenforschung notwendig. Sonst wird diese »Sondergeschichte« Frau schnell wieder aufgegeben.

Anders sieht es mit den Sektionsergebnissen zum Thema »Öffentlichkeit und Privatheit« aus. Hier wurde die Grundproblematik der Isolierung der Frauengeschichte als einer »Sondergeschichte« in fragwürdiger Weise als gelöst hingestellt. Es war auch nicht mehr von Frauengeschichte, sondern von Geschlechtergeschichte die Rede. Ob diese Sprachregelung als Fortschritt begriffen werden kann, ist gewiß noch eine Überlegung wert. Die banale und richtige Feststellung, daß alle Geschichte eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen ist, ist verführerisch, wenn wir übersehen

oder übersehen wollen, daß die Geschlechtergeschichte im Kontext unserer patriarchalen historischen Entwicklung und Wahrnehmungsweisen begriffen werden muß. Sonst bleibt der hier vollzogene Fort-Schritt von Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte unzweifelhaft ein Rück-Schritt. Diese Aussage bleibt richtig, trotz der Qualität der drei Beiträge dieser Sektion, die die Problematik der Grenzziehung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit überzeugend aufdeckten: Ute Daniel über »Die Liebe, das Klima und den Kosmos — das revolutionäre Potential des Privatlebens in der Utopie des Frühsozialisten Charles Fourier«, Barbara Duden zum Thema »'Privat' im Rechtsstreit des 19. Jahrhunderts um den Frauenkörper« und Carola Lipp: »Das 'Private' im Öffentlichen während des Vormärz und der Revolution von 1848«. Vergessen wir alle feministischen Erkenntnisinteressen, so wird den drei Referentinnen im einzelnen zuzustimmen sein: das Konzept von Fourier hinsichtlich der »Strukturierungsmacht des Privaten« ist radikal; der Frauenkörper wird um die Jahrhundertwende zum 19. Jahrhundert durch Medizin, insbesondere durch die Gynäkologie, in einer radikalen Weise »veröffentlicht« (aber nicht erst dann ...); und in der Topik der Revolution von 1848 haben wir es mit einer völligen Aufhebung der Bereiche von Privatheit und Öffentlichkeit zu tun. Nachdenklich stimmt nur, daß das bisher in der Frauengeschichte erkennbare Bemühen, Frauengeschichte sichtbar, Frauensprache hörbar zu machen, zugunsten des wissenschaftlichen Nachweises der Geschlechterideologie als funktionaler Teil der Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft aufgegeben wurde. Nach den geschlechtsspezifischen Ursachen dieser ideologischen Grenzziehungen zwischen öffentlich und privat ist höflicherweise nicht gefragt worden. Die Zufriedenheit in dem von Frauen und Männern gleichermaßen besetzten Saal darüber, daß Frauengeschichte nun kein Problem mehr sei, war für die Stimmung auf dem Historikertag charakteristisch. Sie sollte aber nachdenklich stimmen.

Fortschritte? Der 37. Historikertag war eine männliche Veranstaltung. Ohne Störungen konnte von der »eigentlichen« Geschichte, etwa von den Kolonialherren, gesprochen werden, ohne an die Frauen zu denken, denn es gab ja die Sektion »über Frauen«. Und in der Geschlechtergeschichte, die die männliche Geschichte des Bürgertums so vortrefflich komplementiert, hatten sowieso die Frauen wenig zu vermelden. Fortschritte? Auf die beim Historikertag brav vermiedene Frage: Fortschritt für wen, für die Männer oder für die Frauen?, gibt es eine eindeutige Antwort. Auch die Frauengeschichte, zur geschlechtslosen Geschlechtergeschichte neutralisiert, trägt dazu bei, das Patriarchat zu bestätigen.

Annette Kuhn (Bonn)

Ästhetik, Revolte und Widerstand im Werk von Peter Weiss

Hamburg-Winterhude, 10. bis 13. November 1988

Inwieweit es den Veranstaltern des Vereins »Gemeinsam lernen« gelungen ist, mit den »Peter Weiss Tagen« (4.-13.11.1988) einem zu wenig bekannten Werk zur Popularität zu verhelfen, ist schwer auszumachen. Daß die Veranstaltungsreihe — Lesungen aus der »Ästhetik des Widerstands«, Podiumsdiskussionen, Theaterinszenierungen, Filmvorführungen und ein internationaler Kongreß — mit gut 3000 Besuchern insgesamt als Erfolg gelten kann, dürfte indessen außer Frage stehen. Für den Kongreß trifft dies auch dann noch zu, wenn die Verteilung der 60 Vorträge auf drei Sektionen eine Orientierung über den aktuellen Rezeptionsstand ebenso beeinträchtigte wie die notwendige Synthese. Wo Kunstaneignung in der *Ästhetik des Widerstands* (ÄdW) und Weiss-Rezeption im Sozialismus in parallelen Sektionen verhandelt werden, ist die künstliche Trennung von Politisierung und Ästhetisierung kaum mehr zu verhindern. Entsprechend oszillierte die Gesprächsatmosphäre in den einzelnen Hallen zwischen Voksuni und Oberseminar.

Läßt sich auch die historische Triebkraft des Denkens und Handelns der Protagonisten in der ÄdW nicht ohne weiteres aktualisieren, so scheint doch gerade hierin die Provokation einer nicht-akademischen Weiss-Lektüre zu liegen, die nach wie vor den praktischen Wert der »Arbeits-Bücher« für sich reklamiert. Auf gleicher Ebene liegt das ironisch-lakonische Statement des streitbaren Materialisten Strützel aus Jena, nach dem fast alles, was hier zum Gegenstand intellektueller Akrobatik werde, »für uns eminent praktische Fragen sind«. Dies gilt für das von Studenten und Dozenten der Jenenser Schiller-Universität initiierte Projekt »'ÄdW' weiter lesen«, dessen Voraussetzungen in einem der ÄdW gewidmeten Heft der »Wissenschaftlichen Zeitschrift« (*Alltag — Kunst — Proletarische Subjektwerdung*, 3/1987) auf 150 Seiten eindrucksvoll dokumentiert sind und dessen Fragehorizont mit Beiträgen zur Konzeption (Strützel), zur Identitätskonstitution des Ich-Erzählers (Nowak) und zum Visionären bei Weiss und Rimbaud (Nährlich-Slatewa) umrissen wurde. Natürlich gilt es auch für Krenzlin (Berlin/DDR), ebenfalls Herausgeber eines Sammelbands mit Lektüreerfahrungen der ÄdW (1987), der Weiss hinsichtlich einer ersten Annäherung von SPD und SED »die Rolle eines Vordenkers« zuspricht. Es gilt aber auch für die Weiss-Rezeption in der Sowjetunion, wo ein Vorabdruck der dem »Prozeß der 21« (darunter Bucharin) von 1938 gewidmeten Passage aus dem Spanienteil des Romans in der auflagenstarken »Literaturnaja Gaset« (5 Mio. Exemplare) in wenigen Tagen vergriffen war, wie die Übersetzerin Eugenia Kazewa aus Moskau berichtete. Berichtet wurde auch, daß sich in der Redaktion der Literaturzeitschrift inzwischen die Zuschriften häuften, nach denen Tempo und Intensität der Vergangenheitsaufarbeitung buchstäblich alle Energien absorbierten und in Kindererziehung und Haushalt so gut wie alles brachläge. Die Vorstellung von einem derart praktischen Zugriff auf die Geschichte konnte auch da aufkommen, wo — nach langem, geduldigem Zuhören in der Sektion »Literatur als Erinnerungsarbeit« — ein alter Mann im schlohweißen Haar plötzlich aufstand und im bedächtig vorgetragenen Lebensrückblick die Authentizität der Darstellungsweise in der ÄdW beglaubigte (Theo Pinkus). Einigen Sprengstoff enthielt die den »Frauen in der ÄdW« gewidmete Diskussion, deren Verlauf zwar die von den Referentinnen aus Salzburg (Feusthuber) und Osnabrück (Krause) problematisierte Degradierung der »Frauenfrage« zum Nebenwiderspruch bis in Details hinein reproduzierte, eben deshalb aber die Dringlichkeit der Auseinandersetzung unterstrich.

Dem Maler, Filmemacher und Dramatiker Peter Weiss galten eigene Sektionen, ebenso den frühen schriftstellerischen Versuchen und vor allem thematischen, ästhetischen, politischen und geschichtsphilosophischen Fragekomplexen zur ÄdW. Lag damit das Interesse der Veranstalter auch darin, einen möglichst lückenlosen Überblick über das Gesamtwerk zu ermöglichen (nur ungern hat man etwa den Verzicht auf eine Gemäldeausstellung hingenommen), so potenziert sich auch die Gefahr, mit so viel Gutem tendenziell das »Richtige« zu verfehlen. Zwar wurde der ÄdW mit etwa der Hälfte der Vorträge eine Schlüsselstellung eingeräumt, jedoch steht auch hier der vereinnahmende Gestus eines »Wir brauchen ihn« dem Problem nicht weniger hilflos gegenüber als der methodenvielfältig erhärtete Befund, einstweilen sei dergleichen für alles Mögliche (also nicht Besonderes) zu gebrauchen. Hierin dürfte die Ursache für das Unbehagen einiger Referenten liegen, die mit zum Teil akribischer Deutungsarbeit vor allem an der Textstruktur implizit eben doch eine (in der Regel kaum versuchte) Gesamtinterpretation der »Ästhetik« initiierten, ohne indessen die zum begründeten Widerspruch hier unabdingbare Konzentration, ja Kontemplation vorzufinden. Dies gilt etwa für Rainer Kochs Überlegungen zur anti-geschichtsphilosophischen Konvergenz der Benjamin-Thesen und der ästhetischen Struktur des

Romans, die eine Absage an die von Krenzlin vorgeschlagene Deutungsalternative von »Aufbruch oder Schwanengesang« beinhalten und mit der Aporie einer »gleichsam nicht-verzweifelten Verzweigung« (Briegleb) auf Adornos Programm einer »negativen Dialektik« zurückgreifen.

Versucht man, den aktuellen Rezeptionsstand zumindest der ÄdW anhand des Kongreßverlaufs zu bilanzieren, so mögen sich, grob vereinfacht, drei Stränge anbieten. Erlaubt die Weiss-Rezeption in den sozialistischen Ländern trotz bemerkenswert vielfältiger Herangehensweisen eine Zusammenfassung als operativ-praktische Aneignung (das Jenenser Projekt des »Weiterlesens und -schreibens« ist hier einschlägig), so scheint die notwendige Arbeit am Detail, wie sie den methodenpluralistischen akademischen Rezeptionsstand hierzulande bestimmt, derzeit praktisch kaum synthetisierbar. Dabei bot das Spektrum der vorgestellten Deutungsmuster kaum wirklich Innovatives, psychoanalytische und autobiographische Herangehensweisen gab es auch schon vorher, die Koinzidenz von post-histoire und Eschatologie kommt kaum überraschend, und Surrealismus und Kunstaneignung, Geschichtsdeutung und Geschichtsphilosophie markieren schon seit einiger Zeit einschlägige Zugänge zum Steinbruch ÄdW, denkt man an den Suhrkamp-Materialienband von 1983 oder an den frühen Argument-Sonderband (AS 75) von 1981.

Wer damals (oder gar noch früher: der erste Band der ÄdW erschien 1975) einen Einblick in die Lektürepraxis der außer-akademischen Lesegruppen hatte — und damit ist der dritte Rezeptionsstrang benannt —, der konnte feststellen, daß die Probleme und Aneignungsschwierigkeiten, Betroffenheiten, Ermüdungserscheinungen und Irritationen nach wie vor ähnlich gelagert sind. Das hat — in der gegenwärtigen Lage — etwas Beunruhigendes, bedenkt man etwa, daß in der Podiumsdiskussion zum »Streit um die deutsche Geschichte« das Fehlen der anderen Seite auf dem Podium bedauert werden konnte, während deren reale Bestandsaufnahme durch Jenninger gleichzeitig in Bonn über die Bühne ging. Da hilft es dann auch nicht, wenn man Peukert wegen seines unschuldig-mutigen Eingeständnisses, seine ÄdW-Lektüre sei aus Langeweile über den zweiten Band nicht hinausgekommen, mit dem Verweis zur Ordnung ruft, auch der »Faust« sei schließlich kein Pappentiel (Haug). Die von Haug zurecht hervorgehobene Symptomatik des Fehlens der »Ästhetik des Widerstands« in der sogenannten Historikerdebatte gerät hier überhaupt erst in den Blick. Die skizzierte Kontinuität hat aber andererseits etwas beruhigend Beunruhigendes zumindest darin, daß es solche Rezeptionsprozesse überhaupt noch gibt (mangels eines nicht zustande gekommenen Lesegruppentreffens sei hier wenigstens auf einen »Lesergespräche« enthaltenden und gleichzeitig mit dem Kongreß in der Hamburger »edition comtext« erschienenen Band verwiesen). Sucht man überhaupt nach Gemeinsamkeiten, die die junge Hamburger Kommunistin mit dem Abiturienten aus Marl, die Literaturwissenschaftler aus Rom, Salzburg, Brüssel, Jena, Moskau und anderswo mit dem Hamburger Werftarbeiter verbinden, dessen Lesegruppe auch den unbefriedigenden West-Ost-Editionsstand der ÄdW moniert, so wären sie etwa zu suchen in dem den narrativen Duktus der ästhetischen Fiktion durchaus überschreitenden hellwachen Modus der Kunstaneignung: »Was sollten wir anfangen mit diesen Zeichen der Einmaligkeit, was half uns das vollendet komponierte Massaker, wenn alles um uns aufgelöst blieb.« (ÄdW I, 350)?

Zur Bewußtmachung der Dringlichkeit solcher Fragehaltung erheblich beigetragen zu haben ist zweifellos das Verdienst der Veranstalter dieser »Peter Weiss Tage«.

Peter Kamp (Münster)

Ankündigungen

Neue Wohnformen in Europa

4. internationaler Kongreß des Wohnbund e.V. Hamburg, 5. bis 9. April 1989

Vor dem Hintergrund eklatanter Wohnungsnot in den Großstädten werden differenzierte Wohnbedürfnisse und neue Wohnformen als sozialpolitische und städtebauliche Innovationen bearbeitet.

Informationen: Wohnbund e.V., Ploenniesstraße 18, 6100 Darmstadt, Telefon (06151) 799 45.

40 Jahre Bundesrepublik

V. Geschichtsfest der Initiative Die Geschichtswerkstatt. Bonn, 4. bis 7. Mai 1989

Programmschwerpunkte sind: 1. Nachkriegsgeschichte vor Ort — Ein Vergleich mit den Ergebnissen der Zeitgeschichte. 2. Der Raum Köln/Bonn — seine Geschichts- und Kulturinitiativen stellen sich vor. 3. Werkstattberichte.

Informationen: Bonner Geschichtswerkstatt e.V., Kölnstraße 198, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 63 88 94.



**Frauenbewegungen
in der Welt Band 1**

Westeuropa

Argument

**Frauenbewegungen in der Welt
Band 1: Westeuropa**

Hrsg. Autonome Frauenredaktion

Der Band soll Auskunft geben über Geschichte und Gegenwart der westeuropäischen Frauenbewegungen, über ihre Ziele und Bündnisse, über das Verhältnis zu anderen politischen Gruppen und zum Staat. Die Autorinnen analysieren die verschiedenen Strömungen innerhalb der jeweiligen Frauenbewegung und berichten von der Entstehung von Frauenkultur und Frauensolidarität. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der weltweiten Frauenkämpfe werden erkennbar.

Argument Sonderband 150
176 S., br., DM 18,50 / 15,50 für Studenten
Bei Subskription aller vier Bände DM 13,50

Heinz Hartmann und Thomas Fecker

Kritik auf Knopfdruck

Zur Praxis und Inventur von Buchbesprechungen im letzten Jahrzehnt

In den 1960er Jahren wurde gelegentlich bedauert, daß einer erstarkenden Buchproduktion in den Sozialwissenschaften auffällig wenig kritische Stimmen gegenüberstünden. In der Soziologie kam seinerzeit das skeptische Wort von den »Nichtangriffspakten« auf, die den Autoren wechselseitige Immunität zu geben schienen. Kann sein, daß die wenigen Ordinarien dieses Faches damals sich wirklich nicht ins Gehege kommen wollten. Kann auch sein, daß man der neuen Blüte sozialwissenschaftlicher Literatur zunächst einfach mit Euphorie gegenüberstand. Zum Teil war die kritische Enthaltung sicher auch mitbedingt dadurch, daß die Zeitschriften dieser Jahre sich vom Umfang der Buchproduktion — vielleicht auch von den Komplexitäten der kritischen Aufgabe — überfordert fühlten; die *Soziale Welt* ließ ihren Besprechungsteil sogar ganz fallen.

Angesichts dieses Notstands und neuer Modelle für den kritischen Austausch wurde Mitte der 1970er Jahre damit begonnen, Lösungen zu organisieren. In einem ersten Schritt entstanden regelrechte Besprechungszeitschriften wie die *Soziologische Revue* (gegründet 1978) und die *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau* (deren Anfänge, mit anderem Namen und Träger, ebenfalls auf 1978 zurückgehen). Zumindest für die *Soziologische Revue* gilt, daß sie starke Impulse von der 1971 in den USA gegründeten *Contemporary Sociology* empfing. Gleichzeitig stiegen die Kontakte und die arbeitsteilige Kooperation zwischen den Redakteuren der deutschen Zeitschriften. In einem zweiten Schritt wurde die kritische Bewertung von Buchveröffentlichungen auch zum Gegenstand von Forschung gemacht — eine Entwicklung, die noch anhält und sich zunehmend verzahnt mit dem allgemeineren Interesse an der Evaluation von Wissenschaft. Schließlich wurde dann eine Datenbank (ReDat) aufgebaut, die die vielen tausend Rezensionen erfaßte, die in den letzten zehn Jahren in acht sozialwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind.

Heute darf man zurückblickend fragen, inwieweit dieser Aufwand gelohnt hat. Welchen fachlichen Nutzen hat die innovative Einführung von Besprechungszeitschriften erbracht? Wie vollständig, wie gründlich, wie aktuell sind die neuerdings so zahlreichen Rezensionen? Wem ist diese Leistung zu danken? Wieviel Definitionsmacht entwickeln die Kritiker gegenüber den Interessen und Standards der einzelnen sozialwissenschaftlichen Fächer? Wir wollen in unserer Skizze zur Beantwortung solcher Fragen beitragen. Dabei werden quantitative Aspekte im Vordergrund stehen. Leider bleiben bisher zahlreiche qualitative Fragen offen: Welche selektive Wirkung haben die Entscheidungen der Kritik-Manager, also bestimmter Redakteure und Herausgeber? Wie verläuft die Rezeptionsgeschichte besonders wirksamer Rezensionen, wie der kritische Austausch in ausgewählten Kontroversen? Wie stark ist der Einfluß einer Rezension gegenüber den konkurrierenden Einflüssen von Werbung, Reputation, Replik?

REDAT: Sozialwissenschaftliche Rezensionen 1978-87 auf Abruf

Zählt man die Buchbesprechungen zusammen, die innerhalb des letzten Jahrzehnts veröffentlicht wurden, so finden sich in acht sozialwissenschaftlichen Zeitschriften insgesamt 7.089 Rezensionen.¹ Damit wurden 10.937 Neuerscheinungen erfaßt. Beim Vergleich der beiden Zahlen will bedacht sein, daß einerseits bestimmte Bücher je mehrfach rezensiert wurden, andererseits in Symposien, Sammel- und Bereichsbesprechungen sowie gelegentlich auch in Essays mehrere Werke von einem Kritiker zugleich bewertet werden. Vor allem aber muß in Rechnung gestellt werden, daß diese enorme Ansammlung bewertender Stellungnahmen eine gründliche Änderung gegenüber den Zeiten anzeigt, in denen über einen Mangel an Kritik geklagt wurde. Die Bemühungen um mehr kritischen Austausch waren quantitativ gesehen offensichtlich erfolgreich. Mit den fast elftausend Büchern, die zwischen 1978 und 1987 rezensiert wurden, dürfte das Gros der Neuerscheinungen ziemlich lückenlos gewürdigt worden sein — wobei Neuauflagen und Übersetzungen, Prüfungsarbeiten und Veröffentlichungen aus Selbstverlagen mit mehr oder minder Berechtigung weniger Aufmerksamkeit gefunden haben als die »reguläre« Buchproduktion.

Um diese kritische Arbeit präsent zu halten und die dahinter stehende Struktur der Kritik durchsichtiger zu machen, haben die Herausgeber der *Soziologischen Revue* eine öffentlich zugängliche Datenbank (ReDat) geschaffen, aus der sich auf Knopfdruck abrufen läßt, welches Buch wann wo wie von wem rezensiert wurde.² Keine Frage, daß Buchbesprechungen als vergängliches Gut anzusehen sind, vergänglicher jedenfalls als die Bücher, denen sie gewidmet sind. Und doch interessiert in der wissenschaftlichen Arbeit — und zwar in der Forschung wie in der Lehre wie in der akademischen Selbstverwaltung — immer wieder die Frage, wie ein bestimmtes Buch von Kollegen beurteilt wurde. Schon die Frage, ob ein Buch überhaupt eine kritische Reaktion gefunden hat, kann bedeutsam sein. Wichtig ist unter Umständen auch schon, in welcher Zeitschrift ein Buch rezensiert wurde und wer (Name, Stellung, Dienort) sich mit diesem Buch auseinandergesetzt hat. Erst recht interessiert der Tenor der Rezension, der zwar in ReDat nicht kodiert wurde, vom Nutzer der Datenbank aber aus der angebotenen Kopie des Originals selbst abgelesen werden kann.

Bei weitem die meisten Rezensionen wurden in dem Zeitraum 1978-87 von der Zeitschrift *Das Argument* angeboten (2.812). Das erklärt sich wohl vor allem daraus, daß der sozialwissenschaftliche Bereich dort ausgesprochen großflächig angesprochen wird, daß Einzelbesprechungen unter den verschiedenen Besprechungsarten entschieden überwiegen und daß Beihefte speziell für Buchbesprechungen angeboten werden. Auf den folgenden Rangplätzen finden sich die *Soziologische Revue* (1.657 Rezensionen), die *Politische Vierteljahresschrift* (1.109) und die *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (681). Fragt man dagegen, wo die meisten Bücher besprochen wurden, so fällt die Spitzenposition der *Soziologischen Revue* zu (4.532), während die nächsthöheren Rangplätze vom *Argument*, der *PVS* und der *Kölner Zeitschrift* eingenommen werden.

Was hat sich im Rezensionsverhalten der Zeitschriften im Laufe der letzten zehn Jahre gewandelt? So gut wie nichts, wenn man sich die Zahl der Rezensionen an

sieht: die Rezensionsleistung der einzelnen Zeitschriften schwankt zwar etwas, aber ihre vereinigte Produktion bleibt bemerkenswert konstant. Heißt das, daß aus den personellen und intellektuellen Ressourcen der Kritik nicht mehr herauszuholen ist? Oder scheitert eine Vervielfältigung der Buchbesprechungen ganz einfach am fix gehaltenen Raum, den die Verleger bereitstellen? Dagegen schwankt (vor allem auf Grund von Sammelbesprechungen aller Art) die Zahl der besprochenen Bücher deutlich von Jahr zu Jahr. Dabei zeigt die *Soziologische Revue* eine merkliche Tendenz zur Ausweitung, die *Zeitschrift für Pädagogik* eher eine zur Kontraktion der Erfassung neuer Bücher. Per Saldo sind jedoch auch die Verhältnisse hier insofern relativ stabil, als beispielsweise 1979 bereits fast ebensoviele Bücher (1.375) besprochen wurden wie 1987 (1.440).

Wir haben den Eindruck, als ob die quantitativen Verhältnisse im Rezensionswesen in den letzten Jahren nachhaltig nur einmal verändert wurden: als 1978 spezielle Besprechungszeitschriften geschaffen wurden oder, genauer gesagt, als sich deren Gründung ab 1979 voll auszuwirken begann. Nach diesem Schub hat sich das Ausmaß der kritischen Bewertung nicht wesentlich vergrößert. Dieses Ergebnis muß die verblüffen, die sich von der Gründung der Zeitschriften mehr versprochen hatten, also etwa einen Multiplikatoreffekt. Erstaunlich ist dieser Befund aber auch schon für diejenigen, die den laufenden Aufwand zugunsten des Rezensionswesens kennen: diese angestrenzte Bemühung verhindert lediglich einen zahlenmäßigen Abfall der Kritik! Nicht zuletzt wegen der Konstanz der Zahlen gerät man schnell wieder an qualitative Fragestellungen. Hat sich vielleicht die Qualität der kritischen Stellungnahmen verändert? Sind die Rezensionen nach soviel zusätzlicher Übung besser geworden?

7.089 Buchbesprechungen — So What?

Unsere Daten liefern nur indirekte Hinweise auf die Güte der Rezensionen. Immerhin besitzen wir einige Informationen über Rezensionsarten und Rezensenten, über das Verhältnis von Einzel- und Mehrfachbesprechungen und über die Zeiträume, die zwischen der Publikation einer Neuerscheinung und ihrer Bewertung vergehen. Dabei erweist sich die Frage, inwieweit die Zugangschancen zum Rezensionswesen für jedermann offen sind (statt an spezielle Voraussetzungen geknüpft zu werden) als so gehaltvoll, daß in den abschließenden Abschnitten noch speziell darauf eingegangen werden soll; dort steht dann z. B. die Zulassung von Frauen wie auch die Beteiligung von Nicht-Professoren ausführlich zur Debatte.

Für den Leser wie auch für den Autor eines Buches ist von großer Bedeutung, in welcher Form eine Rezension abgefaßt wird. Das Spektrum der Rezensionsarten reicht vom mehrseitigen Essay, der sich ausschließlich mit einem einzigen Werk befaßt, bis zur Bereichsrezension, die mehrere Veröffentlichungen zu einem Thema mit jeweils wenigen Zeilen bewertet. Daneben kennen wir: Symposia, Sammel- und Einzelbesprechungen sowie Literaturberichte. Dem Essay als der gründlichsten und, in gewisser Weise, respektvollsten Reaktion auf eine Neuerscheinung begegnen wir besonders oft in der *Soziologischen Revue* (68). Allgemein am häufigsten vertreten ist die Besprechungsart der Einzelrezension

(6.118), die vor allem bei der *Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie* dominiert (99 % der dort abgedruckten Rezensionen). Die Tatsache, daß kritische Äußerungen vor allem in Form der Einzelbesprechung erfolgen, scheint uns ein sehr positiver Zug an der Praxis des Rezensionswesens; denn als »Essay im Duodezformat« besitzt diese Form der Stellungnahme immer noch viel von der Ausschließlichkeit der Zuwendung und von der Gründlichkeit der Auseinandersetzung, die wir als typisch für den Essay hervorgehoben haben.

Kurzbesprechungen erschienen vor allem in der *Soziologischen Revue* (insgesamt 210 Bereichsrezensionen) und der *Zeitschrift für Pädagogik* (41 Literaturberichte). Objektive Auskünfte über die Qualität dieser Rezensionsform, die durch pointierte Bewertung wirken muß, sind uns nicht bekannt. Wohl wissen wir, daß die betroffenen Autoren oft unterstellen, Kurzbesprechungen könnten der vorliegenden Neuerscheinung nicht gerecht werden. Als Maß ihrer Skepsis mag dienen, daß diese Autoren lieber länger auf eine ausführlichere Besprechung warten würden, als ohne Verzug in Kurzform vorgestellt zu werden. Die Sammelbesprechung liegt in ihrer Art zwischen den extremen Besprechungsformen. Auch ihre Verwendung liegt bei einem mittleren Maß.

Man muß klar sehen, daß sich die faktische Verteilung der Rezensionsarten nur in beschränktem Umfang aus den Absichten der Herausgeber/Redakteure und den Erwartungen der Leser/Autoren ergibt. In vielleicht bedauerlich großem Umfang beruht diese Verteilung auf Opportunität. Was sich als Rezensionsform letztlich ergibt, hängt stark davon ab, wieviel Raum zur Verfügung steht, ob ein prominenter Kollege zu einem Essay bereit ist, ob sich hinreichend konträre Positionen für ein Symposium finden lassen, welche Bücher ein »Sammelrezensent« in sein Pensum aufnehmen möchte, ob ein Buch-Stau zu verstärktem Rückgriff auf Bereichsrezensionen zwingt. Niemand sollte vergessen, daß die Betreuer von Besprechungsteilen und Rezensionszeitschriften in ungleich größerem Maße von der Kooperation anderer abhängig sind als die Herausgeber der traditionellen Fachzeitschriften und darum viel weniger Eigeneinfluß auf das Ergebnis ausüben können.

Die Spezifik der Besprechungsform verliert dann an Bedeutung, wenn eine Neuerscheinung mehrfach besprochen wird; denn erfahrungsgemäß treten in einem solchen Fall verschiedene Rezensionsarten auf. Leider sind Mehrfachbesprechungen selten. Von den rund elftausend Büchern, die im vergangenen Jahrzehnt rezensiert wurden, erlebten nur zwölf Prozent eine Doppelbesprechung und lediglich zwei Prozent wurden dreifach besprochen. Eine noch größere Zahl von Besprechungen je Buch konnten nur 41 Neuerscheinungen auf sich ziehen. Fünf- oder sechsfach rezensiert wurden lediglich:

- W. Hennis/P. Kiehlmannsegg/U. Matz (Hrsg.), *Regierbarkeit*, Bd. 1, 1977
- J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 1981
- P. Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 1982
- H. Sahner, *Theorie und Forschung*, 1982

Nur jede siebte Neuerscheinung zwischen 1978 und 1987 wurde also mehrfach besprochen, und das hieß in aller Regel auch bloß: zweifach. Die Tatsache, daß bei weitem die meisten Neuerscheinungen lediglich einmal irgendwo besprochen werden, ist insofern ungut, als jede Bewertung vom Vergleich lebt und ein Ver-

gleich verschiedener Stellungnahmen zu einem Buch viel dazu beitragen könnte, den relativen Wert dieses Werkes besser zu bestimmen. Eine Vermehrung der Mehrfachbesprechungen wäre unseres Erachtens hervorragend geeignet, die Qualität der Kritik (als Institution) zu steigern. Leider ist schon aus Platzgründen nicht damit zu rechnen.

Schließlich haben wir geprüft, mit welcher Promptheit die Rezensenten bzw. bestimmte Zeitschriften auf neue Publikationen eingehen. Die Güte des Rezensionswesens wird — nicht in erster Linie, aber nennenswert — auch durch seine Aktualität bestimmt. Vor allem die informatorische Funktion der Buchbesprechung erfordert eine zügige Reaktion der Rezensenten. Unsere Unterlagen zeigen jedoch, daß die kritische Stellungnahme zu einer Neuerscheinung mit großer Wahrscheinlichkeit erst nach zwei Jahren erfolgt, genauer: ausgedruckt vorliegt. Und keineswegs selten wird eine Buchbesprechung sogar drei Jahre nach der Veröffentlichung des rezensierten Werkes noch vorgelegt. Durch besonders aktuelle Rezensionen zeichneten sich vor allem die *Schweizerische* und die *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* aus — vielleicht, weil ihre primären Einzugsbereiche klein und ihre Angebote sehr begrenzt sind.

Das Tempo, mit dem die Besprechungen betrieben werden können, hängt ab von den Modalitäten des Auswahlverfahrens, der terminlichen Zuverlässigkeit der Rezensenten, dem verfügbaren Raum wie auch der relativen Bedeutung, die die Redakteure und Herausgeber dem Kriterium der Aktualität beilegen. Diese Determinanten sind zum Teil von den Zeitschriften her beeinflussbar und insoweit auch von diesen zu verantworten. Offenkundig ist, daß seitens der Autoren wenig Druck in Richtung auf prompte Rezension ausgeübt wird; sie warten gerne, wenn sie nur möglichst ausgiebige und positive Beachtung finden. Vieles deutet jedoch darauf hin, daß der Leser den Zeitschriften die Elle der Aktualität anlegt — mit Recht.

Zar und Zimmermann unter den Rezensenten

Die Auswahl der Rezensenten ist eine mindestens so heikle Aufgabe wie die Auswahl der zu besprechenden Bücher. Seit jeher liegen dabei zwei Prinzipien im Widerstreit: der Rückgriff auf wenige Experten mit möglichst großer Definitionsmacht und die Beteiligung möglichst vieler Kollegen ohne unnötige Betonung von Qualifikationsunterschieden. In der Praxis ergeben sich immer Kompromisse, und doch kann man den Zeitschriften anmerken, welchen der beiden Prinzipien sie anhängen. Eine Variation dieses Themas begegnet uns in der Frage, wie oft gegebene Rezensenten zu Wort kommen. Darf man, bei grundsätzlicher Wählbarkeit, als Rezensent nur einmal kritisch Stellung beziehen oder wird diese Aufgabe dem Rezensenten wiederholt anvertraut? Je öfter die Chance zur Rezension, um so deutlicher die Entwicklung zur privilegierten Position. Leider können wir uns an die Antwort nur herantasten, da in unserem Überblick alle Rezensionsarten als Einzelheiten gezählt wurden; zusätzlich zu berücksichtigen (wenn auch relativ selten) ist also, daß die Verfasser von Bereichs- und Sammelrezensionen oder von Literaturberichten innerhalb ihrer »einen Rezension« ohnehin die Chance zu mehr als einer kritischen Stellungnahme hatten.

Das *Argument* und die *Soziologische Revue* mobilisieren jährlich die größten Rezensentenmassen: die erstgenannte Zeitschrift greift auf rund 200 Personen, die zweite auf rund 150 pro Jahr zurück. Diese Zahlen lassen ahnen, welcher Suchaufwand, welche Motivierungsleistung, welche bürokratischen Vorkehrungen und welche Betreuungsarbeit erbracht werden müssen, um das im Laufe eines Jahrzehnts üblich gewordene Besprechungs Pensum immer neu anbieten zu können. Auch die *PVS* und die *Kölner Zeitschrift* arbeiten jährlich mit einer relativ großen Zahl von Rezensenten zusammen. Nennenswerte Zuwachsraten zeigen die *Soziologische Revue* und die *PVS*, wobei im ersteren Fall die Sonderhefte stark zu Buche schlagen, während die *PVS* im Laufe des vergangenen Jahrzehnts den Kreis ihrer Rezensenten einigermaßen stetig vergrößert hat.

Die meisten Zeitschriften bieten einigen Rezensenten die Chance, mehr als einmal kritisch Stellung zu beziehen, so daß sich über die Jahre hinweg ein »Stamm« von Rezensenten herauskristallisiert. So verdankt *Das Argument* die knapp 3.000 Rezensionen, die dort 1978 bis 1987 veröffentlicht wurden, einem Stamm von 997 Beitragern. Allerdings unterscheidet sich die Vergabepaxis der Zeitschriften. Nicht überall hat der Rezensent die gleiche Chance, mehrfach kritisch Stellung zu beziehen. Bei *Argument* und *PVS* entfallen auf jedes Mitglied des Rezensentenstamms tendenziell je drei Rezensionen, bei *Revue* und *Kölner Zeitschrift* je zwei Buchbesprechungen und bei den übrigen nur je eine Rezension. Bei diesem Vergleich muß allerdings daran erinnert werden, daß die *Soziologische Revue* gelegentlich Sammel- und Bereichsrezensionen vergibt, so daß deren Autoren dort innerhalb »einer« Rezension mehrere Stellungnahmen abgeben können.

Unbeschadet solcher Probleme beim Vergleich verdient das Phänomen des Rezensentenstamms eine gewisse Aufmerksamkeit. Sind Mehrfachchancen wünschenswert? Einerseits bedeutet die Vervielfachung der Chance zur Kritik eine gewisse Privilegierung, die im Endeffekt zu hegemonialen Erscheinungen führen könnte. Je öfter ein Kritiker zu Wort kommen darf, desto größer die Gefahr, daß er zumindest innerhalb seines begrenzten Geltungsbereiches als Zar auftritt. Andererseits ergeben sich aus der mehrfachen Stellungnahme auch zusätzliche Einsichten für den Rezensenten und wachsende Übung in der kollegialen Auseinandersetzung. Natürlich spielen bei der Einschätzung dieser Probleme noch andere Fakten mit: das Quantum der anstehenden Bücher, die Ansprechbarkeit der erhofften Rezensenten, das kritische Ethos und die praktische Wachsamkeit der Redakteure/Herausgeber.

Da ReDat nicht nur Auskunft darüber gibt, ob bestimmte Bücher rezensiert wurden, sondern auch darüber, wer (wie oft, in welcher Besprechungsform, wann in welcher Zeitschrift) zu welchem Werk eine Besprechung abgegeben hat, läßt sich zu einem gegebenen Namen auch ein Stück der zugehörigen Rezensionsbiographie abrufen. ReDat zeigt, wer im letzten Jahrzehnt als Rezensent aktiv geworden ist und, vor allem, in welchem Ausmaß bzw. in welcher Weise. Gerade weil viele Kollegen nicht nur zufällig einmal als Rezensent tätig werden, sondern mehrfach, kann der Ausdruck einer Liste ihrer Kritiken nützlich sein. Auf diese Weise lassen sich thematische Spezialisierungen identifizieren, Zuverlässigkeit und Geübtheit in diesem Handwerk taxieren, Selbstsicherheit und

Definitionsmacht zumindest annäherungsweise abschätzen. Daneben ergeben sich Möglichkeiten zur inhaltlichen Forschung, auf die wir im letzten Abschnitt noch näher eingehen werden.

Frauen an die Arbeit

Die Beteiligung von Frauen am Rezensionsgeschäft wird von den Zeitschriften unterschiedlich gehandhabt. Ehe wir jedoch auf dieses offenbare Politikum im einzelnen eingehen, hier zunächst der Überblick. Im Durchschnitt wird jede siebte Rezension von einer Frau verfaßt (14,3 %). Ist damit eine repräsentative Vertretung der Kolleginnen gegeben? Um diese Frage beantworten zu können, müßte man wissen, welchen Anteil Frauen am Gesamt aller Sozialwissenschaftler aufweisen, und zwar nicht nur an den Hochschulen, sondern auch an der nicht-universitären Lehre und Forschung, die — wenn auch in geringem Maße — ebenfalls Rezensenten für das Besprechungswesen stellen. Leider ist diese Bezugszahl bisher unbekannt; lediglich über den relativen Anteil von Frauen im akademischen Lehrbetrieb wissen wir Näheres.

Hervorhebenswert ist auf jeden Fall, daß die Personalpolitik der Zeitschriften den Frauen gegenüber ab 1982 deutlich positiver wurde. 1978 bis 1981 lag der Anteil der von Frauen verfaßten Rezensionen im Schnitt bei 9,6 Prozent, danach bei 17,3 Prozent. Im Jahre 1987 ergab sich ein besonders hoher Prozentanteil für Buchbesprechungen aus weiblicher Hand (22,2 %). Mit dieser großen Abweichung nach oben ist jedoch wahrscheinlich kein bleibender Anstieg auf eine noch höhere Beteiligungsquote als in den Jahren zuvor verbunden; denn die Steigerung erklärt sich zum großen Teil aus der Veröffentlichung des Sonderbandes über die Soziologie der Geschlechterverhältnisse durch die *Soziologische Revue*, zu dem ausgesprochen viele Rezensentinnen beitragen konnten.

Die Praxis der Zeitschriften in ihrem Rekurs auf Rezensentinnen ist unterschiedlich, und sie schwankt im Laufe der Jahre. Am meisten Öffnung zeigt die *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, bei der der Anteil der von Frauen verfaßten Rezensionen allerdings im letzten Jahrzehnt gleich zweimal unter den allgemeinen Durchschnitt von 14,3 Prozent rutschte. Eine noch größere Bandbreite zeigt die ebenfalls frauenfreundliche *Österreichische Zeitschrift*, die trotz allem in zwei von zehn Jahren gar keine Rezensentinnen einsetzte. Mehr Linie zeigt *Das Argument*: nach einer relativ kontinuierlichen Steigerung der Quote »weiblicher Rezensionen« auf ein besonders hohes Maß senkte sich der Anteil, um sich in den letzten Jahren bei einem immer noch vergleichsweise hohen Stand einzupendeln. Auf den unteren Rängen finden sich die *Zeitschrift für Pädagogik* und die *PVS*, bei denen von Frauen verfaßte Rezensionen durchgängig selten sind.

Zur Repräsentativität des Produktionsanteils von Frauen lassen sich noch andere Zahlen beibringen. Auffällig ist, daß Frauen, die zur Kritik zugelassen werden, weniger »Revisionsraum« zugeteilt bekommen als Männer: Rezensenten dürfen ein größeres Besprechungspensum übernehmen als Rezensentinnen. Damit stoßen wir auf ein zweites Maß der Diskriminierung. Das durchschnittliche Revisionspensum ergibt sich aus dem Verhältnis von Rezensionen zu Rezensentenstamm. Im Schnitt entfallen auf jedes Mitglied des Rezensentenstamms über

die letzten zehn Jahre hinweg 2,1 Rezensionen. Bei Trennung nach Geschlechtern zeigt sich, daß Frauen (mit durchschnittlich 1,8 Rezensionen) diesen Wert nicht erreichen, während Männer klar darüber liegen (2,19 Rezensionen).

Allerdings schwankt die Behandlung der Rezensentinnen von Zeitschrift zu Zeitschrift. Am klarsten ist die Diskriminierung bei der *PVS*; während Männer dort im Schnitt 2,8 Rezensionen abfassen dürfen, wird den Frauen nur 1,8 Rezension zugestanden. Auch die *Zeitschrift für Pädagogik* zeigt ein merkliches Gefälle der Mehrfachchancen. Weniger drastisch liegen die Verhältnisse bei *Revue*, *Argument* und *Literaturrundschau*. Annähernde Gleichbehandlung praktizieren *Kölner Zeitschrift* und *Österreichische Zeitschrift*; dort liegen die Mehrfachchancen bei Rezensentinnen nur wenig unter denen der Männer. Bei der *Schweizerischen Zeitschrift* beobachten wir sogar eine leichte Bevorzugung der Rezensentinnen; ihnen wird ein größeres Rezensionspensum bewilligt als den Männern.

Natürlich müßte geklärt werden, wieso es zu einer einseitigen Personalpolitik kommen kann. Ist ein männliches Vorurteil im Spiel, das nur im Fall bewährter Vertrauensbeziehungen und wiederholter erfolgreicher Zusammenarbeit überwunden wird? Besitzt das Gros der Kolleginnen einen geringeren Bekanntheitsgrad als die Männer im Fach, so daß potentielle Rezensentinnen schwerer auszumachen sind? Wollen die Manager der Kritik vorzugsweise Professoren(innen) zu Wort kommen lassen und sehen sie sich im Fall der Frauen vor einem relativ ungünstigen Verhältnis von Professorinnen und Nicht-Professorinnen? Verweigern sich Frauen häufiger als Rezensentinnen? Verlangen sie im Unterschied zu den Männern ein Honorar für ihre Leistung? Wir halten uns nicht für berufen, diese Diskussion hier zu vertiefen³, werden jedoch auf den Anteil der Professor(innen) am kritischen Geschäft weiter unten noch zurückkommen.

Ein anderes Beispiel ungleicher Verteilung soll noch angeführt werden, weil sich auch daraus ein Streiflicht auf die Repräsentativität des Frauen-Anteils ergibt. Frauen werden vergleichsweise selten zu Essays und Symposia herangezogen werden, während man ihnen relativ gerne Sammelbesprechungen anvertraut. Das heißt, daß sie eher selten an die komplizierten, aber auch prestigeträchtigen Besprechungsformen herankommen, während sie öfter mit Überblicksartikeln betraut werden. Die Bevorzugung von Männern gegenüber Frauen bei Essays und Symposia ist eindeutig negativ zu beurteilen. Ist die bevorzugte Wahl von Frauen zu Sammelbesprechungen dagegen unstrittig positiv? Diese Schlußfolgerung wäre voreilig, wenn Frauen tendenziell als »Sammlerinnen« gesehen würden und eine Inhaltsanalyse ergeben sollte, daß das Prinzip »Frauen besprechen Frauen« bei Sammelbesprechungen vergleichsweise forciert wird (etwa durch die einseitige Vergabe von Rezensionen über Geschlechtsrollen-Literatur oder über »frauliche« Themen wie Jugend und Familie).

Kritik als Privileg von Professoren?

Immer wieder taucht die Frage auf, inwieweit die unerwünschte Monopolisierung von Kritik sich tatsächlich hat vermeiden lassen. Ein gewisser Verdacht richtet sich dabei gegen die Professorenschaft, die von ihrer Qualifikation und Motivation her zwar durchaus für die Beurteilung von Neuerscheinungen geeignet

erscheint, andererseits aber wegen ihrer Besitzstände, ihrer gelegentlichen Selbstherrlichkeit und ihrer teilweisen Immunität gegenüber Gegenkritik auf Vorbehalte stößt; hinzu kommt vielfach die trotz Widerlegung immer noch verbreitete Furcht, Professoren neigten zu besonderer Rigorosität im fachlichen Urteil. Im übrigen sprechen zahlreiche Argumente allgemein für die Verwendung von Nicht-Professoren in diesem Geschäft: die von der Dienststellung unabhängige Spezialisierung auf ausgewählte Themen, das demokratische Ideal möglichst allgemeiner Partizipation, das Interesse an frühzeitiger Einübung in kollegiale Auseinandersetzung.

Das Merkmal der hierarchischen Stellung korreliert bekanntlich mit zahlreichen anderen Indikatoren, denen in der Vergangenheit immer wieder Relevanz für Bewertungsprozesse unterstellt worden ist: Alter (Seniorität), wirtschaftliche Unabhängigkeit, Einfluß im sozialen Netzwerk, *vested interests* im Buchmarkt. Somit besteht erst recht Anlaß, die Privilegiertheit der Professoren zu prüfen, auch wenn erste Argumente unter Umständen naiv oder konspiratorisch wirken. Dabei gibt es wohl kaum jemanden, der in diesem Zusammenhang das Kriterium der »angemessenen Repräsentativität« aufstellen wollte; das zahlenmäßige Verhältnis von Professoren zu Nicht-Professoren bleibt also außer Betracht.

Die Einbeziehung von Professoren versus Nicht-Professoren gerät den Zeitschriften so unterschiedlich, daß die Errechnung eines allgemeinen Durchschnitts nicht sinnvoll erscheint. Eine relativ extreme Position nimmt die *Zeitschrift für Pädagogik* ein: rund 60 Prozent der von ihr veröffentlichten Rezensionen stammen von Professoren. Daneben steht eine Gruppe von drei Zeitschriften, die ihre Rezensionen durchschnittlich zur Hälfte von Professoren, zur anderen Hälfte von Nicht-Professoren verfassen lassen (*Revue, Kölner Zeitschrift, PVS*). Schließlich eine weitere Gruppe von drei Zeitschriften, bei der die Quote der »professoralen Buchbesprechungen« nur zwischen 10 und 20 Prozent liegt; die größte Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Nicht-Professoren findet sich beim *Argument*, und zwar stetig über das vergangene Jahrzehnt, während die *Österreichische* und die *Schweizerische Zeitschrift* im Schnitt auch Nicht-Professoren favorisieren, aber im Laufe der Jahre stark schwankende Quoten aufweisen.

Einige Gründe für die bevorzugte Beteiligung von Professoren werden sichtbar, wenn man ihre Vertretung in den verschiedenen Rezensionsformen ansieht; hier greifen wir auf Durchschnittswerte zurück, weil sich in ihnen sowieso oft der Einfluß ausgewählter Zeitschriften durchsetzt. Professoren werden vor allem zu Symposia, Bereichsrezensionen und Literaturberichten herangezogen. Die Erklärungen dafür liegen auf der Hand. Bei den Symposia handelt es sich um inszenierte Flügelkämpfe, deren besonderes Risiko die Redakteure und Herausgeber gerne durch standfeste Streiter mittragen lassen (91 % Professoren). Bei Bereichsrezensionen muß der Rezensent den Mut und die Autorität mitbringen, ein Buch in wenigen Zeilen möglichst definitiv zu bewerten; auch dies gerät vermutlich am besten mit professorierten Kollegen (67 %). Für Literaturberichte benötigt man nicht nur Überblick über den *state of the arts*, sondern auch Kenntnis und Vorausahnung hinsichtlich wichtiger Entwicklungen über die Jahre hinweg; auch hier könnten Professoren im Vorteil sein (59 %).

Nicht-Professoren zeigen relativ hohe Anteile an Einzel- und an Sammelbesprechungen (70 bzw. 65 %). Das überrascht nicht, weil fachliche Spezialisierung häufig unabhängig von der Dienststellung entsteht, und weil bei dieser Kategorie von Rezensenten durchaus oft hinreichender Sachverstand dafür vorhanden ist, um eine Neuerscheinung oder mehrere Bücher rezensieren zu können, die ins eigene Sachgebiet schlagen.

Der Anteil von Professoren liegt bei den Rezensenten durchgängig ganz erheblich höher als die Quote der Professorinnen bei den Rezensentinnen. Diese Beobachtung gewinnt an Gewicht, wenn man sieht, daß das Verhältnis zwischen den beiden Ebenen der akademischen Hierarchie für Frauen bei einzelnen Zeitschriften ganz entschieden zugunsten der Nicht-Professorinnen ausfällt, daß aber diese erheblichen Abweichungen sich wegen der geringen Gesamtzahl der Frauen nur schwach auf den allgemeinen Durchschnitt auswirken. Wer ohnehin zu der Annahme neigte, daß zu viele Professoren im Spiel seien, wird sich angesichts der Verhältnisse in der großen Mehrheit (bei den Männern) zusätzlich bestätigt sehen. Warum überwiegen die Professorinnen gegenüber ihrer Vergleichsgruppe so viel weniger? Ist ihre Gesamtzahl so viel kleiner, im Verhältnis? Schlägt der spezialisierte Sachverstand der Nicht-Professorinnen stärker durch als der ihrer Kolleginnen? Dieses Phänomen müßte genauer untersucht werden, wie denn überhaupt viele Forschungsfragen übrigbleiben. Auf einige Forschungsthemen, insbesondere solche von allgemeinerer Bedeutung und größerem Kaliber, wollen wir abschließend noch eingehen.

Forschungsfragen an ReDat

ReDat berichtet auf Knopfdruck, wer und was wie rezensiert wurde. Aus dieser Dienstleistung können die verschiedensten Interessenten Nutzen ziehen: Autoren und Lehrpersonen, Bibliothekare und Gutachter, die Manager von Stiftungen und sonstigen Drittmittelquellen, Redaktionen in der Wissenschaftsberichterstattung und von Besprechungszeitschriften. Daneben dient ReDat der Forschung, und zwar nicht nur in dem selbstverständlichen Sinne, daß hier Informationen über die Qualität wissenschaftlicher Arbeit und über den Kreis anderer Interessenten an einer Veröffentlichung angeboten werden. ReDat ist vielmehr selber ein lohnender Forschungsgegenstand. An diese Behauptung müssen wir allenfalls insofern einen Abstrich machen, als die tausende von Rezensionen in dieser Datenbank aus Kostengründen bisher nicht inhaltlich systematisiert, also nach Themengruppen aufgegliedert werden konnten. Selbst die rudimentäre Form der Speicherung bietet jedoch reichlich Gelegenheit für forschungswürdige Fragestellungen.

Einige Antworten liegen vor, andere stehen offen. Aufgegriffen wurde beispielsweise schon die Frage, inwieweit verschiedene Kritiker gegenüber ein- und derselben wissenschaftlichen Leistung ein einheitliches Urteil abgeben. Zu diesem Zweck wurden die Mehrfachbesprechungen ausgesondert und im Tenor verglichen, die Neuerscheinungen des Jahres 1984 gewidmet worden waren.⁴ Verwenden die Rezensenten einer Neuerscheinung dieselben Kriterien der Bewertung und kommen sie zur gleichen Schlußfolgerung? Stimmen die Argumente

überein und ähneln sich die Schwerpunkte der Besprechung? Wieviel Bandbreite findet sich in den Noten, die demselben Autor zugeordnet sind, und gibt es Fälle von krassstem Dissens? Diese Problematik im Rezensionswesen interessiert nicht zuletzt deswegen, weil sie den Problemlagen in vielen Bewertungssituationen entspricht, vom Jury-Urteil über einzelne Sportler oder Künstler bis zur Evaluation großer Institutionen.

Eine andere Studie galt der relativen Vernachlässigung der DDR-Soziologie durch die westdeutschen Soziologen. Anhand von Publikationslisten aus der DDR konnte die zugehörige Teilfrage geprüft werden, inwieweit einschlägige Neuerscheinungen aus der DDR ein westdeutsches Echo gefunden haben.⁵ Dabei war von speziellem Interesse, wer sich auf solche Buchbesprechungen eingelassen hatte, welche Zeitschriften auf DDR-Literatur eingegangen waren, mit wie großem Zeitverzug die Besprechungen veröffentlicht und welche Rezensionsformen eingesetzt wurden. Die Informationen aus ReDat trugen zur Absicherung der allgemeinen These bei, daß man der DDR-Soziologie hierzulande bisher unverhältnismäßig wenig Beachtung gewidmet habe.

Eine weitere Studie zur relativen Nicht-Beachtung ausgewählter Gruppen galt der Berücksichtigung von Autorinnen wie auch der Beteiligung von Frauen am Besprechungswesen. Eva-Marie von Harrach konnte auf der Grundlage von ReDat-Informationen zwei klare Ergebnisse vorstellen. Zum einen stellte sie fest: »Die Buchproduktion von Frauen ist ... nicht gebührend berücksichtigt«; und sie fand darüber hinaus, »daß das Kerngebiet der Soziologie weitgehend ohne Frauen diskutiert wird, jedenfalls soweit es die veröffentlichte Buchkritik betrifft«. Bei der Differentialdiagnose nach Zeitschriften, Rezensionsformen und Themenbereichen fand sie Hinweise auf die Determinanten dieser Diskriminierung. Ihre Erkenntnisse rechtfertigten einen abschließenden Aufruf zur »verstärkten Anstrengung von Redaktionen und Herausgebern, den Frauenanteil in allen Bereichen der soziologischen Rezensionen entscheidend zu erhöhen«.⁶

Aus den bisher unausgewerteten Daten ließen sich noch andere Ergebnisse herausholen. Vorab wäre zu klären, welche Veröffentlichungen keine Rezensionen auf sich gezogen haben und deshalb womöglich um öffentliche Wirkung gebracht wurden. Christoph Oehler hat eben erst die These aufgestellt: »Ein Buch, das nicht besprochen wird, hätte nicht geschrieben zu werden brauchen«.⁷ Welche Bücher werden von ReDat »verschwiegen«? Warum? Für die Absenz einzelner Bücher können mehrere Gründe verantwortlich sein: mangelhaftes Marketing der Verlage, Säumigkeit von Rezensenten, Pannen in der Erfassung. Unter systematischen Gründen jedoch interessiert vielleicht am ehesten die Frage, ob Redakteure und Herausgeber durch ihre selektiven Entscheidungen bestimmte Teile der soziologischen Buchproduktion aus dem Rezensionswesen bewußt ausgesperrt haben. Obwohl diese Manager der Kritik seit langem in dem diffusen Verdacht stehen, ihre Gatekeeper-Rolle dann und wann zu mißbrauchen, ist eine rationale Diskussion ihrer Auswahlpraxis kaum je versucht worden.

Auch über die Beteiligung der Kollegenschaft an der Rezensionsarbeit wissen wir, abgesehen von der auch in unserem Beitrag strapazierten Sozialstatistik, relativ wenig. Wer setzt die Standards? Welche Leitfiguren, welche Seilschaften und welche Ansätze machen sich im Rezensionswesen besonders wirksam breit?

Lassen sich im Laufe eines Jahrzehnts Veränderungen in der Meinungsherrschaft ablesen? Lassen die verschiedenen Zeitschriften unterschiedliche »Päpste« zu Wort kommen, favorisieren sie bei der Auswahl von Rezensenten bestimmte Schulen innerhalb der Scientific Community? Besteht ein Zusammenhang zwischen der Ablösung und Kooptation von Redakteuren/Herausgebern und, andererseits, Veränderungen in dem Zugang, der verschiedenen kollegialen Netzwerken und prominenten Einzelpersonen zur Kritik eingeräumt wird? Obwohl die Existenz von ReDat gerade auch als Beleg dafür dienen kann, daß Kritik zur Institution geworden ist, sollten wir zusätzlich prüfen, wer diese Institution jeweils trägt, gestaltet, durchsetzt.

Schließlich schiene uns lohnend, die inhaltlichen Schwerpunkte der Kritik in Beziehung zu setzen zur aktuellen Arbeit in der sozialwissenschaftlichen Lehre und Forschung. Besteht für die Literatur, die soeben kritisch aufgearbeitet wird, insofern Bedarf, als Vorlesungsverzeichnisse eine entsprechende Schwerpunktbildung erkennen lassen und eine entsprechende Massierung in der Forschung zu beobachten ist? Oder dienen die Rezensenzzeitschriften bzw. Rezensionsteile von Fachzeitschriften insofern eher der Bewältigung von Vergangenheit, als die Forschungsthemen inzwischen als abgehakt gelten können und der Lehrbetrieb sich anderen Themen zuwendet? Eher wünschenswert wäre natürlich, wenn man die umgekehrte Beziehung nachweisen könnte: daß der kritischen Diskussion nach einer gewissen Zeit eine spürbare Belebung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den entsprechenden Themen folgt und darüber hinaus die Vermutung belegt werden könnte, daß das Rezensionswesen an dieser Aktivierung nennenswert beteiligt war. Ein solcher Beitrag könnte sich beispielsweise aus der Identifizierung von Forschungsfragen ergeben, die trotz bisheriger Bearbeitung und kritischer Besprechung weiterer Aufarbeitung zu bedürfen scheinen; wir denken dabei an eine Strategie, wie wir sie in dem vorliegenden Aufsatz selber versucht haben.

Anmerkungen

- 1 Das Argument; Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Neue Praxis, Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Politische Vierteljahresschrift, Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Soziologische Revue, Zeitschrift für Pädagogik. Im folgenden Text werden zum Teil gängige Abkürzungen dieser Titel verwendet, wie *Kölner Zeitschrift* statt *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*.
- 2 ReDat ist erreichbar über die Redaktion der *Soziologischen Revue*, Nora-Platiel-Str. 1, 3500 Kassel.
- 3 Man vergleiche hierzu beispielsweise die Anmerkungen von Ilona Ostner, »Auf der Suche nach der einen Stimme. Frauenforschung im Prozeß der Selbstvergewisserung« und Eva-Marie von Harrach »In der Abseitsfalle? Rezensentinnen in der Soziologie«, beide in *Frauen: Soziologie der Geschlechterverhältnisse* (Sonderheft 2, *Soziologische Revue*). München: Oldenbourg, 1987, 8-9 und 307-312.
- 4 Frank Bardelle, Zur Einheitlichkeit der Bewertung von wissenschaftlichen Leistungen — am Beispiel von Buchbesprechungen (Arbeitsmanuskript), Lehrstuhl für Soziologie, Universität Münster.
- 5 Karl Wagner, Zur Vernachlässigung der DDR-Soziologie durch westdeutsche Soziologen (Arbeitsmanuskript), Lehrstuhl für Soziologie, Universität Münster.
- 6 Eva-Marie von Harrach, »Frauen in der Abseitsfalle?...«, ebd., 309, 310, 311.
- 7 Christoph Oehler, »Selbstgespräch eines Rezensenten«, *Soziologische Revue*, XI (1988), 31-132.

Besprechungen

Philosophie

Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (286 S., br., 28,- DM)

In seiner »Theorie des kommunikativen Handelns« (Frankfurt/M. 1981) versucht Habermas, kritische Gesellschaftstheorie durch eine Theorie der in Sprache angelegten Rationalität neu zu begründen. Die Rekonstruktion der Bedingungen der Möglichkeit von Sprache, genannt »Universalpragmatik«, soll zeigen, daß mit jedem Sprechakt schon ein am Ideal der Konsensbildung in herrschaftsfreiem Diskurs orientierter prozeduraler Vernunftbegriff impliziert ist. Der normative Gehalt der Aufklärung — Autonomie, Reziprozität und Universalismus — sei somit im Gattungsvermögen Sprache angelegt, Ethik und Gesellschaftskritik hätten ein sicheres Fundament. Die Unterstellung kommunikativer Rationalität in jedem Sprechakt begründe die verpflichtende Kraft sprachlichen Einverständnisses und mache so Gesellschaft erst möglich; heute jedoch bedrohten die Subsysteme zweckrationalen Handelns durch ihre »Kolonialisierung der Lebenswelt« diese normativen Grundlagen.

In der Kritik an diesem Theoriekonzept läßt sich eine eher sozialwissenschaftliche Richtung (Fragen nach der Konsistenz des Theorieaufbaus, dem empirischen Gehalt, den »blinden Flecken« usw.) von der philosophischen Diskussion unterscheiden, in deren Zentrum der Rationalitätsbegriff steht. Ganz unterschiedliche Kritik wird dabei laut: Habermas' »Rationalität« sei zu *schwach*, sagen die Vertreter eines an der metaphysischen Philosophie orientierten Vernunftbegriffes, da sie Vernunft auf ein unabschließbares Begründungsverfahren reduziere und keine inhaltliche Bestimmung des »Vernünftigen« erlaube, den Anspruch der philosophischen Tradition wie des Alltagslebens also verfehle. Sie sei zu *stark*, sagen die Vertreter funktionalistischer und/oder relativistischer Positionen, da sie den rein funktionalen, an Systemimperativen ausgerichteten bzw. den gesellschafts- und weltbildrelativen Charakter von Rationalität nicht sehe. Sie sei *terroristisch*, sagen die Verfechter eines »offenen Denkens«, da sie die Vielfalt des Lebens und Sprechens einem uniformen Begründungszwang unterwerfen wolle, damit die totalitären Züge der Aufklärung beerbe und hinter die Einsichten der Vernunftkritik etwa Adornos zurückfalle.

Als Antwort auf seine Kritiker und einen als aufklärungsfeindlich eingeschätzten philosophischen Zeitgeist hat Habermas in »Der philosophische Diskurs der Moderne« (Frankfurt/M. 1985) ein kritisches Panorama der Philosophie seit Hegel entworfen und sein Konzept der kommunikativen Vernunft als einzig akzeptablen Ausweg aus den Aporien der Subjektphilosophie behauptet. »Nachmetaphysisches Denken« vereinigt nun zehn Gelegenheitsarbeiten aus den letzten Jahren, die weitgehend wie Nachschriften zum vorgenannten Buch wirken. Deutlich wird dabei, daß Habermas allein Luhmanns Systemtheorie als konkurrierendes Paradigma ernstnimmt. Dagegen hält er die Versuche einer Rückkehr zur Metaphysik (Spaemann wird beiläufig erwähnt, Henrich diskutiert und ob seiner »Prätention« (275) einer den modernen Rationalitätskriterien entthobenen »Lehre« kritisiert) ebenso wie die einer »negativen Metaphysik« (154) verdächtigten und dem Etikett »Kontextualismus« subsumierten Positionen skeptizistischer, relativistischer oder ästhetisch motivierter Vernunftkritik für theoretisch hoffnungslos unterkomplex und dem Problemniveau unangemessen.

Diese Kritik untermauert Habermas mit mehreren Texten, in denen neben der Geschichte der Metaphysik und ihrer Krise auch die der Bedeutungstheorie (105ff.) und der Theorie der Subjektivität (187ff.) schematisch nachgezeichnet werden. Zentral ist der Aufsatz »Motive nachmetaphysischen Denkens«, der den durch historisch-gesellschaftliche Prozesse bedingten Verfall der Metaphysik unter den Stichworten »Verfahrensrationaltät«, »Detranszendentalisierung«, »Linguistische Wende« und »Deflationierung des Außeralltäglichen« beschreibt und erklärt.

Den genannten philosophiegeschichtlichen Skizzen ist die apologetische Absicht gemeinsam, das Konzept einer in Sprache angelegten Rationalität und einer darauf aufbauenden Gesellschaftstheorie zu stützen. Dieser im Beitrag »Handlungen, Sprechakte, sprachlich vermittelte Interaktionen und Lebenswelt« noch einmal knapp dargestellte Ansatz muß sich jedoch an zentralen Stellen auf einen prekären Appell an die »Intuition« kompetenter Sprecher verlassen. So wird eine *strikte* Dichotomie von kommunikativem und strategischem Handeln behauptet, die auch und gerade dem Alltagsbewußtsein selbstverständlich sei, weil sonst der emphatische Begriff von Verständigung bzw. Einverständnis als »rational motivierte(r) Zustimmung« (66) bedroht wäre: »Aus der Perspektive der Beteiligten gesehen, müssen sich die beiden Mechanismen der überzeugungsmotivierenden Verständigung und der verhaltensinduzierenden Einflußnahme ausschließen. Sprechhandlungen können nicht in der doppelten Absicht ausgeführt werden, mit einem Adressaten Einverständnis über etwas zu erzielen und gleichzeitig bei ihm etwas kausal zu bewirken.« (69ff.) Unser »lebensweltliches Wissen« und unsere »Intuition« besagen aber doch wohl das genaue Gegenteil: Verständigung und Einflußnahme, Sprache, Interesse und Macht sind unentwerrbar verwoben. Ähnlich problematisch ist der von Habermas selbst konstatierte »Rest von Metaphysik« (184) in seiner Theorie, das »transzendente Gefälle ... einer in die Lebenswelt der kommunikativ Handelnden selbst eingewanderten Spannung zwischen der Unbedingtheit der kontextspregenden, transzendierenden Geltungsansprüche einerseits und andererseits der Faktizität der kontextabhängigen und handlungsrelevanten Ja-/Nein-Stellungnahmen« (182). Vorausgesetzt ist hier, die in *jedem* Sprechakt erhobenen Geltungsansprüche seien notwendig universal (»alle bloß lokalen Maßstäbe transzendieren(d)«; 88, vgl. 179) — hier wird die *geschichtlich junge* Idee der *einen* Wahrheit und der *einen* universellen Gerechtigkeit unzulässig zur Bedingung der Möglichkeit von Sprache überhaupt hypostasiert. Nur eine problematische geschichtsphilosophische Konstruktion, wonach das latent Angelegte eben erst im Geschichtsprozeß manifest werde, ist hier als Lösung denkbar. Mit dieser Kritik wird wohlgemerkt nicht der universalistische Anspruch von Wissenschaft und moderner Ethik oder gar der Traum allgemeiner konsensueller Selbstbestimmung desavouiert, wohl aber der Versuch ihrer Begründung im menschlichen Sprachvermögen. Sollte Habermas seinen »skeptischen, aber nicht-defaitistischen Vernunftbegriff« (6) noch vom »Rest der Metaphysik« (184), der in ihm steckt, befreien müssen?

Damit wäre freilich der normative Gehalt des rekonstruktiven Theorieprogramms verloren und die Neubegründung kritischer Gesellschaftstheorie gescheitert. Philosophie, für Habermas der »Hüter der Rationalität« (»Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln«, Frankfurt/M. 1983, 24), sähe ihre Rolle »eines Platzhalters für empirische Theorien mit starken universalistischen Ansprüchen ... vor allem für die rekonstruktiv verfahrenen Wissenschaften« (ebd., 23) radikal entwertet, sollte die Hoffnung auf eine *wissenschaftlichen* Rationalitätsstandards genügende Normenbegründung sich nicht erfüllen.

Philosophie muß sich heute »auf das fallibilistische Selbstverständnis und die Ver-

fahrensrationalität der Erfahrungswissenschaften einlassen; sie darf weder einen privilegierten Zugang zur Wahrheit noch eine eigene Methode, einen eigenen Gegenstandsbereich oder auch nur einen eigenen Stil der Intuition beanspruchen.« (45f.) Völlig unklar bleibt, wie sie unter solchen Bedingungen der Aufgabe einer Vermittlung zwischen den Sphären von Wissenschaft, Moral und Kunst gerecht werden soll (vgl. »Moralbewußtsein ...«, 25). Wie soll auf *rationale* Weise die vormoderne Einheit der Weltbilder *inhaltlich* wiedergewonnen werden, *ohne* die Ausdifferenzierung der Sphären bzw. Geltungsansprüche zu revidieren? Dies sollte laut Habermas »diesseits der Expertenkulturen ... im Alltag« (ebd., 26) geschehen — wie aber kann Philosophie »dabei helfen, das stillgestellte Zusammenspiel des Kognitiv-Instrumentellen mit dem Moralisch-Praktischen und dem Ästhetisch-Expressiven wie ein Mobile, das sich hartnäckig verhakt hat, wieder in Bewegung zu setzen« (26)? Schließlich gilt doch: »Sie muß auch auf die Traditionsformen einer sozialisationswirksam eingreifenden Lehre verzichten und bleibt theoretisch.« (Ebd.)

Das Problem verschärft sich noch angesichts der Aufgabe, die im »Heilswissen der Religionen« (22) tradierten »Erfahrungen und Innovationen« (34) in einer prozeduraler Rationalität genügenden Sprache zu reformulieren. »Die fortbestehende Koexistenz [von Philosophie und religiöser Praxis; H.F.] beleuchtet sogar eine merkwürdige Abhängigkeit einer Philosophie, die ihren Kontakt mit dem Außeralltäglichen eingebüßt hat. Solange die religiöse Sprache inspirierende, ja unaufgebbare semantische Gehalte mit sich führt, die sich der Ausdruckskraft einer philosophischen Sprache (vorerst?) entziehen und der Übersetzung in begründende Diskurse noch harren, wird Philosophie auch in ihrer nachmetaphysischen Gestalt Religion weder ersetzen noch verdrängen können.« (60) Habermas, der die Philosophien Jaspers, Heideggers, Derridas, Adornos usw. als antiszientistisch und irrational verwirft (45), schließt seinen Frieden mit der Religion: nur sie kann wohl den »erschütternd-subversiven Einbruch außeralltäglicher Ereignisse« (60) sinnstiftend bewältigen. Die sich an Wissenschaft messende Philosophie hat hier — vorläufig? — resigniert. Nach dem Kampf gegen Metaphysik und Irrationalismus umarmt »nachmetaphysisches Denken« die Religion.

Helmut Fallschessel (West-Berlin)

Derrida, Jacques: Feuer und Asche. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Michael Wetzell. Verlag Brinkmann & Bose, West-Berlin 1988 (78 S., br., 20,- DM)

Derridas zentrale Kategorie der »Spur« nimmt in diesem Buch eine überraschende Wendung, durch die sie erst kenntlich wird: »Ich habe jetzt den Eindruck, daß das beste Paradigma der Spur für ihn nicht, wie gewisse Leute geglaubt haben, und er vielleicht auch« (der Philosoph reflektiert sich selbst in der dritten Person — Selbstreflexion, die den Zirkel des »Selben« nicht wieder schließt), »die Jagdfährte, die Bahnung, der Abdruck im Sand, die Kielspur im Meer, die Liebe des Schritts zu seinem Abdruck ist, sondern die Asche (das, was vom Holocaust, vom All-Brand, dem Weihrauch der Feuersbrunst, bleibt ohne zu bleiben)« (27). («All-Brand« ist die deutsche Übersetzung des griechischen Wortes »Holocaust«, das sich befremdlicherweise eingebürgert hat in Kontexten, wo man früher stets »Völkermord an den Juden« sagte.) Das zuerst genannte Assoziationsfeld hatte die philosophische Atmosphäre der *Grammatologie* gekennzeichnet (Frankfurt/M. 1983, Paris 1967; das Original von *Feuer und Asche* ist 1987 in Paris erschienen). Es bildete den Hintergrund für das Urteil von Habermas, Derrida sei ein raunender Philosoph des Heideggerschen »Seins« (*Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt/M. 1985, Kap. VII).

Doch nun scheint es eher, Derrida habe sich gefragt, *wovon Heidegger raunte*, wenn er vom »Sein« raunte — von nichts? Nein: von der »Asche«. Vom Holocaust. Sogar von *Auschwitz*. »Du sagtest gerade, daß es für dieses Wort aus Asche keine Redewendung von 'heute' geben konnte. Doch, vielleicht gibt es nur eine, deren Veröffentlichung angemessen wäre, sie würde den All-Brand, anders gesprochen den Holocaust und den Krematoriumsofen in allen jüdischen Sprachen der Welt auf Deutsch zum Ausdruck bringen.« (41/43)

Im Vorwort des Heidegger-Buches von Farias findet sich der wohl auf Derrida gemünzte Satz: Heideggers »Ontologie« vollende »die methodische Dekonstruktion der Metaphysik als solcher« — als ob bei Heidegger im voraus vollendet sei, was Derridas Dekonstruktions-Programm erneut begonnen hat. Derrida selbst sagt umgekehrt (in einem Gespräch, abgedruckt in Jürg Altwegg [Hrsg.], *Die Heidegger-Kontroverse*, Frankfurt/M. 1988), er wolle die Grenzen von Heideggers Dekonstruktion erkennen und »seinen Diskurs entziffern«. Wozu? Um etwas *über den Nationalsozialismus* zu lernen, den zu verurteilen noch nicht ihn zu denken heiße.

Die »Asche« steht für einen Begriff ein, der in mancher Fortschrittsphilosophie fehlt: neben die »Aufhebung« als gleichsam moderate Form der Vergangenheitsbehandlung tritt mit demselben Anspruch, philosophisch verarbeitet zu werden, die *Auslöschung*. Spätestens Derridas kleines Buch öffnet die Augen dafür, daß dies schon immer eine Hauptkategorie des französischen Poststrukturalismus war. Grundtext zu ihrem Verständnis dürfte Freuds *Der Wunderblock* sein, wo die Tafel, die man »abwischen« muß, um weiterschreiben zu können, zum Modell fürs Bewußtsein gemacht wird, das »verdrängen muß, um weiterdenken zu können«. Das Bewußtsein, die Tafel als solche, muß blind und leer sein. Aber sie darf als Bedingung des Gedankens und der Schrift nicht fehlen. Aus dieser Einsicht in die Notwendigkeit einer »Aufzeichnungsfläche«, wie das im *Anti-Ödipus* von Deleuze und Guattari genannt wird, entspringt oft ein Positivismus: die blinde Fläche ist *dazu da*, daß aufgezeichnet werden kann, und wie immer sie zustandekommt, es muß sie *geben*. Man untersucht dann vielleicht nur noch, wie Aufzeichnung und Aufzeichnungsfläche in ihrer Verschränkung *funktionieren*. Doch Derrida hat einen sehr viel böseren Blick. Die schwarze Asche der Tafel interessiert ihn als »Spur« des Ausgelöschten und damit *Geopfert*; »Holocaust« wird auch mit »Opfer« übersetzt (32). Muß es die Aufzeichnungsfläche *geben*? *Es gibt* sie jedenfalls. Derrida verwandelt den harmlos aussehenden logischen Quantor »es gibt« in das »Ereignis der Gabe« — hier ist der Bezug zu Heidegger am deutlichsten —, einer *Gabe vor allem Tausch*, die »nur ein Opfer zu sein (vermag)« (32/34). So kann sie kaum noch mit dem »Gegebenen« des Positivismus verwechselt werden. Man kann aber auch schwerlich fortfahren, sich ihr in der Weise Heideggers zu »überantworten«.

Derridas Interesse ist es, auf der Aufzeichnungsfläche nicht nur die Schrift zu lesen, sondern auch die »Spur« des in ihr Ausgelöschten; in dieser Perspektive erscheint die Schrift, so wäre es in der *Grammatologie* formuliert worden, als »Ursprungssupplement« (vgl. 30). Ein paradoxer Versuch. Immerhin legt aber die »Asche« der Tafel *von einem Feuer* Zeugnis ab, jenem »All-Brand«. »Das Feuer: Dasjenige, das man nicht auslöschen kann in dieser Spur.« (43) Der »All-Brand« ist seinerseits auch nur eine Spur (wohlgemerkt aber: keine bloße Metapher, sondern *eine Spur*; Derrida redet nicht von einem *eingebildeten* Brand). »Da, wo ich vor allem wahr spreche, werden sie nur Feuer sehen« (52) — woher kommt diese oft anzutreffende Verknüpfung von Wahrheit und *Verbrennen*, als die sich Jahwe im brennenden Dornbusch offenbart und die Heidegger zu der Behauptung führt (dies ist der Gegenstand von Derridas Heidegger-Buch *Vom Geist. Heidegger und die Frage*, Frank-

furt/M. 1988, Paris 1987): »Der Geist ist Flamme«? — Ich habe mich nach der Lektüre gefragt, ob *Habermas* dem Vernichtungslager Auschwitz nicht exakt die Funktion einer Aufzeichnungsfläche zuschreibt, wenn er im »Historikerstreit« anscheinend behaupten will, daß die Identität des westdeutschen Staates auf die intellektuelle Undurchdringlichkeit (Tabuisierung) dieses Ortes gegründet werden müsse.

Derridas Übersetzer wiederum scheut sich nicht, in seinem Nachwort zu schreiben: «'Es gibt da Asche', das läßt sich auch von der deutschen Vergangenheitsbewältigung sagen, die nicht begriffen hat, daß Abschied und Bewahrung sich berühren im Doppelsinn des einen Wortes 'Lebewohl', Asche!» (74f.)

Solche Gegner und Befürworter hat Derrida im Land der Krematoriumsöfen. Soll er aufhören, die »Asche« zu durchsuchen, damit man ihm nicht vorwerfen kann, er sei der Brandstifter? Soll er sich als Stichwortgeber derjenigen mißbrauchen lassen, die das Wort »Asche« zwanghaft zu »Friede sei ihrer Asche« ergänzen? Was sind wir für Meister im Verdrängen.

Michael Jäger (West-Berlin)

Türcke, Christoph: Gewalt und Tabu. Philosophische Grenzgänge. Dietrich zu Klampen Verlag, Lüneburg 1987 (143 S., br., 22,- DM)

Der Autor ist Hochschullehrer für Philosophie in Kassel, das Buch eine Sammlung von Aufsätzen zu aktuellen politischen Auseinandersetzungen wie der Gewaltdebatte (ziviler Ungehorsam: Grenzen seiner Wirksamkeit angesichts realer Bedrohung) oder dem sogenannten Historikerstreit (Stalinismus und Faschismus seien die Urbilder moderner Gewaltherrschaft [38], bei letzterem komme zur Substanz — d.i. Gewaltherrschaft — noch ein Akzidens hinzu, aber beide haben sie teil an der Gewalt [31], als Urbilder, auf Grund deren Geschichte seither »nicht mehr recht voranschreit« [38f.]). Weiter zwei Essays zur Moral des Umweltschutzes und der Ehrfurcht vor dem (allem) Leben, einer Moral, die keine sei, weil sich im Umweltschutz reiner »Durchhaltewille« (52) manifestiere, damit die Menschheit fortexistieren könne als »das Leben in seiner allgemeinsten Form: als Stoffwechsel oder reines Vegetieren« (52). So bleiben Ökologen und Rüstungsgegner in der »Scheinopposition« (61), in ihrer »Naturverfallenheit« (52), ihrem Verstricktsein ins »Naturverhängnis« (61), im »Echo eines Naturzwangs, den es (das Umweltschutzbewußtsein) brechen müßte, um zur Humanisierung der Natur zu führen« (52). Als Kronzeuge der radikal-theologischen (14) Ethik wird Albert Schweitzer angeführt (55ff.), der aber auch nicht umhin konnte, Prioritäten zu setzen, um als Arzt Bazillen und Viren als »lebensunwertes« Leben auszurotten (49, 60). Türcke meint es zwar kritisch gegen Nazismus, besteht aber trotzdem auf dieser schiefen Analogie. Eine solche Ethik, die nicht differenziert, führt fast notwendig zum Zynismus. Frei nach Schopenhauer und angewidert angesichts einer Welt, die determiniert ist vom »Fressen und Gefressenwerden« (50), bleibt dem Autor nur die Ausflucht einer Versöhnung der Natur in der Idee, denn im »Garten Eden ist die Natur ganz sie selbst — durch etwas anderes (!) als sie selbst: den sie in Einklang setzenden, sie beim Namen nennenden, sie verklärenden Geist.« (58) »Nur ein göttliches Subjekt könnte die Natur so umschaffen (!), daß sie mit Geist ganz übereinkäme. Der biblische Gedanke der Neuschöpfung der Welt aus einer sündigen in eine erlöste ist daher die zu Ende gedachte Humanisierung der Natur.« (60)

Das Buch enthält außerdem eine Kritik an Franz Alts Propagierung von C.G. Jung. Letzterer gebe die Matrix für ein Amalgam von New-Age-Theorien (Capra) ab, die »den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und den Durst nach Sinn gleichermaßen zu befriedigen« (92) wisse, wobei die Faszination der Archetypen als Wunsch nach unbeschädigter Identität (102), nach Ganzheitlichkeit, durchaus bestimmten Konstellationen

tionen totalitären Denkens entspreche (106). Diesem Bedürfnis nach einem Surrogat (vgl. auch 21) hält der Autor eine Geisteslage entgegen, die »des geistvollen Opiums großer Theologie ... bedarf« (109).

Die Erstveröffentlichung der Kasseler Antrittsrede über die patriarchale Verdrängung des Weiblichen in den idealistischen Philosophien enthält einerseits die Charakterisierung des aristotelischen Prinzips vom unbewegten Bewegter als idealistischem Wahn (80), soweit es das unstoffliche Prinzip ist, das die Welt restlos determiniert (ebd.); andererseits wird die Frauenbewegung nach dem Satz des zu vermeidenden Widerspruchs auf den Idealismus verpflichtet, der zwar »patriarchale Unwahrheit« (82) sei, der aber zugleich das »Potential aller Wahrheit« (ebd.) verbürge: »Die Einsichten des Idealismus ... schließen alle Menschen ein, auch wo er gar nicht alle meinte.« (83)

Im letzten, gegen Freud geschriebenen Aufsatz beschwört der Autor die Utopie einer versöhnten Welt, indem er zunächst richtig feststellt, daß bei der Über-Ich-Bildung durch die Anerkennung der Instanz des Vaters/der Mutter (eines Generationunterschiedes) ein Allgemeines realisiert wird, das mehr als die einfache Reproduktion der ursprünglichen Beziehung ist. Aber dieses Allgemeine wird sofort rationalisiert als Tabu, das die »ungehemmte, blinde Triebbefriedigung unerbittlich andnet« (118). Das Über-Ich als normativ zu introjizierender Übervater, also als Tabu, wird (diametral zu Freud) gleichbedeutend mit dem Intellekt als der Abstraktionsleistung, die sich »aus dem bewußtlosen Naturprozeß, über den sie sich erhebt, niemals herleiten (läßt)« (ebd.).

Türckes Kritik am Kapitalismus als *dem* Gewaltzusammenhang (119) läßt der Illusion Raum, daß es vor dem Kapitalismus keine Herrschaft gäbe, sondern nur, und das ist das Beschwichtigende: Schöpfung. Michael Barthlott (West-Berlin)

Maruyama, Masao: Denken in Japan. Aus dem Japanischen von W. Schamoni und W. Seifert. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (160 S., br., 10,- DM)

Japan hat derzeit Konjunktur. Jenseits von Zen und Samurais, von Chips und Handelsbilanzen gerät ein komplexes und fremdartiges Land in den Blick, das ein Faszinosum darstellt: ein Beispiel *anderer* Modernität. Die rasante Industrialisierung und Modernisierung seit der Meiji-Restauration (1868) und der Öffnung zum Westen hat zu einer manchmal obsessiv anmutenden Beschäftigung mit dem Problem moderner japanischer Identität geführt. So hat gerade in den letzten Jahrzehnten der chauvinistische Diskurs des »Nihonjin-ron« (»Theorie des Japanertums«) an Boden gewonnen, zu dessen Prämissen die Einzigartigkeit und Überlegenheit des japanischen Volkes gehört. Dagegen stehen jene als »Modernisten« bekannten Intellektuellen, deren an europäischer Aufklärung und oft am Marxismus orientiertes Denken vor einer Wiederkehr des »japanischen Faschismus« warnt. Vor dem Hintergrund des Aufstiegs zur ökonomischen Weltmacht und zum größten internationalen Kreditgeber betrifft diese Auseinandersetzung nicht allein Japan.

Zu den »Aufklärern« zählt auch Maruyama, von dem nun drei Aufsätze in einer lesbaren und mit zahlreichen (zum Verständnis unabdingbaren) Anmerkungen versehenen Übersetzung erschienen sind. Wie die Übersetzer in ihrem informativen Vorwort darlegen, ist der Autor besonders mit Arbeiten zur Geschichte politischer Ideen in Japan, aber auch zur Methodologie von Ideengeschichte und Politikwissenschaft sowie zu aktuellen politischen Fragen hervorgetreten. »Alle diese Arbeiten zeichnen sich durch einen im japanischen Kontext besonderen, neuen Ansatz aus, der sowohl gegen konservative Geschichtsinterpretationen als auch gegen den ökonomischen Reduktionismus des orthodoxen Marxismus gerichtet ist und zum Ergebnis hatte,

daß man in Japan von einer 'Maruyama-Politologie' spricht. Zahlreiche Schüler setzten diesen Ansatz fort, einige entwickelten ihn weiter.« (7) Den Hintergrund erläutert das Vorwort mit Zitaten des Autors, die seinen intellektuellen Werdegang im Dreieck Neukantianismus — Hegel — Marx andeuten.

Der Titelaufsatz (aus dem Jahre 1957) geht von dem Phänomen aus, daß es eine »intellectual history« in Japan kaum gibt. Zwar existiere eine reiche Forschungstradition zur Geschichte des Buddhismus, Konfuzianismus usw., kaum jedoch Arbeiten, »die die Entwicklung oder den historischen Zusammenhang der intellektuellen Struktur oder des Weltbildes eines bestimmten Zeitalters verfolgen« (21). Der Grund liege im Forschungsgegenstand selbst: »In Japan hat sich keine als Kristallisationspunkt oder Koordinatenachse dienende geistige Tradition zu bilden vermocht, die die Vorstellungen und Ideen der verschiedenen Epochen ohne Ausnahme zueinander in Beziehung gesetzt hätte und im Verhältnis zu der sich alle weltanschaulichen Positionen — gegebenenfalls auch durch Negation — selbst *geschichtlich* eingeordnet hätten.« (23) In Europa habe das Christentum diese Achse dargestellt, wogegen Japan durch ein unstrukturiertes *Nebeneinander* von Denkformen geprägt sei, zwischen denen — traditionell wie auch heute — eine produktive Auseinandersetzung fehle: Gemenge statt Akkumulation und Kritik. So werde auch Neues scheinbar widerstandslos aufgenommen und eingeordnet, nicht jedoch verarbeitet. Tradition werde nicht weiterentwickelt, sondern sinke bloß in »tiefere Bewußtseinsregionen« (29), um dann in Krisenzeiten unvermittelt wieder hervorzubrechen und handlungsleitend zu werden. Diesem unkritischen Eklektizismus entspreche ein Denkstil, der prinzipiengeleitete Theorie zugunsten einer »Unmittelbarkeit« des Denkens verwerfe. So erkläre sich die Brisanz universalistischer Positionen wie Christentum und Marxismus im japanischen Umfeld, aber auch der gewissermaßen »überkompensatorische« Hang japanischer Marxisten zur Fetischisierung von Theorie.

Dieses Fehlen einer ideellen Achse habe auch politische Konsequenzen, zumal das Problem den Politikern der Meiji-Zeit — also der Konstitutionsphase des modernen japanischen Staates — sehr bewußt gewesen sei: »Das moderne japanische Tennösystem versuchte dieser Situation zu begegnen, indem es das Zentrum der Staatsmacht *gleichzeitig* auch zur geistig-seelischen 'Achse' erklärte. Da der 'kokutai' [die Institution des Gottkaisertums; HF] sich jedoch in seinem Wesen auf die 'Tradition' der Promiskuität [der Weltbilder; HF] stützte, fungierte er nicht als Prinzip, das unser Denken wirklich zu ordnen vermocht hätte, sondern wirkte vor allem in Richtung auf eine negative Gleichschaltung (durch Ausschließung von Häresien)« (74). Gegen diese unzureichende und gefährliche, weil tendenziell totalitäre »Achse« — die wohl auch durch die Kriegsniederlage nicht endgültig ausgespielt hat — gilt es, so kann man wohl die Intention des Autors zusammenfassen, eine intellektuelle Streitkultur zu entwickeln, die das unproduktive *Nebeneinander* zu einer aufgeklärten, die Selbstbestimmung des Individuums fördernden neuen »Achse« zusammenführt.

Im zweiten Aufsatz (»Die japanischen Intellektuellen«, 1982) kommt Maruyama nach begriffs- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen zu dem Schluß, Intellektuelle mit einem Bewußtsein gemeinsamer Zugehörigkeit habe es im modernen Japan nur ausnahmsweise gegeben: in der Meiji-Zeit, in den zwanziger Jahren unter dem Einfluß des Marxismus und in einer Art »Reuegemeinschaft« (125) nach Kriegsende. Er untersucht jeweils Fehlen, Genese und Zerfall dieses Bewußtseins unter Verweis auf soziale, institutionelle und kulturelle Faktoren. Der Vortragstext »Was man ist und was man tut« (1959) versammelt in unsystematischer Form Reflexionen über den Übergang Japans von einer status- zu einer leistungsgeprägten Gesellschaft und die resultierenden Probleme.

Interessant ist dieses Buch nicht nur für jene, die sich speziell mit Japan beschäftigen. Viele Charakteristika des »Denkens in Japan« (etwa der Eklektizismus und skeptische Pluralismus, der Ästhetizismus und die Betonung des Sinnlich-Konkreten, die Ablehnung von systematischen Begründungsansprüchen, das Nebeneinander unvereinbarer Ideologeme unterschiedlichster Herkunft usw.) ähneln verblüffend unserer »Postmoderne« — so ließe sich mit dem Blick auf Japan wohl einiges für unsere Diskussion lernen.

Helmut Fallschessel (West-Berlin)

Riedel, Manfred: Fra mito e scienza. L'inizio della filosofia greca. Guida, Neapel 1986 (87 S., br., 6000 Lire)

Dieses Bändchen — Ergebnis einer Vorlesungsreihe in Rom — mit einer kurzen Vorstellung der Arbeiten Riedels (von F. De Sanctis) dreht sich um die Frage, was Philosophie eigentlich sei und was sie tun könne. Gerade weil Riedel dieser Frage vor allem nachgeht, indem er historisch-phänomenologisch untersucht, was es in der historisch ersten Philosophie von Thales bis Parmenides bedeutet hat, zu »begründen«, nach dem »Grund«, nach dem »Ursprung« zu fragen, erhellt sein Betrag zentrale Voraussetzungen der in der Bundesrepublik immer noch dominanten hermeneutischen Philosophietradition. Und wer da meint, es käme heute darauf an, den in dieser Tradition verfolgten Fragen subversiv, gegen den Strich nachzugehen, wird erst einmal nachvollziehen müssen, wie sich diese Konzeption unter Riedels Händen verfeinert hat: Ihm gelingt es, ohne in die offensichtlichen Gewaltsamkeiten des Heideggerschen »Schritts zurück« zu verfallen, den Kern der »seinsgeschichtlichen«, ultra-idealistischen These Heideggers zu Ursprung und Status der Philosophie als im historischen Stoff aufweisbare Evidenz zu präsentieren.

Ein Text, an dem sich also geradezu eine philosophische Gegenposition zum immer noch nicht überwundenen Heideggerianismus der bundesdeutschen Nachkriegsphilosophie durch eine materialistische Neulektüre der Geschichte der europäischen Philosophie schulen müßte.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit / oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1987 (446 S., Ln., 88,- DM)

»Gänzlich dem Treiben des Textes anheimgegeben, das mild und heimlich, dicht und unablässig, wie Schneeflocken einen umfing« — so schilderte Benjamin 1928 in der Sammlung *Einbahnstraße* das »lesende Kind«, und eben diese Vorstellung einer intensiven Versenkung in den (literarischen) Text bildet heute die Folie der kulturkritischen Argumentation gegen die audiovisuellen Medien. Schön zeigt dagegen, daß die uns — zumindest als Ideal — so selbstverständliche intensive Lektüre ein Produkt des Mentalitätswandels um 1800 ist, der mit der Ausprägung bürgerlicher Individualität einen eigenen Bereich der Lektüre mit den Konnotationen des Alleinseins, der Konzentration, der Bildung schuf. Auf dem Hintergrund von Elias' Zivilisationstheorie und der neueren Arbeiten von Kamper/Rittner und zur Lippe belegt Schön die globale These der Entkörperlichung von Kommunikation am Beispiel des Wandels von Leseprozessen. Im Unterschied zu leser-soziologischen Untersuchungen, etwa Engelsings, deren Aussagekraft für reale Leseprozesse er durchweg in Zweifel zieht, widmet Schön sich der Haltung und dem sozialen Umfeld des Lesers, das er auf der Basis ikonographischen Materials und umfangreicher Auswertung

populärer Zeitschriften um 1800 — etwa des »*Journals des Luxus und der Moden*« — rekonstruiert. Die zahlreichen, zunächst nur »amüsanten« Details über das Lesen im Sitzen, Stehen oder Liegen, über Buchformate, Lesestühle und Buchpulte, Kaffee-, Tee- oder Kakaogenuß beim Lesen bilden Elemente der Konstitution einer Privatsphäre, in der Lektüre sich zunehmend als Gegensatz zu Alltagsarbeit definiert. In bildungsbürgerlichen Kreisen hochgeschätzt, bleibt doch das Lesen beim breiten Publikum ein Mittel zur Selbstinszenierung, demgegenüber die Inhalte des Gelesenen nebensächlich erscheinen: im Bett oder im Lehnstuhl liest man abends, um »Nicht-Arbeit« zu demonstrieren und so die Trennung von Arbeit und Freizeit zu befestigen, in der »freien Natur«, um die literarischen Motive des Textes gesteigert wiederzufinden. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts können zunehmend Imitationen von Natur, etwa Parks und Gärten, diese Funktion der »Einstimmung« übernehmen, bis sie schließlich, durch die Einbildungskraft des Lesers ersetzt, ganz überflüssig werden. Der Text wird im Kopf des Lesers ohne weitere Hilfsmittel reinszeniert. Schön verbucht diese Autonomisierung des Lesens auf dem Konto der Entkörperlichung von Kommunikation. Im Gegensatz zu der etwas larmoyanten Formulierung vom »Verlust der Sinnlichkeit«, die den Buchtitel abgibt, sieht er jedoch darin eine Differenzierung von Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen. Die Flucht aus der Welt des Alltags ohne einstimmende Ereignisse ist einfacher geworden, der Leser kann heute »widersprüchliche Erfahrungen ohne Dissonanzen departmentalisieren« (287).

Auch die idyllisierende Vorstellung vom familiären Vorleseabend beim Schein der Petroleumlampe, der dritten behandelten Lektüreform neben dem Lesen im Freien und dem einsamen Lesen, verliert viel von ihrer Überzeugungskraft, wenn man sich verdeutlicht, daß es hier zunächst um ein »autoritativ bestimmtes Vorlesen« (179) des Hausvaters ging oder um eine Disziplinierungsmaßnahme bei monotoner Heim- oder Fabrikarbeit. Die Einbettung der Lektüererfahrung in einen autoritativen Kontext wird in dem Maße überflüssig, in dem dieser fraglos vorausgesetzt werden konnte, weil er bereits verinnerlicht war. Als Nachfolgeinstitutionen des autoritativ bestimmten Lesens werden gegen Ende des 18. Jahrhunderts Salons und gesellige Zirkel zum Forum des Gesprächs über Literatur. Allerdings wird in dieser Perspektive die insbesondere von Habermas behauptete und vielfach rezipierte These von der Ausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit zweifelhaft, wenn diese Öffentlichkeit einen klaren Unterschied zwischen Zeitungs- und Buchlektüre macht und die gelesenen fiktionalen Texte zur Herstellung eines geselligen Konsenses oder zum Reproduzieren lebender Bilder benutzt. Die Beteiligten haben dabei vielleicht einiges über Rollenflexibilität und wechselseitige Charaktereigenschaften gelernt, ein politisch wirksames Kritikpotential kann aus dieser neuen Form der Literaturrezeption keinesfalls direkt abgeleitet werden.

Schöns mentalitätsgeschichtliche Studie relativiert also entschieden liebgeordnete Urteile und Diagnosen über den mit dem Lesen ineins gesetzten Bildungsprozeß. Darüber hinaus provoziert sie den (tatsächlich einsam über den Text gebeugten) Literatur- und Kulturwissenschaftler, Grenzen und Reichweite seines Leseverhaltens zu demjenigen der realen Rezipienten in Beziehung zu setzen und sich selbst zu historisieren. Auch die Übermacht optischer Surrogate in der heutigen Kultur wird situierbar: sie bildet die Kompensation für das zunehmend abstrakter und einsamer gewordene »Leseerlebnis«. Hier sind Anschlußstellen für Kommunikations- und Medienforschung ebenso vorhanden wie für die praktische Beurteilung heutiger massenmedialer Rezeptionsformen.

Claudia Albert (West-Berlin)

Schlosser, Horst Dieter und Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.): Poetik. Essays über Bachmann, Bichsel, Böll, Enzensberger, Hildesheimer, Jandl, Johnson, Kaschnitz, Lenz, Nizon, Rühmkopf, Walser, Christa Wolf und andere Beiträge zu den Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Athenäum-Verlag, Frankfurt/M. 1988 (307 S., br., 48,- DM)

Die Normativität, die die Poetik ursprünglich als Lehre vom »richtigen« Dichten zu begründen angetreten war, ist seit Beginn der Moderne Stück für Stück demonstriert worden. Der Band macht in zweierlei Hinsicht anschaulich, was unter Poetik unterdessen verstanden werden kann und wird: Zum einen das, worauf sich der Fremdwörterduden heute gleich beschränkt: Poetik als die *wissenschaftliche* Beschreibung, Deutung, Wertung der Dichtkunst — in den Beiträgen des Bandes; zum anderen die Spuren dessen, was die Kunst auf dem Weg zwischen ihren Verwaltern, von der Philosophie zur Wissenschaft, sich an Selbstlegitimation und Selbstauskunft selbst erkämpft oder auch sich hat aufbürden lassen — in den Vorlesungen der Schriftsteller selbst.

Die angelsächsische Tradition der Lehrbarkeit (eher als der Normativität) von Schreibkunst aufgreifend, hat der Anglist Helmut Viebrock 1959 in Frankfurt den Poetik-Lehrstuhl für Praktiker eingerichtet, auf dem als erste Dozentin Ingeborg Bachmann die Maßstäbe setzte für den Zeitraum bis zum Wintersemester 1967/68 (mit H.-E. Nossack), von dem ab die Einrichtung eine vorläufige elf Jahre dauernde Unterbrechung erfuhr. Mit Uwe Johnson, dem sich der Band besonders verpflichtet weiß, wurde 1979 die zweite, bis heute dauernde Phase der Vorlesungen eröffnet. Johnson hatte einen umfassenden Einblick in seine Werkstatt gegeben.

Der unterschiedliche Charakter beider Phasen zeigt die Veränderungen, die in diesem Zeitraum von dreißig Jahren der Begriff der Poetik bzw. das, was unter ihm verstanden wird, wiederum erfahren hat. War in der ersten Phase noch die Frage nach der »richtigen« Dichtung virulent gewesen, freilich nicht im Sinne formalästhetischer — wohl aber politisch-moralischer — Normativität, wurden dort noch emphatisch Sinn und Bedeutung *der* Literatur (Bachmanns »Wahre Sätze«, Bölls »Bewohnbare Sprache«) oder auch Absagen und Untergänge (Hildesheimer) postuliert, so thematisierten ab 1979 in der Folge von Johnson die Schriftsteller deutlich subjektiver weniger das Sollen als das Vermögen und Unvermögen — wiederum weniger das *der* Literatur als vielmehr ihr eigenes; eine Art Berichterstattung über die handwerklichen und existenziellen Probleme, die die Situation des Schreibenden stellt. Den Schriftstellern beider Phasen gemeinsam ist jedoch ein grundsätzlicher Vorbehalt gegen das Unternehmen einer Poetik an sich, mithin gegen den (un-)freiwilligen Zwang zu Selbstaussagen der Kunst bzw. der Künstler.

Die Sammlung enthält einen nützlichen chronologischen Überblick über die nunmehr dreißig Autoren, die inzwischen in Frankfurt gelesen haben, sowie eine Bibliographie der zwanzig Bände, in denen der größere Teil der Vorlesungen greifbar ist (einschließlich Übersetzungen). Die Effekte eines — wohl darüber hinaus historisch bedingten — Zwanges zur Selbstlegitimation und Selbsttransparenz werden in den Beiträgen deskriptiv nachgezeichnet, wodurch dieser Zwang eher affirmiert oder gar erst etabliert wird — und nicht als solcher thematisiert, wie es die Vorlesungen ebenso anboten. Zum Teil Referate eines 1985 veranstalteten internationalen Kolloquiums, zum Teil Beiträge zu den die Vorlesungen jeweils begleitenden Ausstellungen in der Frankfurter Bibliothek, handelt es sich überwiegend mehr um werk- oder autorenmonographische Artikel als um die Diskussion einer (un-)möglichen Poetik.

Mit ihrem impliziten Poetikverständnis zurren die Beiträge die Projektionsleinwand »Kunst«/»Literatur« so eher fester, als daß sie die Fäden sichtbar machen oder

lösen helfen, in denen die Schriftsteller sich im Zuge ihrer Selbstauskunft nach Kräften *nicht* zu verstricken suchten. Sichtbar auf der Leinwand wird dabei eine »Literatur«, die ein wie auch immer rettendes Außen sein soll (als Mahnung, Erinnerung, Utopie, Ort der Freiheit etc.) zu einem immer bedrängender werdenden Innen — unserer Welt —, in dem die Katastrophen schneller aufeinander folgen als ihre literarische Verarbeitung sich zu ihnen verhalten kann. Selbst vom zunehmenden Gefühl der Unentrinnbarkeit erfaßt (besonders spürbar seit 1979), muß es den Schriftstellern darum gehen, der Überfrachtung *der* Literatur (als »Ende des Normalen«, Jandl) mit Rettungsansprüchen gleichermaßen wie der Ausgrenzung zu widerstehen, die eine solche abstrakte Funktionszuschreibung immer auch bedeutet. Dies nimmt unterschiedliche Formen in der Selbstdarstellung an, etwa die, sich im Bild einzuordnen mit inszenierter Bescheidenheit, dem »kleinen Anspruch« (Bichsel, Härtling, Lenz), oder die des inszenierten Wegtauchens aus dem Bild, die strikte Negation von Sollensanspruch, einhergehend mit bewußter, betonter Aufnahme von Traditionen (Enzensberger, Rühmkorf, Wälsby in der »ironischen Existenz«, auf ganz andere Art auch Jandl. Sehr positiv hervorzuheben sind hierzu die Beiträge von Volker Bohn). Oder aber die Verzweiflung und Bedrängtheit sucht sich »authentisch« zu artikulieren, in sehr unterschiedlicher Weise bei Kunert, Christa Wolf, Nizon, bei denen nun nicht mehr von Selbstverwirklichung die Rede ist, sondern vielmehr eben von der Not, sich selbst (Kunert, Nizon) bzw. den bedrohlich empfundenen Umständen (Kunert, Wolf) nicht entkommen zu können.

Hatte die Reihe der Vorlesungen seinerzeit mit zwei Dozentinnen (Bachmann, Kaschnitz) begonnen (die Aufsatzsammlung folgt dem mit ihren ersten beiden Beiträgen nach), so ist doch zu beklagen, daß sie gleichsam Gallionsfiguren geblieben sind. Unter den 30 Dozenten waren bis heute nur vier Frauen. 1982 war Christa Wolf gefolgt und im letzten Wintersemester Hilde Domin.

Wer sich für Fragen der Schreibpraxis und -motivation interessiert, dem ist hier gleichwohl ein schöner Leseband vorgelegt worden, nicht zuletzt wegen einer Reihe von Gesprächen mit den Schriftstellern, die ihn abschließen.

Tanja Schmidt (West-Berlin)

Kiefer, Klaus (Hrsg.): Carl-Einstein-Kolloquium 1986. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1988 (313 S., br., 69,- DM)

Den Rahmen des Kolloquiums bot die 1983 von Klaus Kiefer gegründete Carl-Einstein-Gesellschaft. Daß Carl Einstein nicht sehr bekannt ist, liegt sicher auch an den verlegerischen Querelen um sein Werk (45-47), die das Erscheinen des — bereits ausgearbeiteten — vierten Bandes der Werkausgabe (bislang 3 Bde., Medusa 1981-85) und der umfanglichen Korrespondenz seit Jahren unmöglich gemacht haben. Das Erscheinen des *Bebuquin* bei Reclam 1985 hat zumindest diesen Text breit zugänglich gemacht, so daß sich auch die Beiträge des Bandes stärker auf diesen frühen Text von 1909 konzentrieren. Neben den Bayreuther Beiträgen enthält der Band neun weitere Aufsätze zur Einstein-Forschung.

Carl Einstein gehört zur jugendlichen Oppositionsbewegung nach 1900, deren ästhetische Produktion die Literaturwissenschaft als »Expressionismus« kategorisiert hat. Als Epochenbegriff ist dieser dem Barock oder der Romantik auf Grund der ungeheuren formalen wie inhaltlichen Vielschichtigkeit nicht annähernd gleichwertig. Nicht die Kanonisierung zunächst verstreuter Wertesysteme in der Epochen, sondern gerade das — nicht selten ungeprüfte — Aufbegehren gegen jedes starre Reglement von Welterkenntnis beförderten den Expressionismus zu einem Synonym für die Literatur der Moderne. Christoph Braun, dessen Dissertation unterdessen erschienen

ist, beschreibt die Typologie der bisherigen Einstein-Forschung an Hand der dort sorglos verteilten Etiketten *Heimkehrer*, *Märtyrer*, *Prophet* und *Rebell* (29-36). Mit dem Romanbeginn von *Bebuquin* setzt sich Thomas Krämer auseinander (37-44), und auch die Texte von Helmut Mörchen (141-150) und Katsumi Hara (185-198), sowie der philologische Kommentar von Klaus Kiefer zur französischen »Wort-für-Wort«-Übersetzung des Textes (199-228) durch Clément Pansaers haben diese sprachlich eigenwillige Prosa zum Gegenstand; ein hübscher Fund ist, daß der zweite *Bebuquin*-Übersetzer, Ivan Goll, größere Teile dieser *translatio princeps* von Pansaers schlicht abgeschrieben hat ... Den daneben bislang bekanntesten Essay Einsteins zur *Negerplastik* von 1915/20 nimmt Joachim Schultz zum Anlaß einer genaueren Betrachtung des »Primitiven« in den ästhetischen Konzepten der europäischen Avantgarden (49-65). Neben Einstein ist es vor allem auch Blaise Cendrars, der in den Skulpturen der Ägypter, Ozeanier und Afrikaner eine unmittelbare Repräsentationskunst zu erkennen können glaubt, während die perspektivisch-abbildhafte Imitation der europäischen Kunst aus jedem religiösen Kontext abgelöst sei und damit sich vorschnell der sichtbaren, gegenständlichen Welt ausgeliefert hätte. Mit den Anmerkungen zur *Negerplastik* setzt eine deutliche Distanzierung Einsteins von der traditionellen europäischen Kunst ein. Wie Einstein seine erstanthologischen Thesen im Kubismus-Kapitel dieses Essays — und von da an immer wieder — in seiner Pantomime *Nuronihar* mit dem Medium des Tanzes vermittelt, untersucht Gabriele Brandstetter (115-137). *Der frühe japanische Holzschnitt* von 1923 ist für Walter Gebhard (67-114) spannender Beleg für Einsteins enorme sprachliche Anstrengungen dieser Arbeitsphase, die eiteln, ästhetisch und historisch fixierten Deutungsdiskurse der Kunstkritik seiner Zeit zu unterlaufen. Jürgen Seim (161-172) und Christoph Braun (175-184) haben sich mit dem Christus-Stück *Die schlimme Botschaft* von 1921 beschäftigt, das Einstein einen Gotteslästerungsprozeß und eine Geldstrafe von 15000 Mark einbrachte. Leider nicht explizit zur Sprache kommt der 1985 in Bd. 3 der Werkausgabe (181-341 u. Abb.) erstmals auf deutsch publizierte Text mit dem — nicht unbedingt zwingenden — Titel: *George Braque* von 1934; einer der wichtigsten Essays zu Fragen der Kunstkritik und Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts, den es noch zu entdecken gilt. Nur in Fußnoten präsent ist auch die *Fabrikation der Fiktionen*, Einsteins breit angelegte Intellektuellenschelte der späten dreißiger Jahre. Die Reihe der Aufsätze wird durch den Beitrag von Marianne Kröger über Einsteins Kampf im Spanischen Bürgerkrieg (261-269) abgeschlossen.

Der Band bietet, ein wenig wirr angeordnet, noch zahlreiche weitere interessante Marginalien, Notizen und kleine Eitelkeiten der Carl Einstein-Forschung und Rezeption, die allesamt zur Lektüre empfehlenswert sind. Auf eine zusammenfassende Bibliographie am Ende konnte verzichtet werden, da die 1987 erschienene Carl-Einstein-Nummer der Reihe Text & Kritik eine sehr detaillierte Zusammenstellung von Wilfried Ihrig enthält. Sibylle Penkerts »Psychographische Skizze«, die sie ihrem Beitrag zu den wenigen Kontakten Einsteins mit dem Film (151-160) vorstellt, mag man vielleicht zu allererst lesen.

Günter Berg (Karlsruhe)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Gramsci, Antonio: Gedanken zur Kultur. Hrsg. v. Guido Zamis u. Mitarbeit von Sigrid Siemund. Aus dem Italienischen v. Marie-Louise Döring, Joachim Meinert, Anna Mudry, Sigrid Siemund, Guido Zamis. Reclam-Verlag, Leipzig, und Röderberg-Verlag, Köln 1987 (332 S., br., 9,80 DM)

Während die Edition der Gesamtausgabe von Gramscis Gefängnisschriften in deutscher Sprache noch immer fehlt, kommt es von Zeit zu Zeit zu thematisch spezialisierten Einzelausgaben, die einander mehrfach überschneiden. Dies gilt freilich nur für den bundesdeutschen Leser, für die DDR stellt der hier vorgestellte Band mit Schriften zur Kultur eine Novität dar. Im Stile der altbekannten Editionen mit Texten von Marx und Engels von Michail Lifschitz wird hier eine Sammlung mit scheinbar gleicher Thematik präsentiert. Sie trägt den bescheidenen Titel »Gedanken zur Kultur« wohl, um bei aller Ähnlichkeit mit den älteren Klassikern den Sinn für Hierarchien beim Publikum zu wahren. Es soll nicht nahegelegt werden, daß Gramsci eine *Kulturkonzeption* hatte, sondern eben nur »Gedanken« dazu.

Der mittlerweile verstorbene, zur Editionszeit über neunzigjährige Herausgeber Guido Zamis war als junger Mann in Wien mit Gramsci zusammengekommen, dem er im Parteauftrag in praktischen Dingen des Lebensalltags zur Hand gehen sollte. Gelernt hat er bei der Gelegenheit wohl nur wenig, denn Zamis hat sich später als Journalist in der Komintern, dann in der DDR immer als Gralshüter des stalinistischen Monolithismus betragen. Da er aber lange Zeit der einzige Gramsci-Kenner vor Ort war und es möglichst bis an sein Lebensende bleiben wollte, hat er kraft des Prestiges seiner Vergangenheit und Gegenwart (Karl-Marx-Orden) vor keinem Mittel zurückgeschreckt, um Gramsci-Forschungen jüngerer und wohl auch besser ausgebildeter Nachfolger zu torpedieren.

So ist es ihm zu verdanken, daß der 1980 erschienene Vorläuferband »Zu Politik, Geschichte und Kultur« einen chemisch gereinigten Gramsci vorstellt, der mit der Komintern fast immer übereinstimmte und höchstens im Detail etwas Neues erarbeitet hat. In beiden Ausgaben erfährt der Leser auch in den jeweils dreißigseitigen Nachworten nichts von Gramscis fundamentaler Entdeckung, daß die Ära der staatsstreichartigen Revolutionen in Mittel- und Westeuropa beendet ist und die Inbesitznahme des Staates durch die Arbeitenden noch eine längere Phase des »Stellungskrieges« unter völlig neuartigen Kampfbedingungen erfordert. Gerade hier kam der Kultur nach Gramsci eine wichtige und auch neuartige Aufgabe zu. Während die älteren Klassiker von einem bald zu realisierenden revolutionären Bruch und den danach möglich werdenden demokratischen Bildungsreformen ausgingen, die ein schnelles Anwachsen des allgemeinen Kulturniveaus möglich machen würden, war sich Gramsci darüber im klaren, daß im Verlauf des »Stellungskrieges« unter den noch erhalten bleibenden kapitalistischen Bedingungen bereits ein großer Sektor linker Kultur entstehen müsse, um den »Bruch« überhaupt vorbereiten zu können. Des weiteren fehlt jeglicher Hinweis (sowie die betreffenden Texte) auf Gramscis Kritik am Vulgärmaterialismus, speziell am Lehrbuch Bucharins. Dabei war es gerade der vulgärmaterialistische Ökonomismus der II. und später teilweise auch noch der III. Internationale (zu der Bucharin zu rechnen ist), der offensive kulturelle Strategien der damaligen Linken verhinderte; daher Gramscis Kampf gegen ihn. Daß die Bucharin-Kritik fehlt, ist freilich kein Zufall, denn Bucharins Formulierungen spuken in der DDR noch immer in den Lehrbüchern für Philosophie und in den Universitäten herum, wenn auch ohne Hinweis auf ihren Urheber.

Daß Gramsci der erste Marxist war, der sich mit moderner Massen- und Trivial-

kultur auseinandersetzt, kann der vorgebildete Leser zwar erschließen, da der Band die diesbezüglichen Texte enthält. Der Herausgeber schweigt sich indessen über die Bedeutung dieser immerhin enormen Weiterentwicklung der Kulturtheorie im Vergleich zu den älteren Klassikern des Marxismus, aber auch zum Zeitgenossen Lukács, aus. Hinter den Mängeln verbirgt sich dennoch allerhand Lesenswertes, wenn auch — vor allem für den Leser, der Gramsci zum ersten Mal begegnet — ein innerer Zusammenhang kaum spürbar ist. Nur 43 von insgesamt 110 Aufsätzen sind mit »Marxismus und Kultur« (Hamburg 1983, ²1987) identisch. Die ausführliche Rubrik mit frühen Theaterkritiken gibt vom Gedankenmaterial wenig her, erlaubt aber Einblicke in die kulturellen Sensibilitäten des jungen Gramsci. Die Übertragung haben mehrere, zum Teil renommierte DDR-Übersetzer auf vorwiegend elegante Weise besorgt.

Daß der gute alte »senso comune« mit »Gemeinempfinden« die mittlerweile 7. Übersetzung gefunden hat, ist möglicherweise nicht nur dem Übersetzer Meinert anzulasten (um »gemeinschaftliches Empfinden« geht es bei dem Begriff auf keinen Fall), sondern eher dem Herausgeber, der die erste und wohl beste Übersetzung von Christian Riechers, nämlich »Alltagsverstand«, als »linksradikal« abzuqualifizieren pflegte. Der philosophische Betreuer der Ausgabe, Michael Grabek, trat für eine Übersetzung ein, die diesen Begriff aus der Philosophietradition heraus entwickelt. Genau aus dieser hat Gramsci den Begriff aber herausholen wollen, denn die Kants und Hegels hatten nicht an dieselbe gesellschaftliche Promotion des »senso comune« gedacht, die ihm vorschwebte. Die Übersetzung von Riechers hat es erlaubt, diese Grundkategorie Gramscis in aktuelle Diskussionen einzubringen, die genau Gramscis Intentionen entsprechen: in den Kampf um eine neue Alltagskultur.

Sabine Kebir (West-Berlin)

Jürgens, Martin: Moderne und Mimesis. Vorschlag für eine Theorie der modernen Kunst. Mit Anmerkungen zu kunstdidaktischen Konzepten. Lit-Verlag, Münster 1988 (222 S., br., 34,80 DM)

Jürgens geht es um die Entwicklung einer soziologischen Theorie der Moderne, speziell der abstrakten Kunst, die nicht nur die exogenen Faktoren der Kunstproduktion berücksichtigt, sondern die Struktur der Werke selbst zu erklären vermag. Dem Anspruch einer materialistischen Theorie ästhetischer Produktion kann nach Ansicht des Autors nur eine kausalgeneetische Analyse genügen, nicht eine Funktionsbestimmung von Kunst. Dabei ist die Abbildtheorie die erkenntnistheoretische Voraussetzung von Kunst überhaupt. Diese Abbildtheorie unterscheidet Jürgens von der Realismustheorie (und kommt dabei in diesem Punkt, von einem anderen Ansatz her, den neuesten Überlegungen in der Ästhetikdiskussion der DDR nahe).

Jürgens unterzieht zunächst einige einflußreiche soziologische Theorien einer kritischen Prüfung, die in dieser Schärfe und Klarheit m.W. bislang nicht geleistet worden ist (u.a. Gehlen, Plechanow). Zur Entwicklung einer eigenen Theorie knüpft er vor allem bei Überlegungen von Benjamin, Haug und Hinz an (letzterer hatte versucht, die Stornierung des Innovationsprinzips der Moderne im Faschismus materialistisch zu erklären). Der Autor verbindet die Haugsche Kritik der Warenästhetik mit Benjamins Theorie der universellen Reproduzierbarkeit der Kunst. Als dialektischen Bezugspunkt der Künste sieht Jürgens im Unterschied zu Benjamin nicht die technisierten Medien ästhetischer Widerspiegelung, sondern die Warenästhetik. Nicht Film und Fotografie, sondern Werbung und Design bilden demnach die wesentlichen Herausforderungen an die autonome Kunst. Durch die Reproduzierbarkeit von Kunst, das entscheidende Moment ihrer Vermarktung, wird der Zwang zu

Originalität und Innovation verschärft. Da jeder Inhalt und jede Form verfügbar und verwertbar werden, wird die dialektische Bindung von Inhalt und Form aneinander — die die Bestimmung des Kunstschönen war — gelöst. Wie das Geld die Waren »verflüssigt«, so die Form jeden Inhalt, macht ihn vergleichbar und gleichgültig. Das führt in der Kunst zur Dominanz reiner, immanenter Form, in der nichts auf etwas außer ihr verweist. Die Produktion dieser Kunst ist eine »Arbeit per se«, ohne Interesse an der Aneignung von Welt, und damit die Idealform der Tauschwertproduktion. Ihr Produkt wird zur Idee der Ware. — Anhand dieser Theorie interpretiert Jürgens die Kunstentwicklung seit dem Impressionismus als Etappen zunehmender Assimilation der Kunst an die Warenästhetik. Den Auftakt bildet der Impressionismus mit seinem Verzicht auf die Lokalfarbe, d. h. auf die Darstellung des Wesens der Dinge, seiner Beschränkung auf deren bloße Erscheinung, worin Jürgens eine Analogie zur Abtrennung des Gebrauchswertversprechens vom Warenkörper sieht. Der Kubismus wird als ohnmächtiger Versuch gesehen, sich diesem Prozeß der Verwertung zu entziehen, schließlich das Happening wieder als Reaktion auf diesen Entzug, der zum Realitätsverlust der Kunst führte. Mit Pop und Minimal Art kapituliere die Kunst endgültig vor der Warenästhetik.

Seine sehr globale Periodisierung und Charakterisierung der Kunstgeschichte der Moderne ist m. E. noch kein ausschlaggebender Einwand gegen Jürgens' Theorie. Sie könnte und sollte vielmehr als fruchtbare Provokation für die Kunstgeschichte aufgegriffen werden. Problematischer ist es dagegen, ästhetische Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft allein aus den Begriffen der politischen Ökonomie abzuleiten und auf eine Analyse ideologischer und kultureller Prozesse zu verzichten. Gerade die Analyse konkreten historischen Materials muß damit defizitär bleiben. Jürgens versucht nicht — wie es Haug in seiner späteren Ausarbeitung der Kritik der Warenästhetik getan hat —, die ästhetischen Phänomene sowohl von der politischen Ökonomie her als auch kultur- und ideologietheoretisch zu bestimmen und die Zugangsweisen miteinander zu verknüpfen. Bezeichnend scheint mir zu sein, daß Lukács nicht vorkommt, obwohl Mimesis und Moderne für ihn wahrhaftig zentrale Probleme waren. Jürgens greift allein die zu einer ökonomistischen Theorie tendierenden Autoren positiv auf (s. o.), obwohl er der Abbildtheorie einen wesentlichen Stellenwert gibt und folglich eine ideologietheoretische Auseinandersetzung mit der Moderne zu erwarten gewesen wäre. Den Rekurs auf das subjektive Bewußtsein von Produzenten oder Rezipienten für die Entwicklung einer Theorie der Moderne zu bemühen, sieht Jürgens jedoch als einen Mangel einer materialistischen Theorie an, bei der es auf den Nachweis der notwendigen gesellschaftlichen Formbestimmtheit der Werke ankomme, die sich auch gegen das Bewußtsein der Subjekte durchsetzt.

Vom Ansatz seiner Theoriebildung her ist es konsequent, daß Jürgens seine Arbeit, die 1979 abgeschlossen war, im wesentlichen unverändert veröffentlicht hat. In der Tat sind die Versuche einer materialistischen Theorie der modernen Kunst im engeren Sinne (also ökonomistisch zugespitzt) nicht weiter verfolgt worden. Die neueren Debatten in der DDR um Weimann und Schlenstedt gehen eher von funktionalistischen Theorien aus. In ihnen geht es um eine Theorie des künstlerischen Handelns. Kunstproduktion soll vorrangig als praktischer Eingriff oder als Reaktion auf Realität statt als Widerspiegelung von Wirklichkeit begriffen werden. Die westlichen, mehr oder weniger postmodern motivierten Ansätze gehen — den »östlichen« nicht unähnlich — eher von spontaneistischen, anarchistischen Modellen der künstlerischen Praxis aus. Eine Reflexion der gesellschaftlichen Bedingungen künstlerischer Produktion wird hier gänzlich vernachlässigt. So könnte Jürgens' Buch, wenngleich die kapitallogische Stringenz seiner genetischen Analysen problematisch

geworden ist, doch ein Anstoß sein, wieder diejenigen Bestimmungen von Kunst zu bedenken, die sich hinter dem Rücken der Individuen durchsetzen.

Jutta Held (Osnabrück)

Gebauer, Gunter (Hrsg.): Körper- und Einbildungskraft — Inszenierungen des Helden im Sport. Dietrich Reimer Verlag, West-Berlin 1988 (253 S., br., 29,50 DM)

Der Sport ist schon längst nicht mehr die »schönste Nebensache der Welt«. Eingespannt in Politik und selbst Zentrum individueller Größenphantasien, bestimmt er mehr und mehr das gesellschaftliche Leben. Die vom Fitneßkult entworfenen Normkörper verheißen Gesundheit, Schönheit und Stärke. Sie modellieren die Sinnlichkeit und halten uns gefangen. »Warum macht der Sport so viele Menschen glücklich?« (4). Neun Autoren verfolgen aus verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven die Frage nach dem Zusammenhang von Körper- und Einbildungskraft, die Frage also nach den faszinierenden Vorstellungsräumen, die um den Körper errichtet sind.

Eindrucksvoll führt ein Bildessay von *Gebauer* und *Wulf* über die Inszenierung der Olympischen Spiele 36 das Ineingreifen von Politik und Ästhetik vor. Dem Betrachter wird deutlich: Die Politik wirkt über die Macht der Bilder. Dort anknüpfend stellt *Alkemeyer* die Semantik der NS-Ikonographie in den Mittelpunkt einer ideologiekritischen Betrachtung: Die faschistischen Arrangements waren weder »Fassade« noch »Dekoration« von Gewalt. Die politischen Gewaltverhältnisse des NS-Staates sind den Symbolen und Massenornamenten selbst eingeschrieben. Der »selbstbeherrschte Sportlerkörper« (64) im Zentrum der Inszenierung erscheint als Symbol der Selbstüberwindung im übergeordneten Interesse: er legitimiert den Machtanspruch über andere. Gerahmt von einer Sakralarchitektur, deren »Bedeutungszentrum in einem Totenmal« (49) — der Langemarckhalle auf dem »Reichssportfeld« — besteht, stellen »die sportlichen Auseinandersetzungen eine rituelle Performanz des Opfergedenkens in nazistischer Perspektive« (65) dar. Die Dekonstruktion der Inszenierungen zeigt, wie die mentale Mobilmachung der Massen unter dem Diktum des Rassischen erfolgt: Die Überhöhung des physisch Starken und Reinen nimmt ideell die Vernichtung des Schwachen vorweg. Entgegen der weitverbreiteten These, »die Spiele seien mißbraucht worden«, zeigen beide Beiträge, daß eine innere Verbindung zwischen NS-Politik und Olympischer Idee über die Zeichen hergestellt wurde.

Helden-, Körper- und Gruppenphantasien sind ebenfalls bedeutsam für die Dynamik und Organisation der »deutschen Turnerschaft« um Jahn. Inspiriert von Theweleit und von Lorenzers tiefenhermeneutischer Kulturanalyse zeigt *Richartz*, wie »Turnvater« Jahn in der Position des »ewig Jugendlichen« die ambivalenten Sexualphantasien der Turner politisch kodiert. Vor dem Hintergrund der deutschen Befreiungskriege gegen Napoleon wird die »französische Frau mit sexuell Anrühigem« (93) gleichgesetzt. Die Kodierung erhält ihre Dynamik über die Kastrationsangst und die Reinheitsphantasien der Turner selbst. *Richartz* zeigt, wie der Krieg von Jahn als sexueller Akt, als »Erlebnis individueller Ganzheit imaginiert wird« (101). Der »Heldentod« als höchster Ausdruck hygienischer Läuterung unterstreicht die moralische Qualifikation der Bewegung und stellt Zusammengehörigkeit unter den Turnern her (103). In der Erzählliteratur dagegen wird, wie *Gebauer/Lenk* zeigen, der Sportler zum *tragischen* Helden der Moderne. Dieser Held kann nicht Kraft seines Willens »Berge versetzen«, sondern scheitert an den gesellschaftlichen Verhältnissen. Der Sportler wird in der Situation der Transgression moralischer Gebote und physischer Möglichkeiten — das Artisten- und Gauklermotiv des 19. Jahrhunderts — gezeigt.

Im Gegensatz zu dem Turner Gruber in Rilkes Novelle »Die Turnstunde« (148), der beim »Stangenklettern« ums Leben kommt, steht das Kind in der Leibeseziehung in der Position des Helden. Doch selbst die kühnsten Erziehungsutopien, die häufig von ihren Vertretern als »Befreiungs- und Selbstfindungsprogramme« ausgegeben werden, können bei näherer Betrachtung ihre Versprechen nicht einlösen. Während *König* die Disziplinierung und Zurichtung des Körpers in den Erziehungsutopien von Platon und den Philanthropen herausstellt (181), betont Gebauer die verführerische Seite der Körperpädagogik. Rousseaus Erziehungsprogramm zur »Wiederherstellung der menschlichen Natur« (168) zeige, wie die Machtausübung des Erziehers selbst keine repressiven Techniken mehr benötigt. »Sie wirkt über ... Körperphantasien, die den Geist gefangen halten.« (177) Der aktuelle Bezug zu antiautoritären, vermeintlich lustbetonten Unterrichtskonzepten, in denen der Erzieher als Kumpel und Verbote als Sachzwänge erscheinen, wird deutlich.

Das Buch überzeugt durch die Vielzahl an kritischen und originellen Beiträgen. Trotz der mit Recht behaupteten Autonomie des ästhetischen und des ideologischen Raums hätte in einigen Beiträgen der sozioökonomische Bezug stärker herausgestellt werden können. Achim Kühling (West-Berlin)

Soziologie

Hondrich, Karl Otto, und Jürgen Schumacher: Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik. Westdeutscher Verlag, Opladen 1988 (354 S., br., 49,- DM)

Die Autoren zeigen, daß der Wertewandel, der vorschnell als »neuer Hedonismus« und »Erosion bürgerlicher Leistungswerte« apostrophiert wurde, nicht als generelle Abkehr von Leistungswerten interpretiert werden kann und daß kein empirisches Fundament für die Annahme schwindender Leistungsbereitschaft existiert. Zwar verändert sich die Arbeitsmoral; dies jedoch nur insoweit, als eine Abwertung körperlich-anstrengender Arbeit zugunsten intellektuell anspruchsvoller Tätigkeiten erfolgt. Gegen jeden Kulturpessimismus läßt sich zeigen, daß sich das Leistungsdenken in Familie, Erziehung und andere Reproduktionsbereiche hinein ausdehnt. Der Begriff »Arbeitsmoral« ist deshalb zu eng gefaßt. Anhand des Modernisierungsschubs in der Familie hin zum weiblichen Miterwerb, weg von der traditionellen Hausfrauenehe, wird gezeigt, daß die hohen Anforderungen an die individuelle Leistungsbereitschaft die Funktionsfähigkeit der Familie als Reproduktionsraum unterminieren.

Ungeachtet langfristiger Werteveränderungen wie der Abwertung kirchlicher Religiosität, traditioneller Arbeitstugenden wie Pünktlichkeit, Ordentlichkeit und Gehorsam ist die Leistungsbereitschaft im Arbeitssektor, sieht man von der Korrelation zwischen konjunktureller Entwicklung und Leistungsbereitschaft (303) ab, in dem Sinne gestiegen, als eine Aufwertung der Arbeit und größere Leistungsbereitschaft in Bereichen sozial angesehener, verantwortungsvoller, reflektierbarer und als »sinnvoll« erfahrener Arbeit festzustellen ist. Die Erhöhung der Arbeitsintensität wird dort in Kauf genommen, wo dies durch mehr Freizeit kompensiert wird. Ca. 85 Prozent aller bundesdeutschen Arbeitnehmer engagieren sich beruflich über das von ihnen verlangte Maß hinaus, insbesondere dann, wenn »bessere Entlohnung« und »persönliche Anerkennung« winken. Kurz: steigendes Einkommen und aus der Arbeit abgeleiteter sozialer Status sind nach wie vor die Triebfedern für die »motivationale Integration« der Arbeitskraft in das Lohnarbeitsverhältnis. Die »Postmaterialismus-

these« fehlt weit; sie trifft nur bei den Schichten zu, die ihr Einkommen durch variable Leistung *nicht* entscheidend erhöhen können wie Lehrer, Beamte, Intellektuelle. Diese innere Neustrukturierung der Leistungsbereitschaft hängt wohl, so Hondrich (313), mit einer Anpassung des »Erwartungshorizontes« an die veränderten Anforderungen der Arbeitskraft zusammen.

Der Anteil der Doppelverdiener-Ehen (50 % aller Ehen), worin Frauen den Beruf nicht aufgeben, obwohl das damit ins Haushaltsbudget eingebrachte Geld *nicht* gebraucht würde, weist auf eine Tendenz, private Engagements auf berufliche zu verlagern. 75 Prozent der berufstätigen verheirateten Frauen geben an, genauso ohne Ehe »glücklich« werden zu können, entgegen 34 Prozent verheirateter Frauen ohne Beruf. Hondrich: »Bei Doppelverdienern frißt sich das Berufssystem motivational tiefer ins Familiensystem hinein als beim Paar mit traditioneller Rollenverteilung« (316). So kommt es zu dem Paradox, daß zwar mehr individuelles Engagement auf die Familie gerichtet ist, kollektiv die Familie jedoch stärker berufsorientiert strukturiert wird.

Der Band wird ergänzt durch Ausführungen zu den Ursprüngen und Entwicklungsbedingungen der »Leistungsgesellschaft«, durch eine Einführung in die Systematik des Leistungsbegriffs sowie einen Abschnitt über »Leistungsniveau und Leistungsbereitschaft in der Politik«. Hondrich u.a. zeigen, daß erst durch die emphatische Abkehr von Leistungszumutungen Leistungspotentiale mobilisiert werden und sozialer Wandel überhaupt erst ermöglicht wird. Wodurch sich der Satz Tuschlings bewahrheitet, daß es *keine* Handlung innerhalb differenzierter kapitalistischer Gesellschaften gibt, der nicht auch ein systemreproduktiver Charakter zukäme. Der Angriff auf nur mehr teilweise akzeptierte Institutionen ist gleichzeitig auch Voraussetzung der Reinstitutionalisierung reproduktiver Handlungsmuster — nur eben in einem »toleranteren« Rahmen. Fazit: die innere Verwandlung gesamtgesellschaftlicher Leistungsbereitschaft geht mit deren Steigerung einher.

Nikolaus Dimmel (Salzburg)

Tausch, Arno: Jenseits der Weltgesellschaftstheorien. Sozialtransformation und der Paradigmenwechsel in der Entwicklungsforschung. Wilhelm Fink Verlag, München 1987 (995 S., br., 98,- DM)

Tausch unternimmt es, Aussagen über »langfristige Blockierung der Entwicklung durch Dependenz quantitativ zu formulieren« (143) und damit testbar zu machen. Entsprechend berechnet er auf der Grundlage von Daten der Weltbank und von UN-Institutionen mit ökonomischen Methoden die Ergebnisse verschiedener Entwicklungswege im kapitalistischen Teil der Welt, wobei eine nach verschiedenen Grundbedürfnissen operationalisierte Kategorie »Lebenserwartung« die entscheidende Meßgröße darstellt (Kap. V). Die Berechnungen zeigen die »Robustheit einer bevölkerungspolitisch orientierten und im Rahmen des sozioliberalen Paradigmas vertretbaren Erklärung der Humanentwicklung, auch gegenüber dem 'reinen' Dependenzansatz« (431); die Lebenserwartung korreliert stärker mit bevölkerungspolitischen Variablen als mit Daten, die abhängige Kapitalverflechtung wiedergeben.

Ein zweiter Schwerpunkt des Buches ist die Untersuchung des österreichischen Weges, der im Sinne von Senghaas »von Europa lernen« interpretiert wird (Kap. VI). Dabei stellt Tausch den Modernisierungsschub heraus, den die NS-Zeit für Österreich bedeutete — z. B. im Aufsaugen der industriellen Reservearmee und in der Stärkung von leistungsfähigen landwirtschaftlichen Betrieben mittlerer Größenordnung. Da nach Elsenhans breite Streuung des Bodeneigentums eine gute Voraussetzung für Entwicklung bietet, verdankt Österreich einen Teil seiner Nachkriegskarriere dem

Anschluß — so der Argumentationsstrang, der überzeugend verdeutlicht, warum bei unserem südlichen Nachbarn soviel Geschichte verdrängt wird.

Das dritte Anliegen ist die Kritik an Wallersteins Weltsystemkonzept. Diese ist allerdings nur teilweise schlüssig. Die Daten, mit denen nachgewiesen wird, daß es auch an der Peripherie Entwicklung gegeben hat, belegen zugleich, daß die Abstände zwischen den Regionen beim Pro-Kopf-Einkommen nicht kleiner geworden sind, sondern sich zwischen 1950 und dem »Ende der siebziger Jahre« vergrößert haben (44). Darüber hinaus ist die Statistik hier nicht ganz überzeugend, da im Prozeß der Verwandlung von immer mehr Dingen in Waren (I. Wallerstein, *Der historische Kapitalismus*, West-Berlin 1984, Kap.1) folgerichtig immer mehr in der Statistik auftaucht, was vorher nicht erfaßt war. Vor allem jedoch sind die Weltsystemansätze nicht zusammen mit der Dependenztheorie zu widerlegen. Indem Tausch argumentiert, daß auf der gesamten Welt eine nach einheitlichen Kriterien definierte »Entwicklung« unter einheitlichen, als »Sozialtransformation ... in einem liberalen Rahmen« (895) bezeichneten Bedingungen am erfolgreichsten abläuft — von Österreich bis Indien — argumentiert er ja dafür, daß in der gesamten Welt einheitliche Kriterien gültig sind. Das Argument spricht gewiß gegen die von Wallerstein unternommene Wiederaufnahme der Verelendungstheorie und damit gegen die Angemessenheit seiner Strategie des Überganges zum Sozialismus (obgleich Wallerstein ja den Weg über die Eroberung der Staatsmacht sehr deutlich kritisiert), aber nicht dagegen, daß die Welt als System funktioniert.

In der Tat ist der Versuch Wallersteins, die Verelendungsprognose zu erneuern, von Tausch nachdrücklich in Frage gestellt worden; z.B. durch den Nachweis, daß in den peripheren Ländern die Lebenserwartung gestiegen ist. Dem Rezensenten sei die Anmerkung erlaubt, daß er 1982 eine Geschichte des Weltsystems vorgelegt hat, welche den Kampf der Menschen um bessere Lebensbedingungen zu einem Ausgangspunkt nimmt, wobei dieser Versuch vor allem auf Hilton, Hill, der Diskussion um die Protoindustrialisierung und auf Menzels Kompetenzbegriff aufbaut, aber auch einbezieht, wie sehr nationale Entwicklungen zu Bildern gerinnen, die in anderen Nationen als Vor- und Feindbilder zur Orientierung benötigt und zur Desorientierung benutzt werden (*Die eine Welt*, Hannover 1982).

Allerdings spricht der von Tausch erarbeitete Nachweis, daß die peripheren Länder in den sechziger und siebziger Jahren nicht von jeder Entwicklung abgekoppelt waren, sondern an ihr teilhatten — wenn auch in abgestufter Form —, nicht automatisch für die Effektivität sozialreformerischer Ansätze und für die »optimistische Botschaft« seines Buches (903). Im Rahmen zunehmender Verflechtung gewinnen interregionale Vergleiche große politische Aktualität und Sprengkraft — sowohl die weltweite Arbeitsmigration wie die polnische Krise machen das deutlich.

Indem Tausch seine Position als Teil eines Paradigmenwechsels einstuft, ist er dem Senghaasschen Theaterdonner aufgesessen. Die Position, für die »Von Europa lernen« plädiert, knüpft ja an klassische liberale Positionen an, etwa an Böserup, und war in der deutschsprachigen Wirtschaftsgeschichtsschreibung immer vorherrschend. Vielleicht kann man sagen, daß der einmal von Senghaas (und anderen) unternommene Versuch, einen Paradigmenwechsel zugunsten der Dependenztheorie herbeizuführen, mit der Wende von Senghaas (und auch Tausch) als endgültig gescheitert anzusehen ist (sofern nicht andere diesen Versuch mit guten Argumenten wieder aufnehmen). Ob die geistesgeschichtliche Folge davon, daß die liberale Lehrmeinung nunmehr als kaum bestritten dasteht, im Sinn der Reformen ist, welche Tausch propagiert, ist allerdings eine andere Frage.

Leider macht es Tausch der Kritik in mancher Hinsicht leicht. Die Überlänge des

Buches liegt nicht nur an den ausgiebigen Zitaten, sondern auch daran, daß immer wieder Kritik am Weltssystemansatz, Legitimation des Austromarxismus der zwanziger Jahre und Widerlegung der Dependenztheorie durcheinander gehen. Ob die Positionen des Linzer Parteitags oder Otto Bauers in ihrer Zeit erhellend waren, wird für einen Historiker nicht dadurch geklärt, daß theoretische Konzepte aus verschiedenen Perioden verglichen werden — hier mag ein Politikwissenschaftler anders urteilen. Leider fehlt dem rezensierenden Historiker auch die Kompetenz, um die quantifizierenden Untersuchungen nach ihrer methodischen Schlüssigkeit zu beurteilen — mit anderen Worten: nicht nur die Themen gehen durcheinander, sondern auch die Adressaten, und es wird nur wenige geben, welche alle Teile mit Gewinn lesen. Drei Bücher statt eines wären vermutlich mehr gewesen. Zwei davon hätten u.E. überzeugt: die quantifizierende Kritik der Dependenztheorie und die Bewertung des »österreichischen Weges« stellen eine Argumentationsbasis her, von der die weitere Diskussion auszugehen hat.

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Bergner, Dieter, und Reinhard Mocek: Gesellschaftstheorien. Dietz-Verlag, Berlin/DDR 1986 (340 S., br., 10,40 M)

»Gedanken über die Gesellschaft sind Gedanken über das Leben der Menschen, gezielte Entwürfe über eine vernünftige Gesellschaftsgestaltung heute und morgen.« Im Startpunkt undogmatisch mutet die Bestimmung der Zielfunktion zweier Vertreter marxistisch-leninistischer Soziologie an. Sie versuchen einen dreistufigen Streifzug durch das Programm moderner Gesellschaftstheorien: Im ersten Teil konstruieren sie ein allgemeines Anforderungsprofil für tragfähige und relevante Ansätze, gleich, ob West oder Ost. Auf dieser Folie diskutieren sie neuere Entwicklungen in westlichen Gesellschaftstheorien, von Weber, Parsons und Mead über Popper bis hin zu Habermas und Luhmann, um dann für die moderne, marxistisch-leninistische Gesellschaftstheorie Folgerungen zu ziehen.

Zehn Jahre zuvor ging es den beiden Autoren noch um »bürgerliche Gesellschaftstheorien« (so der Titel ihres 76er-Buches), nunmehr wird mit der ungezwungeren Bezeichnung »nicht-marxistisch« eine verträglichere Ansprache gewählt (14). Die Polarisierung von »marxistisch-leninistischer« und »nicht-marxistischer« Gesellschaftswissenschaft ist dann nicht mehr zwingend pejorativ und für projektives Denken schädlich, weil die nukleare Bedrohung eine Allianz unterschiedlicher Denkströmungen nötig macht. »Als solche sind sie ... nicht einheitlich, doch treffen sie sich in der Abwehr der materiellen und geistigen Kräfte, die einen die Existenz der Menschheit bedrohenden Krieg kalkulieren« (5).

Das Minimal-Anforderungsprofil an diskussionswürdige Gesellschaftstheorien liegt also nicht mehr in der Beteuerung genuiner Grundlagen des historischen Materialismus, sondern in der gemeinsamen Sorge um das aktuelle »Weltproblem Nummer 1, das Friedensproblem« (ebd.). Die Unsicherheiten, die ein drohendes nukleares Inferno nunmehr auch für die historischen Bewegungsgesetze des historischen Materialismus involviert, legen Bergner/Mocek freimütig dar: »Es ist vielleicht für manchen ernüchternd, wenn er liest, daß es kein allgemeines Geschichtsgesetz als aparte Instanz 'irgendwo' gibt, die uns unter allen Umständen den Sozialismus und den Kommunismus bescheren wird. Diese Gesellschaft kommt nur, wenn die Menschen sie erkämpfen« (116). Dennoch bezeichnen sie die Hoffnung auf diese Entwicklung als »realistisch«, wengleich marxistisch-leninistische Soziologie sich wie nie zuvor erst im Umfeld »kompetitiver« wissenschaftlicher Paradigmen durchsetzen, ja verifizieren muß: Die Sinnfrage von »Geschichte« (respektive von Gesellschaft) läßt sich weder subjektiv noch objektiv, sondern nur durch »schrittweise

Erkenntnis der Eigengesetzlichkeit des Objekts und der dieser Erkenntnis folgenden bedürfnisgerechten Gestaltung dieses Objekts« beantworten (109). Objektive Gesetze sind nicht, wie ein im Westen weit verbreitetes Vorurteil glauben macht, »eherne« Determinismen, sondern »allgemeine, wesentliche, notwendige Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Erscheinungen, die sich vermittels der menschlichen Tätigkeit realisieren, aus ihr hervorgehen und sie determinieren« (70). Nichtmarxistischen Gesellschaftstheorien wird grundsätzlich zweierlei negativ in Rechnung gestellt: Erstens gäbe es eine ungeordnete »Vielfalt« von Richtungen und somit auch keine einheitliche Wahrheit, und diese Vielfalt könne durchaus nicht als Vorteil gewertet werden (54). Zweitens durch ihre Kaprizierung auf nur bestimmte Teilaspekte können sie dem genuinen Anspruch an Gesellschaftstheorien, nämlich »Gesellschaft« notwendig auch als Ganzes zu untersuchen, nicht berücksichtigen (11). Mit dieser Prämisse gehen die Autoren nun daran, verschiedene nicht-marxistische Gesellschaftstheorien zu diskutieren. Ihre Ausführungen können auch als knappes, allgemeinverständliches Kompendium, sozusagen als Spiegel westlicher Theoriebildung gelesen werden: Ihrem undogmatischen Grundsatz getreu, daß es auf die gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit verschiedene perspektivische Antworten geben kann (14), sollen nun verschiedenste Ansätze die gleiche Chance erhalten, sich auf dem Prüfstand relevanten Wissens zu bewähren (176). Die Grundzüge nicht-marxistischer Geschichtstheorien finden ebenso Berücksichtigung wie jüngere Entwicklungen in den Sozialwissenschaften. Aktuell sind hierbei die Auseinandersetzungen mit der »Theorie selbstreferentieller Systeme« bei Luhmann (151-165), die m.W. in marxistisch-leninistischen Veröffentlichungen bisher noch nie in dieser Gründlichkeit behandelt wurde. Während Luhmann trotz des seiner Theorie immanenten Formalismus immerhin das Verdienst zugebilligt wird, »Anregungen zu Entdeckung der Systemdialektik« gegeben zu haben (163), sind Bergner/Mocek hinsichtlich des Beitrags von Habermas wesentlich skeptischer: Sein Programm scheitert, weil »die eigentliche Handlung als verändernde Tätigkeit« kaum interessiert, sondern nur der »Mechanismus der Handlungskoordination im Verständigungsprozeß« (188).

Nach dem zweiten Drittel des Buches beginnt der Versuch einer aktuellen Rekonstruktion des historischen Materialismus, in dessen Gesellschaftstheorie anthropologische, verhaltensbiologische sowie ethnologische Forschungsergebnisse eingebaut werden (207-228). Die Diskussion kulminiert in der Darstellung verschiedener Weltmodelle, deren Engpässe aber schon in der bewußten oder unbewußten Modellierung von Erkenntnissen zuvor dargestellter nicht-marxistischer Gesellschaftstheorien liegen. Wenn auch dem Marxismus-Leninismus mehr denn je anempfohlen wird, »die geistigen Gemeinsamkeiten mit jenen auszuloten, die von anderen weltanschaulichen Grundlagen her sich Vernunft und rationalem Handeln verpflichtet fühlen« (288), so bleibt dies Diktum im wesentlichen programmatisch. Kaum vermag es den Leser darüber hinwegzutäuschen, daß für die Weltprobleme unserer Zeit nur jenes dem wissenschaftlichen Kommunismus verpflichtete Vernunftmodell konkret gangbare Auswege bietet. Doch halt — ein Vergleich auch mit neueren Büchern zeigt: Der Marxismus-Leninismus, den Bergner/Mocek uns vorstellen, könnte für nicht- und anders-marxistische Ansätze wesentlich hoffähiger sein, als dies hierzulande angenommen wird. Vermutlich hoffähiger, als so manche nicht-marxistische Gesellschaftstheorie, deren Irrelevanz gesellschaftlichen Problemen gegenüber diese selbst an der Wirklichkeit scheitern läßt, und die Bergner/Mocek mit ihrer Kritik im wesentlichen auch treffen.

Karl Wagner (Münster)

Bonß, Wolfgang, und Heinz Hartmann (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Sonderband der »Sozialen Welt«. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen 1987 (413 S., br., 76,- DM)

Das Buch schlägt einen weiten Bogen von professionspolitischen über wissenschaftssoziologische bis hin zu forschungsmethodologischen Fragestellungen und vermittelt durch die Kombination und den Versuch der Integration dieser heterogenen Aspekte wichtige und neuartige Anregungen. Zudem macht es eine Reihe von Arbeiten der »new sociology of science« erstmals in deutscher Sprache zugänglich, was die kritische Rezeption dieses im angloamerikanischen Raum viel diskutierten Konzepts in Bundesrepublik fördert. Einen Weg durch das Dickicht der vielschichtigen Aspekte in den Beiträgen zu bahnen, unternimmt die Einleitung der Herausgeber. Angesichts der »Verunsicherung soziologischer Forschung« (10) und der »Herausforderungen« (11) durch die neuere Wissenschaftssoziologie gehe es um die »Frage nach dem epistemologischen Status von Wissenschaft« (17) sowie um »forschungspraktische Perspektiven« (38) und die praktische Relevanz (32) der Soziologie. Indem die Herausgeber einen deutlichen Schwerpunkt auf die Rezeption der neuen konstruktivistischen und relativistischen Wissenschaftssoziologie legen (21-38), deuten sie bereits an, wo der Schlüssel zur Überwindung des »professionelle(n) Minderwertigkeitskomplex(es)« (22) der Soziologie liegen könnte: in der Erkenntnis, daß alles Wissen sozial konstruiert und jegliche Form von Diskursen in der Forschung durch den »strategische(n) Umgang mit Geltungskriterien« (31) charakterisiert ist. Unsicherheit und interpretative Praxis wären demnach kein Spezifikum der Sozialwissenschaften, sondern generelle Charakteristika von Forschung, deren sich keine Disziplin zu schämen bräuchte. Un so sehen Bonß/Hartmann denn auch — ein wenig zu euphorisch? — im »Übergang zu einer interpretativen Wissenschaftsauffassung« (40) bereits einen Schritt hin zu einer neuartig produktiven Konzeption von Sozialforschung, die u.a. als »Praxisgewinn« (42) begriffen werden könne. Denn »zum interpretativen Paradigma« gehöre »eine Vorstellung von Praxis als reflexiver Umgang mit sozialwissenschaftlichen Deutungsangeboten« (42).

Inwiefern lösen die in dem Band vertretenen Einzelbeiträge dies in der Einleitung ausgebreitete anspruchsvolle Programm ein und dienen damit der Perspektive einer Soziologie jenseits von Katzenjammer und Selbstbespiegelung? Teil I thematisiert und illustriert das Klagelied der Profession über die »Krise der Soziologie« (siehe z.B. Kreissl/Wolfersdorf-Ehlert). Matthes etwa attackiert die Soziologen, die »nicht nur 'Wirklichkeit' für ihre eigenen Zwecke (konstruieren), sondern ... auch 'Wirklichkeit' für die anderen (stiften)« (56). Der situative Opportunismus und Konstruktivismus der Forscher ist hier — ganz im Gegensatz zum Programm des Sammelbandes — eher Dorn im Auge und Kriterium der Ausgrenzung. Daß die Selbstanwendung dieses Abgrenzungskriteriums zu paradoxen Resultaten führen würde, hat Matthes zudem übersehen; seine Forderung nach Reflexion und Rekonstruktion als methodologischen Prinzipien werden ferner durch einen — unausgesprochenen — Rationalismus überlagert, der es dem Experimentator gestattet, zu »höherwertige(n) Aussagen« (61) zu gelangen und der Gesellschaft dazu zu verhelfen, soziale Prozesse »für alle durchsichtiger und kontrollierbarer zu machen« (64). Mayntz hingegen demonstriert in ihrem Beitrag, daß verschiedene Phasen der Forschung wie auch verschiedene Gegenstandsbereiche unterschiedliche erkenntnistheoretische Modelle erfordern (69, 72 u.a.), so daß der Streit um die Logik der Forschung einzig aus einer unzulässigen Verallgemeinerung von epistemologischen Konzepten resultiert. Indirekt stützt sie damit die Vermutung, daß Forschungspraxis und Außendarstellung sowie Fremdwahrnehmung von Wissenschaft divergieren und nach unterschiedlichen

Logiken funktionieren — sicherlich eine der interessantesten Thesen des Sammelbandes (vgl. auch Bonß/Hartmann, Lynch u. a., Gilbert/Mulkay). Zu den wenig aufschlußreichen Beiträgen zu rechnen ist die These von Kriz, Forschungsartefakte seien Resultat inadäquaten Forschungshandelns (früher sagte man: falsches Bewußtsein) (87). Ebenfalls in diese Rubrik fallen Overington, der es sich leistet, unter Berufung auf Kuhn die Annahme zu revidieren, »daß soziologisches Wissen als Teil von Wissenschaft eine privilegierten Status« (123, vgl. 120) besitzt (Wer hat das behauptet? Und was kann Kuhn zu dieser Debatte beitragen?), sowie Campbell, der als verirrter Spätausläufer des (hier ethnomethodologisch überformten) Strukturfunktionalismus im Kontext der Laborstudien leicht deplaziert und anachronistisch wirkt.

Teil 2 bildet mit Beiträgen der neueren — konstruktivistischen, ethnomethodologischen, relativistischen — Wissenschaftssoziologie den »Kern« des Bandes, der die Radikalität dieser Schule, aber auch ihre Hilflosigkeit demonstriert. Collins etwa erhebt in seinem — lehrbuchartig-sekundären und daher etwas »trockenen« — Beitrag erst gar nicht den Anspruch auf Gültigkeit seiner Aussagen, sondern macht deren Durchsetzung radikal-relativistisch von ihrer Akzeptanz und »Nützlichkeit« für andere Forscher« (145) abhängig. Knorr ist mit zwei Beiträgen vertreten. Vor ihrer Konversion zum Paradigma des Konstruktivismus versuchte sie, in Anlehnung an Boudieu, ein »Erfolgs-Modell« (151) zu entwickeln, das Wissenschaft als Kampf um symbolisches Kapital interpretiert (und damit dem funktionalistischen Modell sehr nahe kommt). Später hat sie durch ihre Konzentration auf die Arbeit im Labor diese Bezüge zur »Welt jenseits der Labormauern« nahezu ganz getilgt und die »situative Logik von Forschung« (296) als konstitutives Merkmal ihres Ansatzes gewählt. Sie kommt zu dem Schluß, »daß wissenschaftliche Methode und soziale Methode ... sich sehr viel ähnlicher sind, als wir dies bisher angenommen hatten« (286), und folglich die Unterscheidung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften »fraglich wird« (276). Lynch/Livingstone/Garfinkel stellen fest, »daß Wissenschaftler sich trotz des Mangels an spezifischen Kanons wissenschaftlicher Methoden offensichtlich nicht im Unklaren darüber sind, was sie tun sollen« (183), daß ferner »die Wissenschaftler etwas anderes tun als sie öffentlich sagen« (193). Solch verborgenen Diskrepanzen und Transformationen auf den Grund zu gehen, ist ihr Anliegen (wie auch das von Gilbert/Mulkay). Die Auflösung dieser Rätsel durch eine »direkte Beteiligung an wissenschaftlichen Aktivitäten« (204) bleibt jedoch unbefriedigend, ja sie liefert eine passende Illustration für die These von Bergmann (316) und Radtke (321), daß der Ethnomethodologe im Feld geradezu »versäuft«.

Gilbert/Mulkay gelangen durch Auswertung von Interviews und der in ihnen enthaltenen expliziten wie impliziten Epistemologie zu dem Resultat, daß die Forscher mit erkenntnistheoretischen Annahmen flexibel und strategisch umgehen (219f.) Daß solche Thesen bei der post-kuhnschen Wissenschaftstheorie und -soziologie offene Türen (nämlich die der Paradigma-Gebundenheit wissenschaftlichen Denkens) einrennen, bleibt unerwähnt, und so fragt es sich immer wieder, worin denn der Neuigkeitswert der von der konstruktivistischen Schule der Wissenschaftsforschung ausgebreiteten Entdeckung liegt. Auch wenn es ihr Verdienst ist, die Praxis vor Ort (endlich) zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen gemacht zu haben — überraschend sind die Ergebnisse nur vor dem Hintergrund einer normativ verstandenen »klassischen« Erkenntnistheorie einerseits, der These der Korrespondenz von subjektiven Selbsteinschätzungen und theoretischer Fremdanalyse andererseits (letzteres sicherlich ein »Pappkamerad«). Die Konstruktivisten verhalten sich wie der Elektroingenieur, der den Autofahrer fragt, wie ein Auto funktioniert, und dabei feststellt, daß dieser mit den ihm zur Verfügung stehenden Techniken pragmatisch (und

keinesfalls im Sinne irgendeines analytischen Konzepts) umgeht, zudem über Interpretationen verfügt (z.B. »Gas geben«), die im Alltag funktionieren, normativen Erwartungen einer Profession jedoch nicht entsprechen. Die von den Konstruktivisten immer wieder hervorgekehrte doppelte Diskrepanz zwischen Praxis (Forschung) und Selbstbeschreibung (Alltags-Epistemologien) sowie zwischen diesem Komplex und der Fremdbeschreibung (Wissenschaftstheorie) mag also nur erstaunen, wenn man die eigenen Dogmen demystifiziert, auch wenn der professionspsychologische Effekt der Gleichsetzung von Sozial- und Naturwissenschaften möglicherweise das lädierte Rückgrat stärkt.

Schreitet man mit dieser neuen Selbstgewißheit zur Lektüre des Teils 3, so schlägt der Entzauberungsmechanismus nun seinerseits auf die Laborstudien zurück. Hier finden sich Beiträge der Beobachter der Beobachter, d.h. der Fachvertreter, die an einer Methodologie der interpretativen Sozialforschung arbeiten. Wenn Bergmann den »naiven Empirismus« (318) bei audiovisuellen Aufzeichnungen kritisiert, der »das entscheidende konstruktive Moment der zeitlichen Reorganisation eines flüchtigen sozialen Geschehens ausblendet« (318), so schlägt er den Konstruktivismus einerseits mit dessen eigenen Waffen, eröffnet andererseits einen unendlich großen Regreß des Relativismus. Auch Radtke warnt davor anzunehmen, es gebe einen »festen Punkt außerhalb des hermeneutischen Zirkels, von dem auch die Validität der Interpretationen gesichert werden könnte« (343). Hier wird der neueren Wissenschaftssoziologie regelrecht der Boden unter den Füßen weggezogen, und es fragt sich, ob der Optimismus der Herausgeber (38f.) sowie ihre glatte Zusammenführung der unterschiedlichen (und sich widersprechenden) Thesen (40-42) gerechtfertigt ist.

So bleibt der Eindruck, daß die Einzelbeiträge in einem Verhältnis der wechselseitigen Widerlegung stehen und auf den unterschiedlichsten Abstraktionsebenen immer wieder die Inkongruenz von Praxis und dogmatisch gefaßten Normen diskutieren bzw. demonstrieren: Der Alltag schert sich nicht um die Wahrheit (Dewe, 379f.), die Sozialforschung nicht um die Methodologie (Kreissl/Wolffersdorf-Ehlert, 97; Mayntz, 65; Lynch u.a., 183), die Naturwissenschaften kümmert es wenig, was die Erkenntnistheorie behauptet (Gilbert/Mulkay, 220), die empirische Wissenschaftsforschung ignoriert die Methodendiskussion (Bergmann, Radtke). All dies scheint die These der Herausgeber zu stützen, daß die »Theorie der Wissenschaft für deren Praxis offensichtlich keine unmittelbar handlungsleitenden Funktionen (hat)« (32). Keine berauschende Perspektive — es sei denn, man nimmt Zuflucht zu der Tatsache, daß auch der Sonderband der »Sozialen Welt« kontextgebunden entstanden ist und daher durch einen reflexiven Umgang mit den in ihm enthaltenen Deutungsangeboten Praxisgewinn möglich sein müßte.

Johannes Weyer (Bielefeld)

Klingemann, Carsten (Hrsg.): Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland. Ein verdrängtes Kapitel sozialwissenschaftlicher Wirkungsgeschichte. Westdeutscher Verlag, Opladen 1987 (395 S., br., 56,- DM)

Der Band versammelt folgende Themen: die Affinität von Judentum und Soziologie; die Verbindung der Gelehrtenwelt zu Fragen des Rassismus im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts und die mögliche heutige Bedeutung biosoziologischer Orientierungen. Schließlich steht die angewandte, für die politischen Machthaber im NS-Deutschland arbeitende Soziologie im Blickfeld. Es hat sie also doch gegeben, wie inzwischen auch andernorts, u.a. durch den Herausgeber selber detailliert nachgewiesen wurde. An drei Beispielen: Bevölkerungs-/Raumforschung, Industrieforschung und Stadtsoziologie wird die enge Verknüpfung wissenschaftlicher Arbeit mit der Naziterminologie (Rassenfrage, »Ausmerzungen Minderwertiger«, »Umvolkung«) und

— schockierender noch — Politik nachgewiesen. Dirk Käsler sucht mittels wissenschaftssoziologisch und empirisch begründeter Milieutheorie die enge Beziehung zwischen deutschem Judentum und früher deutscher Soziologie nachzuweisen. Karl-Siegbert Rehberg stellt das »Bild des Judentums« als Gegenstand der Soziologie bekannter Autoren dar: Sombart, Max Weber und Simmel. Während Käsler zu dem Schluß gelangt, daß die Soziologen überproportional aus dem Judentum sich rekrutierten, was mit ihrer besonderen politischen Situation zusammenhänge, konstatiert Rehberg ein Judenbild, das zwischen unterschwelliger Ablehnung der Juden (Sombart), kritischer Distanzierung vom üblichen Judenklischee (Weber) und einer höchst ambivalenten Position zwischen eigener Betroffenheit und theoretischer Aufarbeitung (Simmel) schwanke. Die Beiträge verdeutlichen bei aller Verschiedenheit die Diffamierung der Juden im damaligen Deutschland — lange vor 1933.

Wie stand die gelehrte Welt zum »Rassismus«? Erhard Stölting zeichnet den Institutionalisierungsprozeß der sogenannten anthroposoziologischen Schule seit der Jahrhundertwende nach. Er hält diesen Versuch für gescheitert, was wohl mit der Spaltung der rassentheoretischen und -hygienischen Bewegung zusammenhing. Aber es ist immer festzuhalten, daß von einer Reihe namhafter Gelehrter die Rassen-thematik als eminent wichtig für die gesellschaftliche Entwicklung und als *wissenschaftliche* Fragestellung betrachtet wurde. Dies wird deutlicher noch durch den Beitrag Cornelius Bickels, der die Auseinandersetzung von Ferdinand Tönnies mit dem Sozialdarwinismus und der Rassenfrage dokumentiert. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie setzte sich auf dem 1. Soziologentag 1910 mit dem Rassethe-ma auseinander. Hieran nahm noch Max Weber teil, der — wenn er ihn auch zurückwies — an einer Diskussion mit Alfred Ploetz nicht vorbeikam. Ploetz gilt als »Vater der Rassenhygiene« und war frühes Vorstandsmitglied der DGS.

Ein vielgelesener Psychologieordinarius im Nazi-Deutschland — Erich Jaensch — dient Irmgard Pinn als Demonstrationsfigur für die Umsetzung von völkischer Anthropologie in rassenzüchterische Empfehlungen. Horst Gundlach bemüht sich um den durch einen fachhistorischen Beitrag Waltraud Bergmanns ramponierten Ruf Willy Hellpachs. Während Bergmann Hellpach allzu leichtfertig auf die Liste der »NS-Soziologen« gesetzt habe, müsse man dessen Sprache vielmehr als Distanzierung und subtile Kritik verstehen. Gundlach ist Recht zu geben, daß Hellpach alles andere als ein angepaßter oder überzeugter NS-Soziologe gewesen ist. Sein Bemühen um Ehrenrettung überzeugt indes nicht ganz. Hellpach scheint es vielmehr vorgezogen zu haben, anstelle angesagter Kritik oder, wo diese unmöglich war, der Konsequenz des Schweigens, beredt und (fast) unbehelligt seinen wissenschaftlichen Tagesgeschäften nachgegangen zu sein. Helmut Schuster liefert interessante Beweise für die aktive Mitarbeit sozialwissenschaftlicher Bevölkerungsforschung bei der Okkupation des Ostens. Viele honorige Wissenschaftler (Oppenheimer, M. Weber, Max Sehring, Konrad Meyer u.a.) waren sich einzig in der Ansicht, diesen für Deutschland kolonisieren zu müssen. In den Tagen des Ostfeldzuges gipfelte diese Forschung schließlich in zahlreichen Expertisen zu »Umvolkung« und Industrialisierung neuen deutschen »Lebensraumes«.

Günther Warsewa und Michael Neumann erörtern die Rassenfrage in der NS-Industrieforschung. Es wurde der Versuch unternommen, den postulierten Zusammenhang vom Rassezugehörigkeit und Leistung in arbeitsorganisatorische Empfehlungen umzusetzen. Brepohls Untersuchungen zum Ruhrvolk und K.V. Müllers Erhebungen des Proletariats (»Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft«) belegen, daß die Irrationalität eines politischen Systems rationale (Arbeits-) Organisationsstrukturen nicht obsolet macht. Rassentheoretische Gesichtspunkte

hätten sich in der Forschung nicht durchsetzen können. Doch, so die Autoren: Kriegswirtschaft und Massen von Zwangsarbeitern haben die Betriebssoziologie zu Untersuchungen angeregt, die den »minderwertigen Arbeitscharakter« thematisierte. Es stellt sich die Frage, ob eine Wissenschaft, die von rassistisch determinierter Befähigung ausging, nicht auch die planmäßige Vernichtung der Menschen durch Arbeit legitimierte?

Karl Heinz Roth hat mit einem Einblick in die Tätigkeiten des Hamburger Soziologen Andreas Walther den Nachweis erbracht, daß stadtsoziologische Planungsarbeit ein im totalen Staat effizient zu beackerndes Feld für die Ermittlung räumlicher und personenbezogener Daten darstellte. Ein ausgeklügeltes Erhebungsverfahren ermittelte städtische soziale (und politische) Brennpunkte. Das soziologisch erhobene Material diente der Stadtsanierung. Deren Sinn hieß »Volksgesundheit«, deren Erreichen auch vor der Konsequenz des Mittels der »Ausmerze« zumindest verbal nicht zurückschreckte.

Gegenwartsorientiert sind Heiner Flohrs Überlegungen zum Für und Wider einer Soziologie, die biologische Prämissen berücksichtigt. Eine Tabuisierung — ohne Frage Folge der im Buch thematisierten Entwicklungen — muß als falsch gelten. Klingemann greift die Thematik in der Einleitung auf und verweist auf die lange Genese sozialbiologischer Orientierung seit Hobbes und Mathus. Hier formuliert der Herausgeber einen Gedanken, der gründlicheres Forschen verdient: Wie sind zeit-spezifische Strömungen mit der Konsituierung wissenschaftlicher »Disziplinen« verzahnt?

Frank Thieme (Bochum)

Informationszentrum Sozialwissenschaften (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Theoretische Ansätze, zentrale Forschungsgebiete, Forschungsmethoden. Eigenverlag Informationszentrum Sozialwissenschaften. Bonn 1988 (292 S., br., 36,- DM)

Im Zuge der »neuen Kulturseligkeit« (L. Baier) haben die Sozialwissenschaften eine kaum mehr überschaubare Fülle von Texten zum Zusammenhang von Kultur und Gesellschaft hervorgebracht. Eine Dokumentation zu diesem Themenbereich kann insofern als ein notwendiges Hilfsmittel der wissenschaftlichen und politischen Kulturdiskussion gelten. Die vorliegende Dokumentation wird dem Bedarf nach einer strukturierten Übersicht über die Beiträge zur neueren soziologischen Kulturdiskussion jedoch nur mit Einschränkungen gerecht. Der selbstgestellte Anspruch der Autoren enthält zum einen wesentliche Begrenzungen: Dokumentiert werden sollen »deutschsprachige Neuerscheinungen zur sozialwissenschaftlichen Kulturtheorie und kultursoziologischen Forschung, die in den Jahren 1979-1987 ... erschienen sind.« (XII), wobei einige Teilgebiete — genannt sind politische Kultur, Organisations- und Unternehmenskultur, Regionalkultur und Subkultur sowie Wertewandel — ausgeschlossen bleiben. Der Anspruch der Dokumentation beschränkt sich auf Arbeiten, »die eine Bestandsaufnahme und Weiterentwicklung von allgemeinen theoretischen Ansätzen zu einer sozialwissenschaftlichen Kulturtheorie beinhalten, die sich auf zentrale Gebiete der kultursoziologischen Forschung im engeren Sinn beziehen sowie sich mit der Diskussion und Weiterentwicklung von spezifischen Methoden der Kulturforschung befassen.« (XIII)

Jedoch auch innerhalb dieser thematischen Beschränkungen ist die Dokumentation nicht vollständig. Um nur einige Beispiele zu nennen: Das für die neuere kulturtheoretische Diskussion wichtige Konzept der »sozialen Deutungsmuster« wird weder vom Stichwortverzeichnis erfaßt noch sind relevante Beiträge (mit Ausnahme eines Aufsatzes von Härtel, Matthiesen und Neuendorff) dokumentiert. Texte aus der ethnopschoanalytischen Kulturtheorie sind nur bruckstückhaft berücksichtigt

— wichtige Veröffentlichungen, u.a. von M. Nadig und K. Heinrichs, fehlen. Warum z.B. zum Aspekt der kulturwissenschaftlichen Methodologie Max Webers die Analyse von P. Rossi erwähnt, die umfänglichere Arbeit von R. Prewo jedoch nicht genannt wird, dürfte nicht sachlich begründbar sein.

Die Dokumentation beschränkt sich somit auf eine Auswahl aus der kulturtheoretischen Diskussion, die subjektive Wertungen der Verfasser über die Relevanz von Autoren und Konzepten deutlich werden läßt und auch Spuren der Zufälligkeit in der Auswahl kaum verleugnen kann.

Albert Scherr (Landau)

Erziehungswissenschaft

Olk, Thomas, und Hans-Uwe Otto (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel. Band 1: Helfen im Sozialstaat. Luchterhand Verlag, Neuwied und Darmstadt 1987 (335 S., br., 39,- DM)

Hinter dem so unverfänglichen Titel verbirgt sich der erste Teil eines auf zwei Bänden angelegten Buches, das in der — unausgesprochenen — Nachfolge der 1973 von Otto/Schneider herausgegebenen Schrift »Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit« steht — einem Standardwerk der kritischen Sozialarbeit der siebziger und achtziger Jahre.

Im einleitenden Aufsatz geht es den Herausgebern darum, »die Entwicklung der Institutionalisierung von Hilfeleistungen in modernen Gesellschaften« genauer ins Auge zu fassen (3). Diese Logik werde für den Sozialstaat deshalb problematisch, weil sie bei den Klienten zu praktischen Widerstandsformen führe. Der Sozialarbeit habe es um Folgenkontrolle und Selbstbegrenzung zu gehen, um lebensweltliche Hilfpotentiale zu schonen und zu aktivieren, vermittels reflexiver Kontrolle und Selbstthematisierung (16ff.). Weil im hier skizzierten systemfunktionalistischen Zugriff auf die latent vorhandenen Selbsthilfpotentiale die Subjektivität der Klienten systematisch ausgeblendet wird, verbleibt diese Perspektive sozialer Hilfe als Sozialfolgenabschätzung auf der Ebene des social engineering.

Im zweiten Abschnitt »Wertsystem und gesellschaftliche Transformation« ist von letzterer nicht die Rede, von »Werten« dafür um so mehr. Die Fragwürdigkeit positivistischer Forschung wie sich wissenschaftlich gerierender, letztlich aber zynisch werdender Ideologieproduktion (11) am Beispiel des sogenannten »Wertwandels« durch die Beiträge von Ronald Inglehart und Helmut Klages eindrucksvoll zu dokumentieren, stellt ein herausragendes »Verdienst« dieses pluralen Bandes dar. Andere als disziplinpolitische Gründe sind nicht erkennbar. In einer gründlichen Kritik der Voraussetzungen der Werttheorie, des Wertwandels und der »literarischen Wertindustrie« (139) kennzeichnet Günter Dux Werte als »Leerformeln für das Unbegriffene« (153), als »Manifestationen ausdefinierter und institutionell abgesicherter Interessen« (149), die »post festum« die gesellschaftliche Ordnung als von ihnen erst gestiftete behaupten. Diese »Leerformel« verdeckt aber gerade das Defizit einer »Theorie des Subjekts«, um die es der soziologischen Theorie zu gehen hätte, damit »das Werttheorem endlich als das erscheinen (würde), was es ist: Relikt einer abgestandenen Welt« (167). Es ist das Verdienst Dux', den grundsätzlich affirmativen Charakter der Werttheorie und deren ideologische Funktion deutlich herausgearbeitet zu haben.

Klaus Horn zielt auf ein Aufbrechen des »Objektstatus individueller Subjektivität« ab (84). Er vertritt die These, daß »der Status des Subjekts der Geschichte in der mittelbaren Unmittelbarkeit des persönlichen Lebens viel eher wiederzubeleben (ist) als

in der 'großen Politik'« (85). Individualität gründet in der Differenz zur Welt, führt Luhmann aus, und artikuliert sich als Anspruch. Die Gesellschaft determiniere das Individuum, das »Individuum zu sein« hat (126). Der eigene Anteil an der Konstituierung von Gesellschaft kann so dem Luhmannschen Individuum gar nicht in den Sinn kommen, sondern diese erscheint ihm als ein sachlicher (System-)Zusammenhang, als Material zur Realisierung seiner »Ansprüche«.

Im dritten Teil des Bandes möchten Hermann Dorenburg, Claus Reis und Heinz Steinert mit »staatstheoretischen Befunden« die »situationsangemessene« Orientierung der Sozialarbeiter befördern (199), wobei sie »Sozialarbeit als Konflikt um die Ein- und Auslagerung staatlicher Leistungen« interpretieren (200). Der starre Blick auf den Staat aber verkürzt Sozialarbeit auf Kontrolle und Herrschaft und läßt die politischen und ideologischen Dimensionen sowie die Reproduktionspraxen der Betroffenen unterbestimmt. Die zunehmende »Pädagogisierung« des Rechts kritisieren Thomas Blanke und Christoph Sachße, weil »sozialstaatliche Politik« damit zu einer »Grundrechtserfüllungspolitik« (277) wird, potentiell jeder Staatszweck in den Rang eines Grundrechts gehoben werden kann, die »Eingriffsbefugnisse in die Autonomie lebensweltlich strukturierter Bereiche« (277) legitimiert werden, und so die klassische Funktion von Grundrechten, »Abwehrrechte gegenüber hoheitlichem Zwang« (276) zu sein, ausgehöhlt wird. Die Pointe ihrer Argumentation liegt in dem Vorschlag einer Abwendung der Sozialarbeit von der »pädagogischen Intervention« und einer Hinwendung zur Schaffung rechtlicher, materieller und infrastruktureller Bedingungen zur Aneignung sozialer Räume und Verhältnisse (280).

Um eine Aufhebung des selbstreflexiven Defizits der wissenschaftlichen Sozialarbeit geht es Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto. Der »Respekt vor der Autonomie der Lebenspraxis« der Adressaten gebiete es, von der »Anwendung« wissenschaftlicher Problemdeutungen überzugehen zur »Entscheidungsvorbereitung«, ohne zu entscheiden, und zur »Handlungsbegründung«, ohne zu empfehlen, also zu »aufklärenden Situationsdeutungen« (307) und »Interpretationsangeboten zur Selbstvergewisserung der Adressaten« (311). Hier wird ein Rahmen entworfen, innerhalb dessen professionelle soziale Arbeit klientifizierende und verdinglichende Bearbeitungsweisen tendenziell überflüssig machen könnte.

Insgesamt, das zeigen besonders die beiden letztgenannten Beiträge, zeichnet sich eine Rücknahme und Neuformulierung des »Pädagogischen« in der Sozialarbeit ab.

Andreas Schaarschuch (Bielefeld)

Nestmann, Frank: Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen. Verlag Walter de Gruyter, West-Berlin, New York 1988 (372 S., Ln., 128,- DM)

Wenn Menschen Unterstützung suchen, wenden sie sich keineswegs ausschließlich an den professionellen Helfer. Angesichts der in den sozialen Berufen ausufernden Professionalisierungsdebatten gerät dieser Tatbestand immer wieder in Vergessenheit. Allerdings lösen Hilfesuchende ihre Schwierigkeiten meist auch nicht allein, sondern sie vertrauen sich »informellen Helfern« aus ihrem Umfeld an. Während jedoch die darauf antwortenden Formen alltäglicher Laienhilfe im deutschsprachigen Raum bislang eher ein marginales Interesse gefunden haben bzw. in Konzepten wie der »alltagsorientierten Sozialpädagogik« lediglich eingeklagt und nicht zum Thema von Forschung und Theoriebildung gemacht wurden, gibt es vor allem in den USA seit Jahren eine breit angelegte Forschung und ausführliche Debatte über die sozial- und professionspolitische Bedeutung informeller sozialer Unterstützung. Vor diesem Hintergrund erscheint es notwendig, »die quantitativen wie qualitativen

Dimensionen informeller und 'natürlicher' sozialer Unterstützung genauer zu studieren, um professionelle psychosoziale Intervention in Prävention, Beratung und Behandlung wie Rehabilitation gezielt daran ausrichten zu können« (2). Zu dem zuletzt genannten Punkt erfährt man wenig, die möglichen Konsequenzen für professionelle Hilfe und professionelles Selbstverständnis werden nur cursorisch und primär auf die aktuelle Diskussion in der Sozialpsychologie bezogen angesprochen. Aber das Buch enthält eine überbordende Menge an Detailinformationen über informelle Hilfeformen.

Gewonnen wurden diese Informationen auf zwei Wegen: Im ersten Teil, knapp die Hälfte des Buches (3-158), wird erstmals der Versuch unternommen, die Diskussion zum Themenbereich »soziale Unterstützung« im Überblick darzustellen. Vor allem die englischsprachige Literatur wird hier leicht zugänglich aufbereitet. Im zweiten Teil (159-303) werden Ergebnisse eines empirischen Forschungsprojekts präsentiert. Mit Hilfe qualitativer und quantitativer Verfahren wurden aus einer vergleichenden Perspektive die je berufsspezifischen Formen, Inhalte und Bedingungen alltäglicher Unterstützung untersucht am Beispiel von vier Dienstleistungen: Gastwirt, Taxifahrer, Masseur und Friseur. Differenziert beschrieben werden verschiedene Typen von Hilfesuchenden, die Settings der jeweiligen Berufspraxen, Formen und Verläufe der Initiierung von Hilfeprozessen, Themenbereiche und Problemdimensionen, Strategien der Bearbeitung, Determinanten des Unterstützungsprozesses und verschiedene Formen der Verarbeitung von erlebter Unterstützung.

Die Lektüre des Buches zeigt anschaulich die Vielschichtigkeit informeller sozialer Unterstützung, ohne allerdings daraus die Konsequenzen zu ziehen. Vielleicht sollte man es dabei aus pädagogischer Sicht auch bewenden lassen. Was fängt man mit Forschungsergebnissen z.B. der folgenden Art an: »Die häufigstgenannten und identifizierbaren Einzelstrategien emotionaler Unterstützung in Problemzusammenhängen sind jedoch Beruhigen und Beschwichtigen ..., Aufmuntern und Ermutigen ..., Trösten sowie Lob und Bestätigung für bereits unternommene Bewältigungsschritte und -anstrengungen. Die Wirte und Wirtinnen müssen scheinbar relativ häufig Gäste in ihrer Aufregung oder Verzweiflung in Streß- und Problemsituationen beruhigen, was für die häufige spontane Inanspruchnahme dieser Hilfequelle in akuten Krisen und Belastungssituationen spricht. Die Strategien der Beruhigung und Beschwichtigung bleiben offenbar meistens auf eine direkte und akute Zuwendung zum einzelnen Gast beschränkt.« (255) Wußte man das nicht schon immer? In dem Bemühen, der Vielschichtigkeit der Formen alltäglicher Hilfe möglichst nahe zu kommen, wird eine nicht mehr zu bewältigende Menge von Einzeleinsichten präsentiert, die je für sich kaum wirklich neue Perspektiven vermitteln. Auf der anderen Seite werden diese dann mit Hilfe theoretischer Konzepte systematisiert, die vor allem den gemeindepsychologischen Diskussionen um psychosoziale Netzwerke und coping-Strategien entstammen.

Außer einigen wenigen, eher cursorischen Hinweisen bleiben die Konsequenzen der Analysen für die gegenwärtigen Diskussionen in der Sozialpädagogik offen. Dies ist vermutlich kein Zufall, denn diese Form von empirischer Forschung mit ihren vielen Variablen, eher pragmatisch ad hoc gebildeten Typologien und formalen Kategorien widerspricht einem Denken, das in der Tendenz auf die ganzheitlich-qualitativ orientierte Analyse historischer Problemlagen und die darauf bezogenen Bewältigungsstrategien angelegt ist. Dennoch stellen die Forschungsergebnisse im Detail innerhalb des sozialpsychologischen Diskurses einen Fortschritt dar, erstmals wird ein ganzes Forschungsgebiet mit seinen Stärken und Untiefen der deutschen Diskussion leicht zugänglich gemacht.

Christian Lüders (München)

Geschichte

Becher, Ursula A. J., und Jörn Rösen: Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (549 S., br., 28,- DM)

Dieser Band mit zwanzig Beiträgen ist eine wichtige Neuerscheinung, die sich sehr vorteilhaft von zahlreichen konjunkturbegünstigten Veröffentlichungen zur Frauengeschichte abhebt. Die zentrale Fragestellung wird im Vorwort dargelegt: Die gegenwärtigen Erfolge der historischen Frauenforschung dürften nicht über ihre defizitäre Theoriebasis hinwegtäuschen. Dabei konzentrieren sich die Herausgeber vor allem auf die spezifische Frage: Kann es der feministischen historischen Forschung gelingen, Subjektivität, »als das Denken steuerndes Moment«, in Einklang mit den Regeln wissenschaftlicher Objektivität zu bringen (7)?

In allen Beiträgen wird das Geschlecht als eine »fundamentale Bestimmungsgröße zeitlicher Prozesse« begriffen. In dieser Sicht stellt sich die Erwartung an die historische Frauenforschung ein, in einer neuen Weise »Menschheit als Erfahrungshorizont der Kulturwissenschaft in der Dimensionierung« sichtbar zu machen. Versuchen wir den Band unter diesem Anspruch zu würdigen, so entstehen erste Probleme mit der chronologischen, von der Antike bis zum 20. Jahrhundert reichenden Anordnung der Beiträge. Denn hier wird nicht eine Darstellung der Weiblichkeit als kulturgeschichtliches Phänomen angestrebt. Vielmehr haben wir es mit sehr unterschiedlichen Beiträgen zu tun, die in kundiger Weise erst die Problematik dieses Forschungskonzepts »Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive« aufdecken. In diesem Sinne enthält der Band Forschungsberichte: so z.B. den Beitrag von Barbara Maas »Eine andere Perspektive« von der Frauenforschung in Großbritannien und den von Maria Beatrix Nizza da Silva über die Frauengeschichte in Brasilien. Andere Autorinnen und Autoren stellen die fachspezifische Forschungssituation in einem internationalen Forschungskontext dar: so z.B. die Beiträge von Beate Wagner-Hasel: »Das Private wird politisch. Die Perspektive 'Geschlecht' in der Altertumswissenschaft« und von Werner Affeldt: »Lebensformen für Frauen im Frühmittelalter«. Andere Arbeiten sind eher Fallstudien: z.B. die Beiträge von Petra Heidebrecht und Cordula Nolte: »Leben im Kloster: Nonnen und Kanonissen« oder von Marinete dos Santos Silva: »Die Prostitution in Rio de Janeiro im 19. Jahrhundert«. Allerdings überwiegen die Arbeiten, die die Fallstudie als Anlaß zur Grundlagenreflexion verstehen. Hinzu kommen drei Aufsätze, die die theoretische Grundlagenfrage selbst thematisieren: von Thomas Sandkühler und Hans-Günter Schmidt: »Frau oder Geschichte? Zur historischen Kontinuität einer verkehrten Alternative«, von Uta C. Schmidt: »Wohin mit 'unserer gemeinsamen Betroffenheit' im Blick auf die Geschichte?« und von Jörn Rösen: »'Schöne' Parteilichkeit. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft«.

Die Vorzüge des Bandes liegen auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Die wissenschaftlichen Fortschritte in der Frauengeschichte in einzelnen Bereichen lassen sich in sehr informativen Forschungsüberblicken erfassen; die internationale und interdisziplinäre Dimension der Frauengeschichte wird in einzelnen Beiträgen sichtbar; aber auch der feministische Umgang mit einzelnen Theorieansätzen wird in methodologischer Strenge vorgeführt. Frauengeschichtsforschung oder besser: historische Frauenforschung wird als ein Wissenschaftsgebiet sichtbar, das nur zum geringeren Teil von Historikerinnen besetzt ist. Der Großteil der Beiträge reflektiert die theoretische Grundfrage dieses Bandes nach den objektiven wissenschaftlichen Möglichkeiten der historischen Frauenforschung im Kontext ihres innovatorischen und

parteilichen Selbstanspruches. Auf diesen Aspekt beschränkt sich diese Besprechung.

Bei Uta Schmidt und Jörn Rösen wird diese Grundlagenfrage aufgegriffen. Dabei konzentriert sich Uta Schmidt auf die Betroffenheitskategorie. In Auseinandersetzung mit dem wissenschaftstheoretischen und feministischen Verständnis von Betroffenheit bei Maria Mies und bei Heide Göttner-Abendroth, gelingt es Uta Schmidt, eine »Parteilichkeit für nachsexistische Gesellschaftsstrukturen« wissenschaftstheoretisch zu begründen. »Identifikatorische, affektive intuitive Fähigkeiten« werden hier weder disqualifiziert noch abgedrängt, sondern diskursiv ins Spiel gebracht. Damit verlieren sie nach Uta Schmidt »den Charakter einer spezifisch 'weiblichen' Zugangsweise«. Ein klärender Beitrag zu einer unverzichtbaren Kategorie der feministischen historischen Forschung, deren Hauptargumente zur wissenschaftlichen Vereinbarkeit von Subjektivität und Objektivität in der feministischen historischen Forschung im Beitrag von Jörn Rösen wiederkehren; allerdings in dem größeren Kontext der Einbindung dieser feministischen Kategorien der Betroffenheit, der Subjektivität und der Parteilichkeit in die von Rösen vertretene Konzeption der Historik. Zunächst müssen wir mit Erleichterung festhalten, daß der Beitrag von Rösen endlich nach vielen Jahren aus der bequemen, zum Teil selbstgewählten Sackgasse herausführt, in die sich Historiker wie Historikerinnen seit der sogenannten »Kocka-Kontroverse« gestellt sehen, und in der sie sich anscheinend recht wohl fühlen. Gegen das von der Historikerzunft verordneten Denkverbot über einen möglichen Paradigmenwechsel durch die feministische Forschung geht Rösen offensiv vor: Obgleich er in der feministischen Kritik einen Angriff auf die Rationalität als Prinzip wissenschaftlichen Denkens überhaupt, »wie es in der okzidentalischen Kultur im Ansatz von den Griechen entwickelt und dann in der frühen Neuzeit in seine moderne Form gebracht wurde« (526), erkennt, sollte eine Wissenschaft, »die etwas auf ihr Vernunftspotential hält«, die feministische Kritik nicht fürchten. Somit macht Rösen den wissenschaftlichen Diskurs um eine feministische Wissenschaft erst wieder möglich. Darüber hinaus macht er zu Recht die Schwächen der feministischen Forschung gerade da aus, wo sie sich eng an die herkömmlichen Methoden wissenschaftlicher Rationalität hält. Das klingt widersprüchlich, ist aber zutreffend. Was zunächst im Sinne feministischer Parteilichkeit »als Chance eines Objektivitätsgewinns in der historischen Erkenntnis« erschien, erwies sich als »eher repressiv«. Rösen spricht von einer »Diskursivitätsgrenze«, die dort liegt, »wo historische Erkenntnis der Orientierung über geschlechtliche Identität dient« (535).

Es ist wichtig, auf die von Rösen aufgezeigte »Diskursivitätsgrenze« näher einzugehen. Denn die große Mehrzahl der in diesem Band vorgestellten Grundlagenreflexionen bauen auf einer diskurstheoretischen Basis auf, die trotz ihrer großen wissenschaftstheoretischen Akzeptanz und ihres hohen methodischen Reflexionsniveaus doch innovatives feministisches Denken im historischen Erfahrungshorizont — so die logische Konsequenz des Ansatzes von Rösen — verhindert. Andererseits macht er implizit darauf aufmerksam, daß wir es bei dieser Grundlagenfrage feministischer historischer Forschung weniger mit einer wissenschaftstheoretischen Aporie als mit der Erblast einer wissenschaftstheoretischen Tradition zu tun haben. Die eigentliche erkenntnistheoretische Problematik stellt Rösen auch in diesen historischen — wir fügen hinzu: patriarchalen — Rahmen: Historisches Denken selbst ist »ein Modus kultureller Aneignung der eigenen Geschlechtlichkeit« (539).

Der Beitrag von Rösen erweist sich als Schlüsselbeitrag für das gesamte Unternehmen. Es ist zu vermuten, daß seine Lösung der erkenntnistheoretischen Problematik auf wenig »Gegenliebe« in der feministischen Forschung stoßen wird. Denn in der

Linie einer ehrwürdigen Tradition christlich-abendländischen Philosophierens erinnert Rösen an das für das Geschlechterverhältnis bestimmende Kriterium der Liebe als »ein konstitutives Moment für Erkenntnis«, das »auf die konkreten Probleme der methodischen Regelung einer historischen Erkenntnis angewendet und auf sie hin kleingearbeitet werden« müßte. Es gelte, »Geschlecht als historisches Phänomen nicht mehr aus der Erinnerungsarbeit der Geschichtswissenschaft auszublenden«. Das von Rösen angebotene Kriterium der sehenden, erkennenden Liebe sollten wir nicht einfach mit dem Verweis auf den Mißbrauch dieser Tradition in patriarchalen Verhältnissen abweisen. Allerdings ersetzt dieser versöhnliche Hinweis, der mit dazu beitragen kann, »den Kampf zu einem wahrheitsfähigen Diskurs (zu) kultivieren und die blinde Macht zur Stärke sehender Anerkennung (zu) verwandeln«, nicht die eigen-sinnige kritisch-rationale feministische Erkenntnisarbeit, die sich als Chance der Redefinition von Tradition begreift. Das gilt in erster Linie für die von Rösen angesprochene Tradition der Begründung der Wissenschaft nach der Kategorie der Liebe bei Augustin, Pascal, Hegel und Max Scheler. Denn sexistische Prämissen gerade dieser Advokaten der Liebe diskreditieren dieses Unterfangen. Feministische Wissenschaft sollte nicht Liebe als »konstitutives Moment der Erkenntnis« desavouieren. Vielmehr müßte sie sich als kompetentere Interpretin dieser zentralen historischen Kategorie erweisen.

Überprüfen wir den Band unter den von den HerausgeberInnen selbst entwickelten Kriterien, so muß das Fazit über den »regressiven Charakter« der Ergebnisse der feministischen historischen Forschung modifiziert werden. Denn die große Mehrzahl der Beiträge ist kritisch in einem präzisen, wissenschaftstheoretischen Sinne. Das gilt für den auf der Lacanschen Psychoanalyse aufbauenden Beitrag von Irmgard Wagner: »Vom Mythos zum Fetisch: Die Frau als Erlöserin in Goethes Klassischen Dramen«; für den wiederum diskurstheoretisch gearbeiteten Beitrag von Karin Bruns: »Machteffekte in Frauentexten« (Nationalistische Periodika 1895-1915); den Beitrag von Ursula Link-Heer: »Männliche Hysterie. Eine Diskursanalyse«, die konsequent der Frage nachgeht: »Warum klebt das Wort Hysterie an der Frau?«; von Jutta Kolkenbrock-Netz: »Interpretation, Diskursanalyse und/oder feministische Lektüre literarischer Texte von Frank Wedekind« und von Gabi Jancke-Leutzsch: »Die Lebensgeschichte als Beziehungsarbeit: Weibliche Lebensentwürfe. Untersuchungen an Autobiographien des 20. Jahrhunderts«. Daß aber, wie Rösen hervorgehoben hat, die diskurstheoretischen Ansätze ihre immanenten Grenzen haben, soll an einem Beispiel sichtbar gemacht werden. Denn in all den genannten Beiträgen haben wir es nicht mit einer feministischen Ideologiekritik, die die patriarchalen Prämissen historischer Forschung grundsätzlich in Frage stellt, zu tun. Alle Beiträge bewegen sich in einer begrenzt feministisch-kritischen Weise in den von ihren Vor-Denkern, sei es Lacan, sei es Foucault usw., geschlagenen Bahnen.

Diese Erkenntnisgrenze wird im Beitrag von Friederika Hassauer, gerade weil sie sich einer Fülle theoretischer Vorgaben bedient, besonders sichtbar. In ihrem Beitrag: »Gleichberechtigung und Guillotine: Olympe de Gouges und die feministische Menschenrechtserklärung der Französischen Revolution« hat sie gerade die wissenschafts- und erkenntnistheoretisch provokative Frage von Olympe de Gouges: »Männer, seid Ihr fähig, Menschenrecht zu formulieren?« nicht ernst genommen. Olympe de Gouges bewegte sich aber nicht nur in der aufgeklärten, naturrechtlichen Terminologie ihrer Zeit, als sie die Männerrechte in Frauenrechte übersetzte. Sie machte auch auf die Differenz zwischen Männer- und Frauenrechten aufmerksam, ohne den Anspruch auf Gleichheit preiszugeben. Hierin liegt ihr Eigen-Sinn. Diese weibliche Logik ist aber angesichts des männlichen Diskurses eine bemerkenswerte

theoretische Grenzüberschreitung, eine konkrete weibliche Stimme der Vernunft, die den männlichen universalen Vernunftsanspruch nicht nur kritisiert, sondern in sehr konkreter und humaner Weise sprengt. Diese vernünftige Frauensprache wird durch die diskurstheoretische Analyse der Mehrzahl der Beiträge nur sehr indirekt vernehmbar. Es fragt sich, ob nicht dann doch die Zunfthistorikerinnen über die besseren Werkzeuge verfügen. Die Frage wäre an die Beiträge von Claudia Opitz: »Vom Familienzwist zum sozialen Konflikt. Über adlige Eheschließungspraktiken im Hoch- und Spätmittelalter« und von Heide Wunder: »Von der Frumkeit zur Frömmigkeit. Ein Beitrag zur Genese bürgerlicher Weiblichkeit (15.-17. Jh.)« zu stellen. Aber dann wäre auch nach dem spezifischen anderen Blick der Kunsthistorikerin zu fragen, der uns durch den Beitrag von Daniela Hammer-Tugendhat über »Aspekte der subversiven Funktion der Kunst« nahegelegt wird. Eins steht fest: diese Frage ist falsch gestellt. Feministische historische Forschung läßt sich nicht in die Fächergrenzen zwingen.

Dieser Band gibt uns noch keine wissenschaftstheoretisch überzeugende Antwort auf den historischen und wissenschaftlichen Stellenwert der feministischen Forschung. Er bietet aber vielleicht wichtige theoretische Klärungen und erste Konkretionen, die auf eine andere Sicht unserer Geschichte verweisen.

Annette Kuhn (Bonn)

Frevert, Ute (Hrsg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Zwölf Beiträge. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1988 (216 S., br., 38,- DM)

Der Titel verwundert, denn wir haben es nicht mit einer wahlpolitischen Ansprache, sondern mit Beiträgen zur Geschlechtergeschichte im bürgerlichen Zeitalter zu tun. Als Sonderveröffentlichung des von Jürgen Kocka geleiteten Forschungsprojektes »Das Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich« ist dieser Band erschienen. Im »eigentlichen« Projektbericht, der inzwischen als dreibändige wohlfeile Paperbackausgabe bei Beck vorliegt, ist richtigerweise von »Bürgerinnen« nicht die Rede. Denn die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft ist die Geschichte der Abwesenheit der Bürgerinnen; ihr Versprechen, die Selbstverwirklichungschancen des »Individuums«, ungeachtet seiner Herkunft, Rasse und Geschlecht, nach den Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und »Brüderlichkeit« zu ermöglichen, galt gerade nicht der Frau. Trotz des irreführenden Titels hat Kocka die Problematik der strukturellen Ungleichheit der Geschlechter in der bürgerlichen Gesellschaft in seinem Vorwort beim Namen genannt. Mehr noch. Er stellt die für das Unternehmen »Das Bürgertum« entscheidende Frage: »War und ist diese geschlechtsspezifische Ungleichheit vielleicht konstitutiv für bürgerliche Gesellschaften?« (9). Eine Antwort gibt er jedoch nicht. So verkümmert diese Forschungsfrage zur Rhetorik. Eine Erläuterung und zugleich eine Abschwächung erfolgt in der Einleitung von Ute Frevert. Hier vertieft sie die bekannten Thesen von den getrennten Bereichen der beiden Geschlechter durch ideengeschichtliche Beobachtungen, um auf dieser dünnen Basis die leitende »Frage nach dem systematischen Stellenwert ..., den die Geschlechter-Differenz für die Konstitution und Entwicklung bürgerlicher Gesellschaften besaß« (15), zu wiederholen.

Die folgenden Beiträge spiegeln sehr unterschiedliche methodische Zugänge wider. Nur Eric Hobsbawm in seinem enttäuschenden Beitrag »Kultur und Geschlecht im europäischen Bürgertum 1870-1914« und Hugh McLeod (»Weibliche Frömmigkeit — männlicher Unglaube? Religion und Kirche im bürgerlichen 19. Jahrhundert«) gehen von einer europäischen Perspektive aus. Der erste Beitrag von Ute Frevert,

»Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis«, ist aber typisch für die Anlage dieses Bandes. Sie beginnt mit dem Satz: »Die bürgerliche Gesellschaft ist eine Kopfgeburt.« Gewiß meint sie nicht die reale bürgerliche Gesellschaft, sondern den männlichen Diskurs über sie. Dennoch ist ihre Verwechslung von Sache und Theorie aufschlußreich. In ihrem Überblick über die Sicht der Geschlechterverhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft von »Friedrich Schlegel bis Hegel« gibt sie obstruse Gedanken zur »vernünftige(n) Selbsterwerfung der Frauen in der Ehe« (Fichte) und dergleichen wieder, ohne Zweifel an diesem Vernunftbegriff zu äußern. Diese naive Wiedergabe ist allerdings aus der Sicht von Frevert logisch, da nach ihr sich »das ursprüngliche Gleichheits- und Freiheitsversprechen der bürgerlichen Gesellschaft lebendig erhielt; (das) unterstreicht die dynamische, selbstkritische Kapazität dieser Gesellschaft, die ihr immer Strukturkorrekturen abverlangte.« Frevert verzichtet freilich auf eine nähere Begründung dieses vertrauensseligen Satzes. Dafür verweist sie nur auf ihre männlichen Kronzeugen, auf die »bürgerlichen Meisterdenker«, die Orwells Vorstellung von Gleichheit vorweggenommen hatten; alle Menschen sind gleich, aber Männer sind gleicher als Frauen.

Das Grundthema der Konstitution der ungleichen Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft wird bei Isabel V. Hull immer wieder aufgegriffen, so z.B. unter dem Aspekt »Sexualität und bürgerliche Gesellschaft«. Ihr Bestreben geht vor allem dahin, das Neue an den Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft und dem Verständnis der Sexualität auf die Zeit um 1790 festzulegen: »Der moderne Begriff von Sexualität entfaltet sich in ... [dem] symbiotischen, gespannten, paradoxen Verhältnis von Staat und Gesellschaft.« Auch sie folgt angesichts des »Schweigens des Staates« dem Reden der »bürgerlichen Gesellschaft«; Rousseau und Fichte haben wieder das Wort. Bei ihrem Versuch, die innovative Phase der bürgerlichen Gesellschaft auf die Zeit nach 1780 zu verlegen, verwickelt sich I.V. Hull immer wieder in Widersprüche (z.B. wenn sie behauptet, der frühneuzeitliche Staat habe Sexualität in bezug auf die Ehe wahrgenommen, 51).

Im Gegensatz zu diesen unbefriedigenden theoretischen Prämissen hat Dirk Blasis in seinem Beitrag zum Scheidungsrecht (»Bürgerliche Rechtsgleichheit und die Ungleichheit der Geschlechter«) eine »Defizit«-Analyse aus der Sicht der Rechtsgeschichte der Frau vorgelegt: eine klärende Arbeit, die ihren Anspruch einlöst. Den Einwand, Frauengeschichte sei mehr als eine Defizitgeschichte, wird er sich dennoch gefallen lassen müssen. Ebenfalls weiterführend ist der Beitrag von Karin Hausen, die wichtige sozialgeschichtliche Daten zu den Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Familie vorlegt. Daß hier von »Bürgerinnen« nicht die Rede sein kann, versteht sich. Nicht anders sind die beiden weiteren, familienzentrierten Arbeiten von Yvonne Schütze (»Mutterliebe — Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts«) und von Marion Kaplan (»Freizeit — Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870-1914«) einzuschätzen. In ihrer sehr einfühlsamen Arbeit zeichnet Marion Kaplan die Gewinne der jüdischen Ehefrauen im deutschen Kaiserreich auf: »kulturelle Mittlerinnen«, »gesellschaftliche Repräsentantinnen«, »weibliche Netzwerke«, »die Erfahrung eigener Leistung und Autonomie« — Gewinne, die uns aber gerade an ihrer Darstellung, die die Tatsache des gesellschaftlichen Antisemitismus nicht ausspart, in ihrer Ambivalenz sichtbar werden und eher als Verlust vorkommen. Ein ungutes Gefühl bleibt zurück. Müßte nicht gerade hier nach den Kosten der bürgerlichen »Integration« der jüdischen Frauen im deutschen Kaiserreich gefragt werden?

Der Sonderband hat eine zweifache Botschaft. Zunächst sind sich alle Autorinnen und Autoren des »Dilemmas« der Gleichberechtigung in der bürgerlichen Gesell-

schaft bewußt — so auch im allzu knappen Beitrag »Bürgerliche Frauenbewegung und männliches Bürgertum 1860-1880« von Herrad U. Bussemer. Dieses »Dilemma« wird jedoch sehr unterschiedlich eingeschätzt. In der Zusammenfassung der Ergebnisse von Kocka bedeutet die Ungleichheit der Geschlechter in der bürgerlichen Gesellschaft keineswegs einen »Verlust für die Frauen«. »Blickt man auf die Geschichte der bürgerlichen Frauen im 19. Jahrhundert insgesamt, dann verbietet es sich, sie primär als Verlustgeschichte zu interpretieren — ganz im Gegenteil« (208). Kocka läßt sich allen Fakten zum Trotz nicht beirren: »Der universelle Charakter bürgerlicher Freiheits- und Mündigkeitsforderungen tendiert letztlich auf Erosion aller angeborenen Vorsprünge, seien es solche des Standes, der Rasse oder des Geschlechts.« (208) Gegenüber diesem machtvoll-männlichen Geschichtsdeterminismus des aufgeklärten Bürgers Kocka gibt es aber dank der Zusammenfassung von Ute Gerhard »Andere Ergebnisse«. Die Ungleichheit der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft ist für sie nicht nur ein »Schönheitsfehler«. Das Maß der Gleichheit sind für sie nicht die in der bürgerlichen Gesellschaft von Männern aufgestellten, scheinbar universalen Ideologien, sondern die »Menschlichkeit« als eine historische, realutopische Dimension, die Freiheit und Gleichheit nur als soziale, nicht als individuelle Kategorie begreift. »Denn eine Gleichheit, deren Maß nicht die Männlichkeit, sondern Menschlichkeit ist, ist eine Freiheit, die in der Freiheit des anderen nicht notwendig eine Schranke, sondern eher eine Erweiterung erfährt, eine Gesellschaft, deren Ordnung zwischen Männern und Frauen vereinbart wird, ist als Utopie einer besseren und gerechteren Gesellschaft auch für Frauen noch längst nicht verbraucht.« (214)

Trotz Ute Gerhards Andeutung der weitgehend unterdrückten »anderen« Ergebnisse ist dieser Band ein Ärgernis für alle, die universale Begriffe wie Freiheit und Gleichheit für unteilbar halten. Denn er verdeckt durch sein zweierlei Maß die Frage nach der konstitutiven Notwendigkeit und den strukturellen Ursachen der Geschlechterungleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft. Somit verfestigt er den patriarchalen Verblendungszusammenhang, der die Frauen- und Geschlechtergeschichte aufbrechen will. Kurzum: ein schlechter Dienst an den Frauen, die gerade heute begreifen müssen, daß die 1789 errungenen Gewinne für den Bürger Verluste für die Frauen gewesen sind. Richtiger wäre der Titel: Bürger ohne Bürgerinnen.

Annette Kuhn (Bonn)

Dülmen, Andrea van: Frauen. Ein historisches Lesebuch. Verlag C.H. Beck, München 1988 (337 S., br., 9,80 DM)

Rund 200 Texte sollen einen Eindruck vermitteln über das Leben von Frauen seit der Antike. In Kapiteln zusammengefaßt wurden Texte über Kindheit und Erziehung, Brautstand — Hochzeit — Ehe, Alltag und Arbeit, Mutterschaft — Alter — Tod, Kultur — Wissenschaft — Religion, Hexen, Öffentliche Stellung und Emanzipation. Die Textauswahl und die dokumentierte Zeitspanne sind umfassend. Dies zeigt sich auch an der Textauswahl im einzelnen, die über den europäischen Kulturkreis hinausreicht und die im historischen Ablauf alle sozialen Schichten und die dadurch bestimmten Lebenslagen erfaßt. Die meist kurzen, in der Regel gut lesbaren Texte laden zum Schmökern ein und scheinen dadurch auf angenehme und sogar entspannende Weise zu einem bunten und anschaulichen Bild des Frauenlebens in der Geschichte zu verhelfen.

Dieser positive Eindruck schwindet jedoch, sobald man das Buch als Arbeitsmittel für die Schule, für die Erwachsenenbildung oder auch im Rahmen eines sozialhistorisch orientierten Grundstudiums verwenden will. All die Hilfestellungen, die aus einem Lesebuch für Novemberabende ein Arbeitsbuch machen, fehlen. Das knappe

Vorwort der Herausgeberin läßt Fragen nach Kriterien ihrer Textauswahl unbeantwortet. Nur durch ein Sternchen werden Quellentexte von sogenannten Originaltexten, d.h. beschreibenden Texten aus der heutigen Sekundärliteratur, unterschieden. Anmerkungen und Quellenhinweise wurden in diesen Texten kommentarlos gestrichen, wodurch wichtige Informationen verloren gehen. Um die Herkunft von Quellen- und Originaltexten zu klären, bin ich auf ein Autoren- und Quellenverzeichnis verwiesen, das mich im Kreis führt: Für Quellen kann ich darin nur die bibliographischen Angaben einer weiteren Quellenedition finden, nach der der Text zitiert wurde: Alle inhaltlichen Angaben über Entstehungszeitpunkt, Herkunft und historisches Umfeld eines Textes fehlen. Über die Verfasser und Verfasserinnen der Sekundärliteratur erfahre ich wenigstens noch knappste biographische Daten und was sie sonst noch geschrieben haben. Gerade für die Auseinandersetzung mit der oft noch verborgenen Geschichte von Frauen sind profunde Hintergrundkenntnisse unerlässlich, die eine quellenkritische Auseinandersetzung mit den Dokumenten möglich machen. Die erst in den letzten zehn Jahren entstandene geschichtswissenschaftliche Teildisziplin der Frauengeschichtsforschung läßt sich vor allem durch ihr Bemühen charakterisieren, aus den bereits vorliegenden oder von ihr oft auf recht unorthodoxen Wegen aufgespurten Quellen Erkenntnisse über den Beitrag der Frauen zur Geschichte zu destillieren. Dazu braucht sie vor allem präzise Fragestellungen nach dem weiblichen Lebenszusammenhang und dem Geschlechterverhältnis sowie eine radikale Quellenkritik, die es ihr erlauben, die bisherige Dominanz von Männern in der Interpretation der Fakten zurechtzurücken. Die Ergebnisse der Frauengeschichtsforschung bleiben somit nicht auf die Frauen beschränkt. Vielfach ist es ihr dabei gelungen, aus lange bekannten und wie es schien, »ausinterpretierten« Quellen, neue Erkenntnisse über die Lebensbedingungen von Frauen und Männern zu gewinnen. Manche Monographie wurde unter dem scharfen Auge feministischer Historikerinnen dabei zu einer Quelle für die Interpretation des Frauenbildes der Zeit.

Wenn der vorliegende Band von historisch nicht ausgebildeten Laien verwendet wird, verführt das Editionsverfahren mit seinen fehlenden Hilfen für einen kritischen Umgang mit Texten dazu, das geschriebene Wort für bare Münze zu nehmen. Manche Möglichkeit zu überraschender Einsicht bleibt so ungenutzt. Und, was noch schlimmer ist, dies bedeutet in einer patriarchalen Gesellschaft allzuleicht, Frauen weiterhin im Lichte männlicher Ideologien zu sehen. Die Auseinandersetzung mit Frauengeschichte, die gerade für Mädchen in der Schule die Chance zu Erarbeitung eines sehr persönlichen und damit lebendigen Geschichtsverständnisses und zur Stärkung der eigenen Identität bietet, läuft bei Verwendung solchermaßen unkritisch und geschichtslos dargebotenen Materials Gefahr, sich ins Gegenteil zu verkehren oder bestenfalls wirkungslos zu bleiben.

Der Beck-Verlag hat mit seinem Lesebuch der Frauengeschichte einen Bärendienst erwiesen. Im Autoren- und Quellenverzeichnis legt er sein eigentliches Auswahlkriterium und damit seine Absicht offen. Hier heißt es: »Alle genannten Werke sind im Verlag C.H. Beck, München, erschienen«. Dieses historische Lesebuch ist also nichts anderes als ein Verlagsprospekt in Buchform, mit dem demonstriert werden soll, wieviel in den Büchern von Beck über die Arbeits- und Lebenssituation von Frauen in den Jahrhunderten zu entdecken ist. Oder will der Verlag damit den Anspruch anmelden, Monopolist für Literatur zur Frauengeschichte zu werden?

Es befremdet, im Beck-Verlag Frauengeschichte im Dienste hoher Verkaufszahlen instrumentalisiert zu sehen, da er sonst für die Veröffentlichung wichtiger Beiträge zu Frauengeschichte gesorgt hat. Ich erinnere nur an die Beiträge von Ingeborg

Weber-Kellermann, Herrad Schenk, Hannelore Schröder oder Edith Ennen. Im verlegerischen Schnellschußverfahren ist es jedoch unmöglich, einen »Beitrag zu der immer noch zu wenig erhellten Geschichte der Frauen« zu leisten, wie es im Vorwort als Anspruch formuliert wird. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Frauengeschichte erfordert Mühe: vom Verlag, von Autorinnen und Autoren ebenso wie von Leserinnen und Lesern, die dann jedoch ganz persönlich Gewinn davon haben werden. Dieser Band ist keine Hilfestellung. Bärbel Clemens (Hannover)

Soden, Kristine von: Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933. Edition Hentrich, West-Berlin 1988 (226 S., br., 36,- DM)

Die Untersuchung ist aus der Dissertation der Verfasserin im Fach Diplompädagogik hervorgegangen und zieht, abgesehen von zum Thema vorliegendem gedrucktem Material, archivalische Quellen heran; darüber hinaus hat die Verfasserin Interviews mit Mitarbeiter(inne)n und Besucher(inne)n der Beratungsstellen geführt. Nach einem kurzen Überblick über die Anzahl der Beratungsstellen und ihrer Mitarbeiter(inne)n sowie die Aufgabenstellung dieser Einrichtungen (8-12) werden in einem ersten Kapitel die auf Malthus, Darwin und Marx zurückgehenden ideengeschichtlichen Ursprünge der Weimarer Sexualpolitik (13-43) und im Anschluß daran das Diskussionsspektrum um die »neue Frau« und die »neue Sexualmoral« seit der Jahrhundertwende (44-57) skizziert. Die auf diesen ideologischen und mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen beruhende Errichtung der Sexualberatungsstellen nach dem Ersten Weltkrieg ist Gegenstand des Hauptkapitels (58-145); die Zerstörung dieser Einrichtungen durch die Nazis nach 1933 wird im letzten Teil kurz dargestellt (146-163). Der Anhang enthält eine Auswahl aus den Archivmaterialien und eine — leider nicht nach Quellen und Sekundärliteratur getrennte — kurze Bibliographie zum Themenkreis sowie ein Namensregister.

Die Studie ist dicht am Material erarbeitet und daher sehr faktenreich und informativ. Man erfährt vieles über die Ehe- und Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik, was bislang in dieser konzentrierten Form nicht zugänglich war. Das Bild, das sich aus dieser Darstellung von der Weimarer Sexualpolitik gewinnen läßt, ist vielfältig und verdeutlicht die ambivalente Rolle, die ihre Institutionen zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Dritten Reich gespielt haben, indem sie einerseits neomalthusianische und sozialdarwinistische, andererseits sozialistische und emanzipatorische Gedanken vertreten und über ihre Beratungsaktivitäten in der Bevölkerung verbreitet haben. So plädierten ihre Leiter und Mitarbeiter für Empfängnisverhütung i.d.R. mit rassenhygienischen Argumenten, also für die Verhinderung »minderwertiger« Geburten, und für eine Sexual- und Eheberatung mit starkem eugenischem Schwerpunkt. Dieses Ergebnis der Studie verweist erneut auf die Tatsache, daß das Fundament zentraler Ideologeme und Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung bereits vor 1933 gelegt war. Nicht nur der Charakter, sondern auch der Umfang sexualpolitischer Aktivitäten zwischen 1919 und 1932 werden deutlich: In diesem Zeitraum wurden von öffentlichen und privaten Trägern in Deutschland über 400 Beratungsstellen eingerichtet, die von überwiegend ehrenamtlichen Mitarbeitern betrieben wurden; allein 40 befanden sich in Berlin, und auch die weiteren örtlichen Schwerpunkte waren vor allem größere Städte des Nordwestens wie Hamburg, Dresden, Frankfurt u.a.m, während diese Einrichtungen im südlichen Deutschland — nicht unähnlich der heutigen Situation — kaum Fuß fassen konnten.

Die Studie bietet einen Überblick über einen bislang nur schwer erschließbaren Aspekt der Geschichte der Sexual- und Bevölkerungspolitik, insbesondere den des Umgangs mit der Frage der Empfängnisverhütung im ersten Drittel des 20. Jahr-

hunderts. Ihre Lesbarkeit leidet etwas darunter, daß der Hauptteil in Ermangelung eines »roten Fadens« inhaltliche, statistische und organisatorische Informationen sowie die Darstellung einzelner herausgehobener Institutionen miteinander vermengt, so daß man auf der Suche nach bestimmten Aspekten — etwa den vorherrschenden Leitbildern der Mitarbeiter und Träger, der sozialen Zusammensetzung der Klientel oder den wichtigsten Tätigkeitsgebieten — aufs Blättern verwiesen ist.

Ute Daniel (Siegen)

Wadle, Anni: Mutti, warum lachst du nie? Erinnerung an Zeiten der Verfolgung und des Krieges. Hrsg. v. Loretta Walz. Huba Production Verlagskontor, Drensteinfurt 1988 (180 S., Abb., br., 19,80 DM)

Manchmal hat man das Glück, ein Buch zu finden, das anrührt, fesselt, nicht mehr losläßt und noch lange die Gedanken und die Seele beschäftigt. Das vorliegende ist ein solches. Die Frage ihres kleinen Sohnes macht Anni Wadle bewußt, was sie alles in der Zeit des deutschen Faschismus erleiden mußte, wie sehr sie noch nach dem Krieg durch den erlittenen Terror geprägt ist, so daß sie selten lachen kann.

Dieses Buch ist wichtig, weil es in der Reihe schon vorhandener Biographien eine Besonderheit darstellt: Die Lebensgeschichte einer Frau, die schon vor dem Ersten Weltkrieg das Leben der Arbeiter und ihrer Familien miterlebte, als politisch aktive Journalistin in Kiel und Hamburg bis 1933 tätig war und so aus zwei Facetten ihrer Identität die soziale Wirklichkeit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erfahren konnte. Die Kontinuität ihres politischen Engagements ist ungebrochen: Von der Weimarer Republik über die Zeit des Faschismus mit Gestapo-Verhören und KZ-Haft bis heute. Auch wenn ihr schlechter Gesundheitszustand es nicht mehr erlaubt, jede Aktion zu unterstützen, hat sie deshalb doch nicht resigniert, sondern sich zur Niederschrift ihrer Lebensgeschichte drängen lassen, um den nächsten Generationen ihre politischen Erfahrungen mitzuteilen.

1909 als Kind einer armen Arbeiterfamilie geboren, erlebt sie Hunger, Kälte, zu enge Wohnungen, Arbeitslosigkeit des Vaters. Bei der Jugendweihe 1924 muß Annis Mutter zu Hause bleiben, denn Anni hat keine Schuhe und muß an diesem Tag die Schuhe ihrer Mutter anziehen. Nach der Schule gibt es für Anni keine Möglichkeit der Weiterbildung, das Geld reicht nur für ihre vier Brüder. Anni wird Laufmädchen. Sie engagiert sich schon als Jugendliche im Kommunistischen Jugendverband, später wird sie Mitglied der KPD. Sie lernt ihren späteren Mann, Hein Wadle, kennen, mit dem zusammen sie immer politisch arbeiten wird. 1933 wird Anni, 24 Jahre alt, verhaftet; sie ist den Nazis als kommunistische Journalistin bekannt. Die Schilderung ihrer Verhaftung und die Behandlung durch die Gestapo gehören zu den eindrucksvollsten und erschütterndsten Passagen. Anni wird ins Gesicht geschlagen, in den Rücken getreten und gestoßen, sie muß sich vollständig ausziehen. Sie wird mit der Peitsche geschlagen, wobei sich die Sadisten abwechseln, um immer fester zu schlagen. Einer bietet ihr beim Verhör einen Stuhl an, den dann ein Hilfspolizist wegreißen muß, so daß Anni schwer auf den Boden stürzt. Seit dieser Zeit leidet sie unter starken Rückenschmerzen. Die Schläge ins Gesicht und auf den Kopf hinterlassen eine lebenslange Schwerhörigkeit. Anni wird ins Frauenkonzentrationslager Moringen verschleppt und dort bis 1937 festgehalten. Nach ihrer Entlassung können Hein und Anni endlich heiraten. Annis Gesundheitszustand ist so schlecht, daß sie eine Fehlgeburt erleidet. Weil sie im KZ war, wird sie vorzeitig aus dem Krankenhaus geworfen. Als »politisch unzuverlässig« verliert sie die Werkswohnung; Hein wird wieder verhaftet, ihr Vater stirbt aus Kummer über den Kriegstod des jüngsten Sohnes, ihre Mutter kommt bei einem Bombenangriff ums Leben, viele ihrer

Freundinnen und Freunde werden von den Nazis ermordet. Nach 1945 sind Hein und Anni wieder politisch tätig.

Anni Wadles Buch kann im zeitgeschichtlichen Unterricht als Begleitlectüre zu Schulbuch und wissenschaftlicher Literatur angeboten werden. Als exemplarischer Text ist dieses Buch für Schüler, junge Erwachsene und Pädagogen geeignet und sollte einen Platz in Schul- und Stadtbibliotheken finden.

Barbara Bromberger (Frankfurt/M.)

Soziale Bewegungen und Politik

Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1988 (216 S., br., 19,80 DM)

Als dieser provokative Essay 1983 bei Verso Press unter dem m.E. zutreffenderen Titel »Imagined Communities« erschien, stieß er auf so viel Beachtung, daß mittlerweile schon eine Zweitaufgabe des englischen Originals folgte. Anderson geht von der Feststellung aus, »daß sich seit dem Zweiten Weltkrieg jede erfolgreiche Revolution in nationalen Begriffen definiert — und sich damit gleichzeitig fest in einem territorialen und sozialen Raum verankert hat, der ein Erbe der vorrevolutionären Vergangenheit ist« (12). Ein Ende dieser Ära sei nicht in Sicht: »Das Nation-Sein ist vielmehr der am universellsten legitimierte Wert im politischen Leben unserer Zeit« (42f.). Für Anderson ist Nation »eine vorgestellte politische Gemeinschaft — vorgestellt als begrenzt und souverän« (15). Seine Auseinandersetzung damit begründet er auch mit den Defiziten einer marxistischen Theorie im Umgang mit dem Konzept Nation. Mehr noch: Für Anderson hat sich der Nationalismus als »eine Anomalie des Marxismus erwiesen ..., weshalb man ihn großenteils vernachlässigte« (13). Für ihn wird dieses »große historische Versagen des Marxismus«, wie er es unter Verwendung eines Zitats von Tom Nairn formuliert, beispielhaft durch den fortgesetzten Gebrauch des Begriffs der nationalen Bourgeoisie illustriert, »ohne daß irgendein ernsthafter Versuch unternommen worden wäre, die Relevanz des Adjektivs theoretisch zu bestimmen« (13). Das Ziel seiner Arbeit ist deshalb, »einige Vorschläge für eine befriedigendere Interpretation der 'Anomalie' des Nationalismus zu machen« (14).

Ohne die entscheidende Bedeutung ökonomischer Prozesse zu leugnen, spielen diese im Rahmen der historisch-genetisch orientierten Darstellung — die über europäische Beispiele hinausgehend eine Vielzahl von Durchsetzungsformen nationalistischen Gemeinschaftssinns in unterschiedlichen Gesellschaften zu verschiedenen Zeiten (u.a. in Indonesien und den lateinamerikanischen Kolonien) berücksichtigt — keine explizite Rolle. Anderson interessieren vielmehr »Nationalität und Nationalismus« als »kulturelle Produkte einer besonderen Art«, wobei er zeigen möchte, »warum genau diese kulturellen Kunstprodukte ... ausgesprochen anziehend wirken« (14). Dem ökonomistischen Rigorismus orthodoxer Erklärungsmodelle hält Anderson das Beispiel der lateinamerikanischen Kolonien entgegen: An Hand deren nationalistischen Entwicklung zu einem relativ frühen Zeitpunkt weist er darauf hin, daß »Wirtschaftszusammenschlüsse, seien sie 'natürlich'-geographisch oder politisch-administrativ, aus sich heraus keine Zugehörigkeitsgefühle« erzeugten (60). Statt dessen gelte es zu untersuchen, »wie Verwaltungsorganisationen Sinn hervorbringen« (ebd.). Diese Sinnhaftigkeit bei der Organisierung von gesellschaftlichen Verbänden zu Nationen als einem (mehr oder weniger) freiwillig vollzogenen Prozeß des Zusammenschlusses mit der darauf gründenden Dynamik eines »Wir-Gefühls«

steht im Mittelpunkt der Untersuchung. — Sprache und Kommunikationsmedien sind hierbei für Anderson die wesentlichsten Aspekte, die auf dem Weg zur imaginären Gemeinschaft als Faktoren wirksam werden. So stellt für ihn der Untergang des Lateinischen als Sprache der Herrschenden jenseits der spezifischen Regionalsprachen den »Ausdruck eines umfassenderen Prozesses« dar, »in dem die heiligen Gemeinschaften mit ihren alten heiligen Sprachen allmählich fragmentiert, pluralisiert und territorialisiert wurden« (27). Zugleich leitete die Entwicklung von Druckerzeugnissen den Beginn des »Zeitalters der technischen Reproduzierbarkeit« (Benjamin) ein. Dies war der Schlüssel für die Entstehung völlig neuer Vorstellungen von Gleichzeitigkeit, die Gemeinschaften des »horizontal-säkularen und historischen« Typs ermöglichten (44). »Im positiven Sinn ... wurden diese neuen Gemeinschaften durch eine eher zufällige, doch explosive Interaktion möglich, die sich zwischen einem System von Produktion und Produktionsbeziehungen (dem Kapitalismus), einer Kommunikationstechnologie (dem Buchdruck) und dem unausweichlichen Faktum entwickelte, daß die Menschen verschiedene Sprachen haben« (49f.). Deren Standardisierung und Verbreitung als Schriftsprachen schufen das Medium, mit Hilfe dessen »die Verbindung von Kapitalismus und Buchdruck eine neue Form von vorgestellter Gemeinschaft« hervorbrachte (53).

Basierten die feudalen Herrschaftsstrukturen des Adels noch auf einer Solidarität als »Produkt von Verwandtschaft, Klientismus und persönlicher Loyalität« (81), die eine gemeinsame Sprache und Kultur nicht unbedingt voraussetzten, »wurden die Bourgeoisien im welthistorischen Maßstab die ersten Klassen, die Solidarität auf einer wesentlich vorgestellten Grundlage herzustellen vermochten« (82). Die Wirksamkeit der »imagined community« zwang in der Folgezeit die herrschenden Dynastien zur Übernahme eines »offiziellen Nationalismus« und damit zur antizipatorischen Reaktion, um den befürchteten Marginalisierungsprozeß, »ihren Ausschluß aus einer entstehenden nationalen Gemeinschaft« zu vermeiden (106). Mit dem Ersten Weltkrieg sieht Anderson auch das Ende des Zeitalters der Dynastien: »Von dieser Zeit an war der Nationalstaat die legitime internationale Norm« (115). Für die Förderung des Nationalismus in den Kolonien fielen dabei den (kolonialstaatlichen) Institutionen Schule und Armee eine besondere Bedeutung zu. Mit der Verbreitung einer Schriftsprache wurde auch deren wichtigste Eigenschaft gefördert, »vorgestellte Gemeinschaften hervorzubringen, indem sie besondere Solidarität herstellt und wirksam werden läßt« (133). — Noch pointierter: »Die gedruckte Schriftsprache erfindet den Nationalismus.« (134)

In seinen zusammenfassenden Schlußbemerkungen betont Anderson nochmals, daß der Nationalismus seit Ende des 18. Jahrhunderts im Ergebnis »die 'vorgestellte Gemeinschaft' über alle denkbaren Gesellschaften unserer Epoche verbreitet« habe (157). Der »offizielle Nationalismus« war hierbei »von Anfang an eine bewußt verfolgte, eng mit der Bewahrung imperial-dynastischer Interessen verbundene Politik, die dem Selbstschutz diene. Als sie erst einmal 'auf dem Präsentierteller' lag, konnte sie ... von einem breiten Spektrum politischer und gesellschaftlicher Systeme nachgeahmt werden. Das einzig durchgängige Merkmal dieser Form des Nationalismus war — und ist — sein offizieller Charakter: Er geht vom Staat aus und dient an erster Stelle dessen Interessen.« (159)

Vieles an Andersons pointiert formulierten Aussagen ließe sich relativieren und hinterfragen. Besonders sein Abgrenzungsversuch zwischen Nationalismus und Rassismus im 7. Kapitel vermag keinesfalls zu überzeugen. Natürlich muß davon ausgegangen werden, daß Rassismus als Instrument klassenspezifischer Interessen besonders wirksam werden kann. Die Behauptung aber, daß »Ideologien, in denen

die Phantasien des Rassismus ihren Ursprung haben, ... in Wirklichkeit eher solche der Klasse als der Nation« sind (150), scheint doch etwas gewagt. Zumal Anderson selbst kurz zuvor eine durchaus ernsthafte Interpretation des Nationalismus vorbringt, die auch dessen Affinität zu Rassismus verdeutlicht, indem eine »Natürlichkeit der eingegangenen Bindung« wirksam wird: »So kommt es, daß Nation-Sein der Hautfarbe (sic!), dem Geschlecht, der Herkunft und der Zeit, in die man geboren wird, nahe steht — all dem also, was nicht zu ändern ist. Was man in diesen 'natürlichen Bindungen' verspürt, könnte man die 'Schönheit der Gemeinschaft' nennen. Mit anderen Worten: Gerade weil solche Bindungen nicht bewußt eingegangen werden, erhalten sie den hehren Schein, hinter ihnen steckten keine Interessen.« (144)

Mitunter ist die Andersonsche Argumentation nicht nur besonders angenehme Lektüre, die sich wohltuend von akademischer Durchschnittssprache abhebt, sondern verrät auch allzu leichtfertigen Umgang mit »Beweismaterial«, das apodiktisch präsentiert wird. Trotzdem — und ein bißchen auch gerade deshalb — ist dies ein Buch, das auf Grund der darin enthaltenen Denkanstöße in der englischsprachigen Diskussion zurecht breit und durchaus kontrovers rezipiert wurde. Es eröffnet der wissenschaftlichen Debatte neue Pfade, die es zu verfolgen gilt, ohne dabei auf Abwege zu geraten.

Henning Melber (Kassel)

Bukow, Wolf-Dietrich, und Robert Llaryora: Mitbürger aus der Fremde. Zur Soziogenese ethnischer Minoritäten. Westdeutscher Verlag, Opladen 1988 (193 S., br., 26,80 DM)

Die beiden Autoren haben sich zum Ziel gesetzt, »Ethnologismen« in der Migrantenforschung aufzudecken und die traditionellen Perspektiven dieses Forschungsgebietes umzukehren. Die Gastarbeiterforschung ist — so ihre Grundannahme — »als Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen Strategie zu deuten« (2). Sie schlagen deshalb vor, »das bislang in der einschlägigen Forschung vorherrschende Paradigma ... im Sinne eines ersten charakteristischen Ausdrucks des Forschungsgegenstandes zu betrachten, nicht als Theorie über den Wanderer, sondern als Teil des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Wanderer« (10). Das Kernproblem bei den einschlägigen Forschungsansätzen wird in der »Unterstellung grundlegender Differenzen« gesehen, und zwar werde entweder eine Kulturdifferenz oder eine Modernitätsdifferenz unterstellt. Gegen beide Erklärungsmuster haben die Verfasser grundlegende Einwände. Nach einer knappen Charakteristik der beiden Differenzhypothesen wird folgender Argumentationsgang eingeschlagen: Im ersten Schritt versuchen sie, die »endogene« und »exogene Belanglosigkeit« ethnischer oder kultureller Differenzen nachzuweisen (Abschn. 1.3. und 1.4.) und im zweiten Motive und Mechanismen von Ethnisierungsprozessen aufzuzeigen.

Endogene Belanglosigkeit soll heißen, daß kulturelle Differenzen für formal-rational organisierte moderne Gesellschaften per definitionem nicht konstitutiv sind (oder vielleicht müßte es besser heißen: nicht sein dürften. Vgl. Teil 2). »1. Im zentralen Bereich fortgeschrittener Industriegesellschaften kommt zumindest kulturell gesehen vorgängigen Differenzen, wie sie ethnische Minoritäten darstellen, längst keine konstitutive Bedeutung mehr zu. 2. Gleichzeitig sind gerade diese Gesellschaften in der Lage, eine Fülle kultureller Differenzen im Rahmen unterschiedlicher Lebensformen zu verkraften, soweit und insofern sie marginal bleiben« (20). Ins Feld geführt werden: die formal-rationale Organisation des Marktes, die moderne Bürokratie, aber auch die Werbung, die Medien und das Bildungs- und Wissenschaftssystem. Im sozialen Verkehr sei eine individuelle Konzeption der Lebensgeschichte gefordert. Damit sei durchaus »das Modewerden soziokultureller Variationen« wie

überhaupt »das Modischwerden von subjektbetonenden Handlungen und Verfahren« vereinbar (27). Gerade »Derivatkulturen« bzw. Subkulturen (z.B. Punks) belegen dabei die mögliche Toleranzbreite (29).

Exogene Belanglosigkeit heißt, daß die meist unterstellten kulturellen Unterschiede in der Regel — so die Autoren — einer genaueren Betrachtung nicht standhielten. Die tatsächlichen Differenzen folgten keiner ethnischen, sondern »einer sozioökonomischen Systematik« (Zentrum-Peripherie-Logik, 34). Die Verf. versuchen, »strukturelle Analogien« oder »Affinitäten« zwischen der mediterranen, der türkischen und der mitteleuropäischen Kultur zu belegen (gemeinsame Dominanz der Kleinfamilie, strukturell gleiche Ablösungsproblematik in der Kindheit — Ödipuskonflikt, Patriarchat), so daß am Schluß keine nennenswerten ethnischen Differenzen übrig bleiben.

Aus Teil 1 ihrer Ausführungen ziehen die Verfasser die Schlußfolgerung, daß die Minoritätenforschung mit anderen Forschungsansätzen angegangen werden müsse, nämlich Labeling-approach, Ethnomethodologie, Hegemonietheorie etc. (46f.). Diese Ansätze verwenden sie im zweiten Teil, um die Soziogenese der Ethnizität zu analysieren. Es geht um die Gründe dafür und die Mechanismen der Ethnisierung. Nach der Bestimmung des Vorgangs — unterschieden werden drei Grade der Ethnisierung — untersuchen sie lebensweltliche Orientierungsmuster im Alltag, die »Oberflächen- und Tiefenstruktur« des Alltagshandelns, an die eine »Politik der Ethnisierung« anknüpfen kann. Diese wird im letzten Abschnitt erörtert. Migranten stellen für die Verfasser nur einen Sonderfall von Minoritätenbildung durch Etikettierung im Sinne des labeling-approach dar. Ethnische Minderheiten sind im strengen Sinne Produkte des Alltagshandelns und der Politik der Majorität. Die »soziokulturelle Bereitschaft zur Ethnisierung« wird mit Hilfe des Lebensweltansatzes zu erklären versucht. Bei der Politik der Ethnisierung unterscheiden die Verfasser einen »strukturellen Bereich« und einen »alltäglichen Bereich«, nämlich »Klientelisierung« durch Entmündigung (Ausländerrecht) und Disziplinierung einerseits, Etikettierung (bis hin zum Rassismus) andererseits. Die Politik im strukturellen Bereich, d.h. die soziale Benachteiligung und Entrechtung von Migranten, führt zur Herausbildung einer ethnic class und liefert damit Interpretationsmuster für das Alltagshandeln sowohl für die Angehörigen der Minorität wie der Majorität. So schließt sich der Teufelskreis.

Die Thesen sind in ihrer Radikalität eine anregende Provokation. Sehr produktiv und als Korrektiv für die Forschung wie für die politische und pädagogische Praxis begrüßenswert ist die Herausforderung, die in der Leugnung kultureller Unterschiede besteht. Sie gibt Anstoß zur Überprüfung der gewohnten Sichtweise. Die Argumentation reicht zweifellos auch über den bisher schon öfter geäußerten Ideologieverdacht gegenüber Erklärungsmustern wie »Kulturkonflikt« hinaus. Einige nicht völlig neue, aber neu gewichtete Einsichten verdienen Beachtung. Unbestreitbar ist beispielsweise, daß Ethnizität in modernen Gesellschaften symbolischen Charakter erhält, daß ethnische Merkmale im Dienst der Identitätssicherung mehr oder weniger frei gewählt werden, oder auch, daß ethnische Differenzen in Krisensituationen besonders bedeutsam werden. Daß aber kulturelle Differenzen, jedenfalls im europäischen Raum, an sich belanglos, nur Epiphänomen und Reaktionsform seien, ja nicht einmal als Folge des unterschiedlich weit vorangeschrittenen Modernisierungsprozesses Realitätsgehalt beanspruchen könnten, für diese Grundthese bleiben die Verfasser den Nachweis schuldig. Mit ihren eigenen Ausführungen (z.B. über die formal-rationale Organisation »moderner« Gesellschaften) liefern sie Belege für die Gegenthese. Eine große Unschärfe nehmen die Ausführungen dadurch an, daß

Kulturen und kulturelle Bedürfnisse nicht zu Vergesellschaftungsformen ins Verhältnis gesetzt werden. Im Hinblick auf die Praxis erscheint die Leugnung ethnisch-kultureller Unterschiede ähnlich problematisch wie deren Mystifikation.

Georg Auernheimer (Marburg)

Hansen, Klaus, und Hans Lietzmann (Hrsg.): Carl Schmitt und die Liberalismuskritik. Verlag Leske & Budrich, Opladen 1988 (195 S., br., 28,- DM)

Keine Zeile hat die FAZ jüngst zu seinem 100. Geburtstag verlautbaren lassen. Man behandelt ihn wie einen toten Hund. Quicklebendig ist er indessen im Geiste der Leitkommentare, die Globalstrategen und Staatsraisonneure dort tagtäglich einrücken lassen: der konservative Revolutionär, Staatsrechtler und Verehrer der Macht in allen ihren Formen, der 1985 bald hundertjährig gestorbenen Carl Schmitt. Während sich offizielle und offiziöse Organe unserer Republik dieses Denkers nur verschämt bedienen, führt eine kleine Gruppe von Schmitt-Verehrern publizistischen Krieg um die Aufnahme des Nazifreundes unter die großen Deutschen.

Von den Herausgebern des vorliegenden Bändchens lehrt einer an der Theodor-Heuss-Akademie, der andere an der Bundeswehrhochschule. Und sie verstehen sich doch. Wenn die Autoren, denen hier das Wort eingeräumt wird, Carl Schmitts Schüler sind, dann hat er keine. Meist wird der begriffsscharfe, anregende und provozierende Schmitt auf Phrasen und Formeln heruntergebracht. Immer noch hat sein Werk eine unbedingte polarisierende Wirkung. Es ist damit politisch ganz im Sinne von Schmitt selbst. Es provoziert die Scheidung von Freund und Feind. Die meisten Beiträge des vorliegenden Büchleins regen dagegen eher zu Lächeln oder Kopfschütteln an. Sie sind schlecht geschrieben, flach gedacht und schlampig redigiert.

Nicolaus Sombart, vom Klappentext zum »renommierten Kreis der Schmittianer« gerechnet, raunt über »eine bestimmte Kategorie deutscher Männer«, zu der Carl Schmitt angeblich gehört, und über dessen Neigung, sich mit »Männern auf verlorenem Posten« zu identifizieren. Das tut so mancher und wird davon noch kein Carl Schmitt. Sombart selbst beweist es ja durch seine schiere Existenz als renommierter Schmittianer. Hansen (von der Theodor-Heuss-Akademie) befindet, Schmitts Anti-Liberalismus komme »vom geistigen Habitus her« (11). Die Armut kommt von der *pauvreté*.

Die Ratio der Schmittschen Politologie ist der Ernst- und Ausnahmefall. In der revolutionären Situation hat sich die Staatsmacht zu beweisen. Der Liberalismus der bürgerlichen Demokratie gilt ihm für eine verlogene Schönwetterideologie, geeignet, die Freund-Feind-Frage zu vernebeln und die Staatsautorität in Diskussionen zu verschleißen, statt sie in entschlossenem Handeln zu bestätigen. Schmitt ist der Theoretiker der deutschen Gegenrevolution, sein Bezugsfeld der »Weltbürgerkrieg« zwischen den Klassen. Er ist ein Feind der repräsentativen Demokratie, weil das Prinzip der Repräsentation die Interessenidentität zwischen Regierenden und Regierten nur vortäuscht, die er real durch Machtentfaltung von oben herstellen möchte. Ohne Zweifel reagiert er auf die (vermeintliche) Widerstandslosigkeit des Parlamentarismus gegen Arbeiterbewegung und Kommunismus. Das macht ihn heute interessant und obsolet, da das Bürgertum in den Metropolen ganz auf den mit Konsumchancen versüßten Liberalismus zu setzen scheint und die hemdsärmelige Machtentfaltung vorläufig an die Peripherie verlegt ist (IWF für die Guten und Contras für die Bösen).

Rüdiger Altmann (27ff.) exkulpiert den Nazifreund, indem er ihm bescheinigt, von der praktischen Politik nur wenig verstanden zu haben. Er verweist auf den Zusammenhang zwischen Carl Schmitts »Legalität und Legitimität« und Georg Lukács'

»Legalität und Illegalität« von 1922. Ansonsten entdeckt er in Schmitts politischer Theologie »die Abschüssigkeit der totalen Immanenz der Geschichte« (29). Informativ und materialreich ist, was Manfred Lauer mann (37ff.) über Schmitt im NS zusammengetragen hat. Lauer mann scheint auch zu können, was den anderen Beiträgern versagt ist: von Schmitt lernen, ohne ihm zu verfallen. In der Sache gediegen ist auch, was Maschke (55ff.) schreibt, hat er doch verstanden, daß es Liberalen und Antiliberalen gleichermaßen um die Sicherung des bürgerlichen Eigentums geht. Man differiert lediglich in der Taktik. Carl Schmitt will den Feind anerkennen und die Austragung der Feindschaft regulieren, den Liberalen wirft er vor, die Feindschaft zu verdrängen, für den Ernstfall nicht gerüstet zu sein, die moralisch anspruchsvolle Entscheidung dekadent zu umgehen: die Bourgeoisie als diskutierende Klasse.

Tucker befaßt sich mit Schmitts Theorie der Zentralgebiete, von denen aus zu verschiedenen Zeiten politische Polarisierungen organisiert werden: das Theologische, das Metaphysische, das Humanitär-Moralische, das Ökonomische (93ff.). Richtig verstanden sind das die Sphären, in denen die Akteure ihr politisches Handeln fundieren und motivieren (auch wenn es real andere Ursachen haben mag). Bedauerlicherweise fehlt insgesamt der naheliegende Vergleich mit den anderen rechten Meisterdenkern des Jahrhunderts (Arnold Gehlen und Hans Freyer z.B; beider Werdegang klingt zwar gelegentlich an im fraglichen Bändchen, doch bleiben sie blaß). Hans Lietzmann befaßt sich mit den stillen Wirkungen Schmittschen Denkens auf die bundesdeutsche Verfassung und auf das Verfassungsgericht (107ff.). Dieter Haselbach (119ff.) resümiert die Schmitt-Diskussion in den USA, Theo Schiller die Beziehung zwischen dem Liberalen Rolf Schroers und Carl Schmitt (141ff.). Im Anhang sind zwei Artikel abgedruckt, die Carl Schmitt unter Pseudonym 1949 in der *Eisenbahnerzeitung* veröffentlicht hat, Artikel, die sich mit der Verfassung der BRD beschäftigen.

Wer die Aufregung verstehen will, die blockierte Kasernen in Mutlangen und blockierte Brücken in Rheinhausen bei Staats- und Rechtsvertretern verursachen, wer wissen will, welche geistigen Steinbrüche die bürgerliche Globalstrategen plündern, der möge sich mit Schmitts Werk aus erster Hand vertraut machen. Gerade der Umstand, daß sich Schmitts Ernstfall- und Ausnahmedoktrin zur herrschenden Ideologie in einem relativen Gegensatz befindet, macht ihn aufschlußreich. Die Bereitschaft zur ungehemmten staatlichen Machtentfaltung im Zweifelsfalle prägt selbst die friedlichsten Phasen der BRD. Obwohl die marxistische Linke jede neue Wendung des abgetragenen liberalen Mäntelchens ausgiebig kommentiert, fehlt jede ernsthafte Auseinandersetzung mit Carl Schmitt, dem »Anti-Liberalen«. Wäre es nicht sinnvoller, den Machiavelli der Gegenrevolution zu untersuchen als ihren Helmut Kohl? Die Schmitt-Kritik von Habermas etwa ist schon darum hilflos, weil sie sich mit der liberalen Tradition einfach identifiziert. Schmitt will den Bourgeois ohne Citoyen, Habermas den Citoyen ohne Bourgeois. Das führt nicht weiter.

Clemens Knobloch (Siegen)

Noetzel, Thomas: Die Revolution der Konservativen. England in der Ära Thatcher. Junius Verlag, Hamburg 1987 (181 S., br., 22,- DM)

Noetzel geht davon aus, daß der Thatcherismus als Revolte der alten und neuen Mittelschichten in der Konservativen Partei aufzufassen ist, die sich sowohl gegen die »schwächlichen« traditionellen Oberklassen als auch gegen die Bedrohung durch die Unterklassen richtet. Die Krise des Wohlfahrtsstaates wird nach Noetzel im Thatcherismus aufgegriffen als Bedrohung der Mittelschichten durch Bürokratien,

wachsende Steuerquote und schnelle Geldentwertung sowie durch eine Sozialpolitik, die die Bedürfnisbefriedigung auch ohne Leistung möglich macht. In einer Zeit, in der die Unterklassen die Ordnung »überschwemmen«, müsse die produktive Klasse sich kämpfend zur Wehr setzen. Eine rigide Sparpolitik sei so nicht nur ökonomisch notwendig, sondern als Mittel der Erziehung zu Eigeninitiative und Selbstverantwortung auch moralisch gerechtfertigt.

Den Hauptteil des Buches nimmt die detaillierte Schilderung einiger Thematiken der thatcheristischen Politik sowie ihrer Artikulation zu einem hegemonialen Konzept ein: Der Angriff des »Abschaums« läßt sich danach nur durch Law and Order im Sinne einer sittlichen Mobilmachung der Bevölkerung gegen die Permissivität abwehren. Die Polizei soll dabei nicht einen inneren Frieden aller Gesellschaftsmitglieder »schützen«, sondern den besseren Teil der Gesellschaft gegen den »Sumpf« (so die offizielle Bezeichnung einer Londoner Kontrollaktion der Polizei; 83). So wurde etwa eine Großrazzia wegen Sozialhilfe-Betrugs durchgeführt. Bei der Abwehr des Angriffs auf die »Ordnung« haben die traditionellen konservativen Führungsgruppen der Gesellschaft versagt. Die öffentliche Diskussion in den achtziger Jahren über die prosovjetschen Agenten der vierziger Jahre, die aus diesen Oberschichten kamen, sieht Noetzel als Paradigma der Abrechnung der Mittelschichten mit dem »melancholischen« Konservatismus der »schwächlichen« Oberschicht. Noetzel stellt diese Diskurse ebenso wie die diskursive Verarbeitung des Falkland-Krieges und des Rassismus plastisch und detailliert dar. Die ökonomischen Thematiken (Abbau der Staatsverschuldung, Privatisierung, Gewerkschaftsgesetze u.a.) werden dagegen nur gestreift. Eine Begründung für diese Auswahl ist für mich nicht erkennbar.

In einem abschließenden Kapitel faßt Noetzel »Konturen eines britischen Populismus« (141ff.) zusammen. Die thatcheristische Hegemonie erklärt er aus der Sozialstruktur: die industrielle Kernarbeiterschaft wird minoritär, »die Definitionsmacht des Arbeitsprozesses für die Wirklichkeitsgestaltung des einzelnen« läßt nach (146), wodurch auch Labour und die Gewerkschaften in die Krise geraten. Der Thatcherismus greift dagegen ein breites kulturelles Unbehagen auf und artikuliert es mit mehrheitsfähigen Problemen. Kernstück ist dabei die Betonung von Eigeninitiative und Eigenverantwortung (»Privatisierung« der Betriebe genauso wie der Verantwortung für Krankheit). In der öffentlichen Darstellung fallen die Themen mit den Personen, die sie repräsentieren, zusammen (Thatcher als aufgestiegene Tochter eines Krämers usw.). Diese Politiker haben die Herausforderung des »Neuen« gewagt und waren erfolgreich dabei. Das »Neue« wird nach Noetzel zu einem Stützpfiler des Konservatismus, die konservative Partei zu einer Partei der »Modernität«.

Unbefriedigend ist u.a., daß Noetzel nicht herausarbeitet, wie das Element des »Populismus« zu dem der Spaltung in »Zwei Nationen« (die »Produktiven« gegen die »Unproduktiven«) in Beziehung steht (vgl. Jessop u.a. gegen Hall in *Argument* 152, 521ff.). Der Thatcherismus erscheint als geschlossenes Konstrukt, ohne daß Entwicklungen, Widersprüche und Grenzen herausgearbeitet würden. Labour-Regierungen machten zum Beispiel schon vor Thatcher eine »thatcheristische« Sparpolitik. Wie wurden solche vorgefundenen Elemente in den Thatcherismus eingebaut? Warum wird davon gesprochen, die Bilanz der Regierung Thatcher sei erfolgreich (so eingeschränkt auch Noetzel; 11), während sie zentrale Teile ihres ökonomischen Programms (Eigentumsstreuung durch Privatisierung, Erhöhung der Produktivität) nicht einlöst? Oder in einer anderen Blickrichtung: Ist das, was sich als erfolgreich für den Konservatismus herausgestellt hat, zum Beispiel die Personalisierung der Politik, auch erfolgreich für Labour?

Jörg-Michael Vogl (Marl)

Šik, Ota: Prager Frühlingserwachen. Erinnerungen. Busse und Seewald Verlag, Herford 1988 (383 S., br., 42,- DM)

Im Kontext der Publikationen zum 20. Jahrestag der gewaltsamen Zerschlagung des »Prager Frühlings« gehören die Lebenserinnerungen von Ota Šik zu den interessantesten Beiträgen. Im Gegensatz zu vielen seiner damaligen Mitstreiter, etwa Zdeněk Mlynář oder Jiří Pelikán, hat sich Šik, obwohl als Leiter der ökonomischen Reformkommission, stellvertretender Ministerpräsident und Wirtschaftsminister unter Alexander Dubček einer der führenden Köpfe der tschechoslowakischen Reformentwicklung, bisher nur vereinzelt zu seiner Rolle im Prager Frühling geäußert. Šik will weder die lange Reihe historisch-wissenschaftlicher Bücher über die Ereignisse verlängern noch »Memoiren im üblichen Sinne« vorlegen, sondern »wichtige Hintergrundinformationen (geben), die meinen persönlichen Einfluß auf Geschehnisse in der ČSSR betreffen« (13). Ich beschränke mich auf drei hervorstechende Merkmale seiner Publikation.

Zum einen geht Šik glücklicherweise gelegentlich von seiner Vorgabe ab. Die Schilderung seiner durch materielle Not geprägten Kindheit, seiner frühen Politisierung in der kommunistischen Jugendbewegung, seiner Verhaftung durch die faschistische deutsche Gestapo und des darauf folgenden fünfjährigen Martyriums im Konzentrationslager Mauthausen, seiner hoffnungsvollen Mitarbeit beim sozialistischen Aufbau der ČSSR nach 1945 und der schnellen Desillusionierung durch die Ausbreitung stalinistischer Herrschaftsmethoden, seiner Flucht in die Wissenschaft und seines erneuten praktischen Versuches, einen Sozialismus mit »menschlichem Antlitz« mit aufzubauen, der dann am 21. August 1968 von Panzern überrollt wurde — diese Schilderungen sind ebenso erschütternd wie aufschlußreich. Man fragt sich nicht nur einmal, woher dieser Mann immer wieder die seelische Kraft nahm, um all das zu ertragen und immer wieder von Neuem zu beginnen. Seine Haltung zu studieren sei all jenen empfohlen, die heute angesichts kaum noch zu überblickender politischer, ökonomischer, ökologischer und kultureller Probleme verzweifeln und resignieren.

Zum zweiten ist Šiks Buch durchaus auch in historischer Hinsicht ein Gewinn und bringt neue Aspekte und Interpretationen. So beschreibt er Alexander Dubček als einen Menschen, der »scheu, unsicher und unentschlossen ... der großen Rolle, die er später spielen sollte, nicht ganz gewachsen war« (198). Die Behauptung, daß Dubček »kein Reformler« war, sondern eher ein auf Ausgleich bedachter »Zentrist« (219 und 229), wurde meines Wissens so noch nicht aufgestellt.

Schließlich frappiert immer wieder die große Ähnlichkeit der Šikschen Ideen von 1968 mit jenen Gorbatschows heute, was Šik auch immer wieder anmerkt (10, 226, 304, 332). Die Beschlüsse des Zentralkomitees der KPdSU vom 26. Juli 1987 über die Umgestaltung der sowjetischen Wirtschaft und insbesondere das Gesetz über den staatlichen Betrieb vom 30. Juni 1987 lesen sich in ihren Grundbestimmungen (größere ökonomische Selbständigkeit der Betriebe und ihre Umstellung auf vollständige Rechnungsführung und Selbstfinanzierung sowie demokratische Selbstverwaltung in den Betrieben) wie Auszüge aus dem Aktionsprogramm der KP der ČSSR vom 5. April 1968. Inzwischen hat sich gezeigt, daß Gorbatschows Reformkonzept, wiederum analog zu den Vorstellungen der Prager Reformler von 1968, auch auf eine Demokratisierung des politischen Systems zielt. Wer sich für die Gorbatschowsche Reformpolitik interessiert, wird in Šiks Buch viel Orientierung finden können.

Egbert Scheunemann (Hamburg)

Hildebrandt, Eckart, Eberhard Schmidt und Hans Joachim Sperling (Hrsg.): Zweidrittelgesellschaft. Eindrittelgewerkschaft. Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1988/89. Rotbuch Verlag, West-Berlin 1988 (154 S., br., 16,- DM)

Die Situation der Gewerkschaften zum Ende dieses Jahrhunderts ist prekär. Der abnehmende Organisationsgrad, eine Überalterung der Gewerkschaftsmitglieder und mangelnde Flexibilität im Umgang mit den Folgen der technischen Innovation werfen zunehmend Probleme auf. Nach Meinung der Herausgeber müssen sie sich vier großen Herausforderungen stellen: 1. dem andauernden »Arbeitsplatzabbau in bestimmten alten Industriebranchen«; 2. dem zunehmenden Verlust gewerkschaftlichen Einflusses bei betrieblichen Innovationen auf Grund der neuen Informations- und Produktionstechniken; 3. der Heterogenität ihrer Mitglieder und der damit einhergehenden Interessendiffusion, die den Vertretungsanspruch der Gewerkschaften torpediert; 4. der Frage nach der gesellschaftstheoretischen und gesellschaftsprägenden Kraft der Gewerkschaften. Nach einer (wohl obligatorischen?) Auseinandersetzung mit den Thesen Lafontaines, die leider hinter dem Stand der derzeitigen Diskussion zurückbleibt (vgl. etwa die Thesen von Kurz-Scherf auf dem Kongreß des Sozialistischen Büros am 11./12.6.1988), sind weitere Themenblöcke dem »Nieder-gang der alten Industrien«, den Ansätzen »für eine neue Betriebspolitik« und den »neuen Anforderungen« an die Gewerkschaften gewidmet. Aussagen zur Tarifpolitik und über die Mitgliederbewegung bilden den Abschluß des Buches.

Die Auseinandersetzung mit den alten Industrien (Stahl, Bergbau und Werften) zeigt das Innovationspotential und die Hilflosigkeit gewerkschaftlichen Handelns gleichermaßen. »Beschäftigungsgesellschaft« und »Entwicklungsgesellschaft Werften« heißen die Zauberwörter der Krisenregulierung. In beiden Modellen sind die Schaffung von Ersatzarbeitsplätzen und zunehmende Weiterqualifizierungsmöglichkeiten vorrangig. Daß dies bei den Betroffenen oftmals den Eindruck aufgepropfter Modelle Grüner-Tisch-Theoretiker weckt, macht das Interview mit einem Betriebsrat der Bremer Vulkan-Werft deutlich. Bedrückend die Aussagen von Theo Steegmann, stellvertretender Betriebsratsvorsitzender in Rheinhausen, zum fehlenden Engagement der IG-Metall im Rheinhausenkonflikt: »Doch dort [bei der IG-Metall] gilt offenbar, daß sterbende Branchen in ihren letzten Zuckungen irgendwie noch 'begleitet' werden müssen.« (43) Eine Form gewerkschaftlicher Sterbehilfe?

Mit wachsender Sorge wird die »partielle Verlagerung tarifpolitischer Normsetzungsbefugnis in die Betriebe« betrachtet. Diese mit dem Schlagwort der »Verbetrieblichung« gekennzeichnete neue Variante der Tarifpolitik unterhöhlt die Macht gewerkschaftlicher Forderungen. Da nur noch die Rahmenbedingungen gesetzt werden, kommt die Basisferne mancher Forderung um so deutlicher zum Tragen. Hier scheint allein eine engere Rückkoppelung der Gewerkschaftsspitze an ihre Basis Erfolg zu versprechen.

Die »neuen Anforderungen« an gewerkschaftliche Zukunftsgestaltung: »Feministische Betriebspolitik«, ökologisch orientierte Gewerkschaftspolitik und nicht zuletzt der Umgang mit lebensgefährlichen Technologien wie der Atomenergie. Aber noch allzuoft verharren die Gewerkschaften im Status quo. Kein Wunder, daß sie von den Jugendlichen »als anonyme bürokratische Großorganisation wahrgenommen werden, denen die Organisationspraxis und Politik ihren individualistisch akzentuierten sozialkommunikativen Ansprüchen wenig glaubwürdige Identifikationsmöglichkeiten anzubieten scheint« (146). Ein Satz, der jedem Gewerkschaftsfunktionär ins Stammbuch geschrieben werden sollte.

Das Gewerkschaftsjahrbuch erscheint zum letzten Mal im Rotbuch Verlag. Es ist zu wünschen, daß sich ein neuer Verlag findet.

Michael Bauer (Freiburg)



Peter Körte (Hg.)

*Interviews
zu einem Jubiläum*

Argument

30 Jahre Argument

*Interviews zu einem Jubiläum
Von Peter Körte*

30 Jahre »Argument« — ein Anlaß zu Rückblick, Bestandsaufnahme und Perspektivendiskussion. Peter Körte, freier Journalist in Hamburg, hat Mitarbeiter, Kritiker und Widersacher, Freunde und Gleichgesinnte zu Einzelinterviews eingeladen.

Der Jubiläumsband versammelt keinen Jubelchor. Kräftige Töne, Dissonanzen und Gegen-Argumente sind nicht nur unvermeidbar, sondern entsprechen der Tradition und dem Selbstverständnis des Projekts namens »Argument«. Die Gesprächspartner werden jeweils ihr Verhältnis zum »Argument« entwickeln: entlang an den Konflikten, Spannungen, Widersprüchen und Bruchstellen, die untrennbar zur Geschichte der Zeitschrift gehören.

Befragt werden: Detlev Albers, Elmar Altvater, Michael Ben, Frank Deppe, Ossip K. Flechtheim, Peter Furth, Helmut Gollwitzer, Hermann Gremliza, Kornelia Hauser, Jutta Held, Sebastian Herkommer, Dieter Herms, Michael Jäger, Urs Jaeggi, Arno Klönne, Reinhard Kühnl, Annette Kuhn, Jürgen Link, Gert Mattenklott, Thomas Metscher, Christof Müller-Wirth, Oskar Negt, Reimut Reiche, Helmut Ridder, Barbara Steinhardt, Friedrich Tomberg, Helmut Wiesenthal, Erich Wulff.
176 S., br, DM 15,—

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; **V:** =Veröffentlichungen **M:** =Mitgliedschaften

- Alanen, Leena*, 1946; Soziologin an der Univ. von Jyväskylä (Finnland). A: Familie, Sozialisationstheorie, Soziologie der Kindheit. M: FCP (KP Finnlands)
- Albert, Claudia*, 1953; Dr.phil., Privatdozentin an der FU Berlin. V: *Der melancholische Bürger* (1981). A: Aufklärung, Diskursanalyse. M: Germanistenverband, DGfE 18. Jh.
- Anders, Günther*, 1902; promoviert 1923 bei E. Husserl; Mitinitiator der internationalen Anti-Atombewegung. V: *Der amerikanische Krieg in Vietnam oder philosophisches Wörterbuch heute*, in: *Argument* 45 (1967); *Die Antiquiertheit des Menschen* (Bd.1: 1960; Bd.2: 1980); *Hiroshima ist überall* (1980); *Ketzereien* (1982). M: PEN Wien, Akademie der Künste Berlin
- Auernheimer, Georg*, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg, Mithrsg. der Zeitschrift *Demokratische Erziehung*. V: *Alternativen für die Schule* (Hrsg., 1980); *Handwörterbuch zur Ausländerarbeit* (Hrsg., 1984). A: Lerntheorie, Bildungstheorie, interkulturelle Erziehung
- Baab, Patrik*, 1959; M.A., Journalist beim Saarländischen Rundfunk. V: *Krise der Parteiendemokratie* (Mitautor, 1985). A: Medienpolitik, Medienpädagogik, Sozialgeschichte
- Barthlott, Michael*, 1960; Studium der Philosophie und Soziologie an der FU Berlin
- Bauer, Michael*, 1959; Dipl.Päd., Freier Mitarbeiter in der Erwachsenenbildung
- Berg, Günter*, 1959; wiss. Mitarb. an der Univ. Kiel/Projekt: Große Frankfurter und Berliner Bertolt-Brecht-Ausgabe. A: Literatur und -theorie des 19. und 20. Jh. (z.Zt. speziell Brechts Lyrik)
- Bromberger, Barbara*; Dr.phil., Politologin, Geschäftsführerin des Studienkreises Deutscher Widerstand Frankfurt/M. V: *Feinde des Lebens* (Mitautorin, 1979); *Schwestern, verfehlt uns nicht* (Mitautorin, 1988). A: Antifaschistischer Widerstand 1933-45; Frauengeschichte
- Clemens, Bärbel*, 1952; Dr.phil., Hochschulass. an der Univ. Hannover. V: *Töchter der Alma Mater* (Mithrsg., 1986); *Menschenrechte haben kein Geschlecht* (1988). A: Politikwissenschaftliche Frauenforschung. M: GEW, BdWi, Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen Hannover
- Daniel, Ute*, 1953; Dr.phil., Hochschulass. an der Univ./GH Siegen. V: *Dollardiplomatie in Europa* (1982); *Frauen in der Kriegsgesellschaft 1914-1918* (1989). A: Sozialgeschichte; Frauengeschichte
- Dimmel, Nikolaus*, 1959; Dr.jur.; Univ.Ass. V: *Recht und Politik* (Mithrsg., 1988). A: Rechtssoziologie; Rechtstheorie; Neokorporatismus
- Fallschessel, Helmut*, 1960; Studium der Philosophie, Ethnologie und Religionswiss. an der FU Berlin
- Fecker, Thomas*, 1961; Dipl.-Kfm., Wiss. Mitarb. am Institut für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Univ. Münster. A: Personalwesen; quantitative Sozialforschung
- Gräning, Gisela*, 1951; Dr.rer.nat., Dipl.-Biol., Wiss. Mitarb. in der »Arbeitsstelle Frauenförderung« der Univ. Hamburg. V: *Unterrichtseinheit »Gen- und Reproduktionstechnologien«* (1988). A: Forschungsprojekt »Geschichte der reproduktiven Endokrinologie«
- Gransow, Bettina*, 1949; Hochschulass. am Ostasiatischen Seminar der FU Berlin. V: *Soziale Klassen und Schichten in der VR China* (1983). A: Wirtschaft und Gesellschaft des modernen China; Vergleich sozialistischer Gesellschaften. M: ÖTV
- Hartmann, Heinz*, 1930; Ph.D., Prof. f. Soziologie an der Univ. Münster, Mithrsg. der *Sozialen Welt* und der *Soziologischen Revue*. V: *Funktionale Autorität* (1964); *Moderne Amerikanische Soziologie* (?1973); *Entzauberte Wissenschaft* (Mithrsg., 1984). A: Wirtschafts- und Wissenschaftssoziologie, Sozialreportage
- Heinrich, Klaus*, 1927; Dr.phil., Prof. f. Religionswissenschaft an der FU Berlin. V: *Versuch über die Schwierigkeit, nein zu sagen* (1964); *Parmenides und Jona* (1966); *Dahlemer Vorlesungen I* (1981) und 2 (1986). A: Religionsphilosophie, Gattungsgeschichte, Psychoanalyse
- Held, Jutta*; Dr.phil., Prof. für Kunstgeschichte an der Univ. Osnabrück. V: *Kultur zwischen Bürgertum und Volk*, AS 103 (Hrsg., 1983). A: Kunstgeschichte 17.-20. Jh.
- Jäger, Michael*, 1946; Dr.phil. V: *Über Macht und Parteien*, in: *Marxismus und Theorie der Parteien*, AS 91 (1983); *Die Methode der wissenschaftlichen Revolution*, AS 137 (1985). A: Parteien; Neokorporatismus; Wissenschaftstheorie. M: GEW, DVPW
- Jansen, Birgit*, 1958; Dipl.-Psych., wiss. Mitarbeiterin an der GH Kassel. V: *Frauenleid und Frauenleiden*, in: *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Krankheit/Gesundheit und Geschlechterverhältnisse. M: AG Frauenforschung an der GH Kassel, Arbeitskreis hess. Wissenschaftlerinnen
- Kamp, Peter*, 1958; Studienreferendar (Philosophie, Geschichte). V: *Spanischer Bürgerkrieg in Peter Weiss' ÄdW* (1989); *Politische Karikatur in Frankreich 1958-1987* (Mitautor, 1987)
- Kebir, Sabine*, 1949; Dr.phil., freie Schriftstellerin, Lehrbeauftragte an der FU Berlin. V: *Die Kulturkonzeption A. Gramscis* (1980); *Antonio Gramsci: Marxismus und Kultur* (Übers./Hrsg., 1983/7); *Ein akzeptabler Mann?* (B. Brecht, 1987). A: Gramsci, Massenkultur, Literatur der DDR, Brecht
- Knobloch, Clemens*, 1951; Dr.phil., Prof. für Germanistik und Linguistik an der GHS Siegen. V: *Sprachpsychologie* (1984); *Geschichte der psychologischen Sprachauffassung* (1988); *Sprache als Technik der Rede* (1988). M: GEW, BdWi

- Kowalsky, Wolfgang*, 1956; Dipl.-Soz., Doktorand, wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. V: *Frankreichs Unternehmer in der Wende* (1989). A: französische Zeitgeschichte
- Kühling, Achim*, 1956; Wiss. Mitarb. am Institut für Sportwiss. der FU Berlin. V: *Utopien des Körpers: Körper, Gesundheit, Elite* (1988). A: Sportsoziologie
- Kuhn, Annette*, 1934; Prof. f. Neuere Geschichte und Frauengeschichte und ihre Didaktik an der Univ. Bonn. V: *Einführung in die Didaktik der Geschichte* (1974); *Die französische Revolution* (1975); *Frauen in Geschichte und Gesellschaft* (Hrsg.)
- Lämmert, Eberhard*, 1924; Dr.phil., Prof. d. Dt. Philologie und Allg. Literaturwiss., 1976-1983 Präsident der FU Berlin. V: *Bauformen des Erzählens* (1955); *Germanistik — eine deutsche Wissenschaft* (Mitauteur, 1967); »Peter Weiss — ein Dichter ohne Land«, in: *Germanistische Streifzüge* (1974)
- Leaman, George*, 1958; Studium der Philosophie, Doktorand an der Univ. Massachusetts, z.Zt. Stipendiat an der FU Berlin; Mitglied des Gemeinderats Amherst. V: »Die gemeine Nebenregierung der USA«, in: *Argument* 1967 (1988). A: Politische Philosophie
- Melber, Henning*, 1950; Dr.rer.pol., wiss. Mitarb. an der GH Kassel, Redakteur der *Peripherie*. V: zu Namibia, Südafrika, Kolonialismus, Rassismus. M: SWAPO of Namibia, GEW (Komitee Erziehung gegen Apartheid), Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland, Informationsstelle Südliches Afrika
- Meyer-Siebert, Jutta*, 1947; Dipl.-Psych. V: *Küche und Staat*, AS 180 (Mitautorin, 1988). A: Arbeit, Politikformen. M: GEW
- Moulines, Carlos-Ulisses*, 1946; Prof. f. Theorie und Geschichte der Naturwiss. an der FU Berlin. V: *Zur logischen Rekonstruktion der Thermodynamik* (1975); *Exploraciones metacientíficas* (1982); *An Architectonic for Science* (Mitauteur, 1987). M: Sociedad Mexicana de Filosofía
- Nitsch, Wolfgang*, 1938; Dr.phil., Prof. f. Wissenschaftstheorie an der Univ. Oldenburg. V: *Hochschule in der Demokratie* (Mitauteur, 1965); *Die soziale Dynamik akademischer Institutionen* (1973); »Hochschulentwicklung und soziale Bewegungen« in: *Blickpunkt Hochschuldidaktik*, Bd.79 (1986). A: Wissenschafts- und Bildungssoziologie, Wissenschaftstheorie und Hochschuldidaktik. M: DGfE, GEW
- Nohara, Erik*; Dipl.-Pol., freiberufl. Journalist. A: Ost-West-Beziehungen, DDR-Kulturpolitik. M: SPD, DJU, Comenius-Club für deutsch-osteuropäische Beziehungen e.V.
- Nolte, Hans-Heinrich*, 1938; Dr.phil., Prof. f. Geschichte an der Univ. Hannover. V: *Ziviler Widerstand und autonome Abwehr* (Mitauteur, 1984); *Weltsystem und Geschichte* (1985); *Patronage und Klientel* (Hrsg., 1989). A: Geschichte Osteuropas und des Internat. Systems
- Schaarschuch, Andreas*; Dipl.-Päd., Redakteur der *Widersprüche*. A: Sozialpolitik, Sozialarbeit und -pädagogik, berufliche Bildung, Bildungstheorie
- Scherr, Albert*, 1958; Dr.phil., Dipl.-Soziologe, Lehrbeauftragter. V: *Strukturelle Bedingungen und alltagskulturelle Formen individueller Reproduktion* (1984). A: Kultursoziologie, Subjekttheorie
- Scheunemann, Egebert*, 1958; Dipl.-Pol., Studium der Politologie/Philosophie, Doktorand. V: zu Ota Šik/Wirtschaftsdemokratie/Ökosozialismus
- Schmid, Josef*, 1956; Studium der Politikwissenschaften und der Soziologie. A: Neokorporatismus, konservative Parteien
- Schmidt, Tanja*, 1961; M.A., Doktorandin der Germanistik an der FU Berlin
- Sölle, Dorothee*, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Im Hause des Menschenfressers* (1980); *Anfragen feministischer Theologie*, in: *Argument* 129 (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982); *Christentum und Postmarxismus*, in: *Argument* 156 (1986); *Frauen in Nicaragua*, in: *Argument* 159 (1986)
- Thieme, Frank*, 1947; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der Univ. Bochum. V: *Die Bildungsreform im Urteil der Verbände* (1981); *Freizeitgewohnheiten Jugendlicher im Ruhrgebiet* (Mitauteur, 1988). A: Geschichte der Soziologie, Wissenschaftssoziologie, Sozialstruktur
- Vogl, Jörg-Michael*, 1954; Gesamtschullehrer. A: Parteientheorie
- Wagner, Karl*, 1959; Dipl.-Soz., Dipl.-Betriebswirt. Mitarb. u. Promovend an der Univ. Münster. V: *Über Prozesse der Etikettierung und Gegenetikettierung* (1987); *Zwischen Vernachlässigung und Akzeptanz — zur Frage der Berücksichtigung der DDR-Soziologie durch »die« westdeutsche Soziologie* (1989). A: Wissenssoziologie, Politische Soziologie, Friedens- und Konfliktforschung
- Weyer, Johannes*, 1956; Dr.phil., Hochschulass. an der Univ. Bielefeld. V: *Die Entwicklung der westdeutschen Soziologie von 1945 bis 1960* (1984); »Soziologie im Faschismus«, in: *Das Argument* 146 (1984). A: Wissenschaftssoziologie, Forschungspolitik. M: BdWi, GEW
- Wolf, Frieder Otto*, 1943; Priv.Do. an der FU Berlin, Mitglied der Grünen im Europäischen Parlament. Redakteur des *Argument*. V: *Umwege* (1983); *Grünes und alternatives Jahrbuch* (Mithrsg., 1986). A: Philosophie, Politik. M: Die Grünen, Alternative Liste
- Yamada, Toshio*, 1942; Prof. f. Ökonomie an der städt. Univ. von Osaka. V (alle jap.): *Kommentar zu den »Grundrissen«* (Ltg., 1974); *Werk und Denken von Marx* (Mitauteur, 1982); *Das Bild der Moderne in den »Grundrissen von Marx* (1985); *Wiederkehr der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft* (1987)

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

1'89

H.Timmermann: Geschichtsrevisionismus in Moskau und die SED

G.Weisskirchen: Erich Fried ist tot

H.Schauer: Der Affe Sultan und die Gewerkschaften. Eine Rede vor Managern

Christen und Republik

Jenseits von Optimismus und Pessimismus. Gespräch zwischen Walter Dirks und Peter Glotz

K.F.Bastian: »Ich bin ein unreiner Denker«. Erinnerungen an Eugen Rosenstock-Huessy

P.Knauer: Über Dieter Suhrs Vorschläge zur besseren Nutzung des Geldes

J.Nowak: Gegenseitige Hilfe statt Selbsthilfe. Plädoyer für eine ökologische Theorie des Sozialstaates

H.Theisen: Kirchliche Positionen in der Menschenkrise

J.Schmid/H.Riemann: Postmoderne CDU — Bastelei am christlichen Menschenbild und am politischen Profil der Union

T.Schulz: »Jeder ist der andere und keiner er selbst.« Zur Aktualität Fernando Pessoa's

H.-J.Vogel: Dokumentation: Waldemar von Knoeringen hat mit seinem Leben gepredigt

R.Hilf: München

36. Jg. 1989

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Günter Grass, Johannes Rau, Carola Stern, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wöhner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Ulrike Ackermann, Norbert Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versand; Jahresabo 66,- DM zzgl. Versand. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

1'89

Kommune-Thema

J.Schmierer: Warten auf den Europaexpress

Magazin

G.Held: Streiks in Frankreich

G.Wülfing: Die neue Frau im Kabinett

O.Schily: Was ist denn links?

G.Schwandner: Blüms Gesundheitsreform

E.Stölting: Sowjetische Verfassungsänderung

W.Polster: Postfordistische Unternehmenslandschaft

Zur Zeit

A.Recknagel: Polarisierung in Peru

K.Koenen: Nationalismus und Reform in Osteuropa

K.Leggewie: Polemik gegen Martin Walsers Deutschtümelei

Th.Schmid: Darf man in Deutschland alles beim Namen nennen?

G.Fritz: Rot-grün in Italien

D.Siwicka: Frauen in der polnischen Literatur

C.Hammer/I.Stiess: Nach den Talaren der Muff von 20 Jahren. Ziele der Studentenbewegung

Debatte

J.Greve: Gentechnologie

Kultur

U.Hausmann: Die Juden in Italien

J.Pauer: Antisemitismus im realen Sozialismus

7. Jg. 1989

Redaktion: M.Ackermann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knake, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach 11 31 62, 6000 Frankfurt II

rote blätter



1'89

Titel

D.Becker: Auf dem Zahnfleisch zur Uni. Die Härten der Gesundheitsreform

A.Bühl: Die Telefone stehen nicht still. Gespräch mit ASa-SozialreferentInnen

Hochschule

Th.Riecke: Neue Revolte an den Unis?

M.Hopster: Handlungsbedarf. Gespräch mit dem DSW-Präsidenten von Mutius

Th.Dominikowski: Moskauhörig. Das sowjetische Fernsehen kann an der Uni Münster empfangen werden

Wozu Geisteswissenschaften? Interview mit Prof. Pütz von der Uni Bonn

Politik

Ein glühender Stalinist ist er gewesen. Gespräch mit Jan Vogeler

M.Rittmeier: Agenten, Spione und Schurken. Über den Umgang mit Andersdenkenden in der KPD

E.Böllers: Nach Süßmuth. Wie geht's weiter in der Frauenpolitik?

Leben

H.-E.Wenzel/S.Mensching: »Das wird noch gefördert!« Über die Biederkeit der DDR-Kultur. Ein Interview

R.Leidecke: Kosmetik. Über Inhaltsstoffe und ihre möglichen Wirkungen

Rubriken

A.Bühl: Aufschlag: Gorbis Abrüstungssensation

19. Jg. 1989

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: Manfred Confurius (verantwortlich), Vera Kissel, Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich (außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahresabo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Plambeck & Co., Xantener Str. 7, 4040 Neuß

44'88

F.Heidenreich: Jenninger und die Normalität des bürgerlichen Denkens im nachfaschistischen Deutschland

Sozialdemokratie

M.Sachs: »Ja, in St. Pauli, Hamburg-Altona«

G.Oelsner: SPD-Parteitag in Münster: Aufwertung der Betriebsarbeit

Linke Geschichte

S.Miller: Sozialdemokratie und die deutsche Revolution 1918/19

D.Albers/U.Schöler: Glasnost, Perestrojka und Neue Ökonomische Politik. Das Bucharin-Symposium in Wuppertal

V.Pisigin: Warum brauchen wir die politische Rehabilitierung Bucharins?

Gewerkschaften

K.P.Kisker/A.Wehr: Die IG Metall in der Offensive

Frauenfragen

M.Jansen: Assoziationen zur Lage der Frauenbewegung

E.Kiderlin: Der neue Streit um den § 218

I.Langer: Familien- und Frauenpolitik heute

K.Gröning: Bienenköniginnen-Syndrom und Frauenpower. Zur Arbeit kommunaler Gleichstellungsstellen

IWF/Weltbank-Tagung

R.Rojas: Im Jahre Sechs der Schuldenkrise

11. Jg. 1988

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thüsing, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, S.v.Ingersleben, M.Karnatz, D.Scholz, A.Wehr, H.-W. Weizen, A. Westphal. — spw erscheint 1989 in 6 Heften, Jahresumfang 576 S. — Einzelheft: 9,50, Jahresabo 7,50,- DM zzgl. Vers. Bestellungen: spw-Vertrieb, Graefestr. 71, D-1000 Berlin 61

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

1'89

Sprache und Herrschaft

Sprache und Politikvermittlung

»Slickëms«, »glickëms«, »Christbäume« und »Kumpel«. Atomsprache und wie wir lernen, die Bombe zu streicheln

Das flau und beredte Schweigen unter dem Stiefel der SA

Die Wächter des wahren Wortes. Beobachtungen an der Sprache der links-alternativen Szene

Die gefährliche Macht der (politischen) Sprache

Über Gefühle, Mundart und Zweckrationalität. Zum historischen Wandel der gesellschaftlichen Funktion von Sprache

Sprachvermummung

Wahrnehmungsweisen und -bilder von Sexualität

Beschönigung und Verteufelung in der Sprache der Politik

Sprach-Welten, die unablässig aufeinanderprallen

... und ab bist du. Gedanken zum Rücktritt Philipp Jenningers

Die essentielle Blindheit der Kritikerin

Pornographie als Herrensprache

28. Jg. 1989

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 13 DM (Doppelheft 20 DM); Jahrsabo 58 DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Kurfürstenstr. 22, 8000 München 40

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

39'88

Der Geist unserer Zeit

E.Hickel: Eine andere Naturforschung?

M.Jänicke: Das Panzersyndrom

H.Kubicek: Humanisierung der Büroarbeit

K.M.Meyer-Abich: Demokratische Meinungsbildung über Wissenschaft und Technik

B.Müller-Hill: Das Wahre gibt wenig zu tun

H.Nowotny: Wissenschaft am Scheideweg

R.Rilling: Forschungspolitik

J.Scheer: Wissen und Hoffen

H.-J.Warnecke: Produktionstechnik

P.Weingart: Humangenetik zwischen öffentlicher Kontrolle und individueller Nachfrage

H.Weinzierl: Das manipulierte Leben

S.Bleicher: Arbeitsplatzgestaltung und Beschäftigung

E.Breit: Für eine verantwortungsbewußte und demokratische Zukunftsgestaltung

U.Briefs: Technik und real-existierende Forschungs- und Technologiepolitik

W.-M.Catenhusen: Reformpolitik braucht Technikgestaltung

B.Engholm: Herausforderung an die Politik

H.Glaser: Zukunft der Arbeitsgesellschaft

V.Hauff: Global denken — global handeln

F.Haug: Die Krise zum Umbau nutzen

F.Steinkühler: Technik in den Dienst des Menschen stellen!

10. Jg. 1988

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Regine Hebestreit, Herbert Mehrrens, Barbara Orland, Ralph Ostermann, Rainer Schlag, Rainer Stange, Mathias Tang, Patricia Wolf. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 7 DM, Jahrsabo 28 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

16'88

Diktatur des Marktes — Frauen, Arbeit und Widerstand

M.Mies: Die öko-feministische Gesellschaft. Thesen zum neuen Arbeitsbegriff

A.Gorz: Befreiung von Hausarbeit und Familie?

B.Rufer: Gewalt in der Pornographie. Natur und Subjekt bei Sade

Ch.Goll: Zerreißproben — Feministische Politik drinnen und draußen

M.Wicki: Geschichtstheorie und Subjektentlastung in H.Lübbes neokonservativer Philosophie

H.Kleger: Der Rückzug auf die Lebenswelt und die Neubündelung des Fortschritts

R.Roth: Regulationstheorie und neue soziale Bewegungen

W.Schöni: Maschinerie mit Katalysator. Zur »Post-Fordismus«-Diskussion

Diskussion

R.Gerster: In der Sackgasse der IWF-Beitrittsfrage

A.Künzli: Demokratischer Sozialismus oder »humanisierter« Kapitalismus?

H.Schäppi/J.Tanner: Herausforderung Europa: von der Vision zum Duty-Free-Shop

W.F.Haug: Die Perestrojka als Übergang zum High-Tech-Sozialismus

Berichte / Rezensionen

8. Jg. 1988

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv *Widerspruch*: Martin Bondeli, Franz Cahannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Susi Lindig, Giaco Schiesser, Walter Schöni, Urs Sekinger, Jakob Tanner, Reto Tognina. — Erscheint zweimal jährlich. — Einzelheft Fr. 12.-, im Abo 2 Hefte pro Jahr: Fr. 21.-. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv *Widerspruch*, Postfach 652, CH-8026 Zürich

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

1'89

Tabu

Zersetzung und Agonie (L.Spira) / Die Grünen und die Medien (Ch.R.) / Frankreich 1789/1989 (K.Scheuer) / Deutsche Sprachspielereien (C.-W.Macke) / Viertels Welt (k.k.) / Kurdischer Winter (C.Pointon) / Wahlkampfauftakt in El Salvador (R.Leonhard)

B.Marizzi: Mein Tagebuch

P.Rosner: Über den Konsum von Natur

R.Steibel: Die Unterseite meines Schreibtisches. Ein österreichisches Seelenfutter

L.Spira: Eine ideologische Monatsschau

K.Kaiser: Lob des Abstrakten. Zur Diskussion um Hrdlickas Denkmal

J.Bunzl: Ein Jahr Intifada

C.Fuentes: Mexiko, neues Land

E.Galeano: Der Lobgesänge erster Teil

I.Pollack: Saphir im Mosaik meiner Aufklärung. Zum Tod von Erich Fried

E.Fried: Nicht lange mehr ... Zwei Gedichte

P.Kellermann: Versalzene Arbeit. Einwände gegen Norbert Lesers Darstellung des sozialistischen Arbeitsbegriffs

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Chefredakteur: Leopold Spira, Redakteur: Christof Reinprecht. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 35,-; Jahresabo ÖS 320,- (Ausland ÖS 400,-/DM 60,-); Studenten ÖS 200,- (Ausland ÖS 250,-/DM 40,-). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

Ariadne

Die Frauen- Krimi-Reihe bei Argument

Kennen Sie Sam Spade oder Phil Marlowe? Man wird sie in Zukunft an ihren weiblichen Kollegen Kate Delafield, Harriet Fordham Croft und Stoner McTavish messen.



Diese Detektivinnen — feministisch, selbstbewußt und unbescheiden — kommen auch aus den großen Ländern des Kriminalromans: England und den USA. Auch sie verfolgen das Verbrechen aus Leidenschaft oder Geldgier, bekämpfen den Verrat. Aber gleich-



zeitig müssen sich gegen männliche Übergriffe verteidigen und ihre neuen Lebensweisen gegen alte Traditionen durchsetzen. Ariadne-Krimis können abonniert werden. Pro Jahr erscheinen drei bis vier Titel.



Argument

Auf dem Weg zur Emanzipation



Frauen im Frankreich des 18. Jahrhunderts: Amazonen, Mütter, Revolutionärinnen

Hrsg. von Jutta Held

Die Entwicklung feministischer historischer Forschung hat es erreicht, daß die Geschlechterverhältnisse kein Randproblem mehr darstellen. Gerade das »Private« kann der Angelpunkt der Geschichte, der sozialen Umstrukturierungen sein.

Der Aspekt, unter dem in diesem Band vor allem die französische Geschichte des 18. Jahrhunderts befragt wird, erweist sich im Hinblick auf eben die »Geschlechterverhältnisse« als äußerst facettenreich und eröffnet interessante, bisher weitgehend verschwiegene Problembereiche. Es geht um die sozialen Veränderungen, Diskus-

sionen und Kontroversen, die in diesem Zeitabschnitt die Frauen betrafen.

Entdeckt wird in den Beiträgen, die in der Mehrzahl von namhaften amerikanischen Historikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen stammen, ein nur am Rande zur Kenntnis genommenes Wirkungsfeld von Frauen: ihre produktive Arbeit an der Seite des Mannes, sei es im Handwerksbetrieb, sei es als Land- oder Heimarbeiterin.

Thematisch spannt sich der Bogen von den »frondeuses« der Hocharistokratie, die die politische Opposition gegen den König mitführten, bis hin zu den Textilarbeiterinnen von Caux, Normandie und den revolutionären Frauen des Volkes von Paris. Ausschnitthaft wird auch die wohl hervorragendste kulturelle Leistung der Frauen angesprochen — die der literarischen Tätigkeit. Ein Beitrag unternimmt es, den Symbolwert der Frau und des weiblichen Körpers in der wissenschaftlichen Illustration herauszuarbeiten. Auf diese Weise werden sowohl die soziale Position der Frauen als auch die Diskussionen, deren Gegenstand sie waren, rekonstruiert.

Zeitlich reichen die Beiträge von der Regierungszeit Ludwig XIV. bis zur Französischen Revolution.

Zwei Aufsätze, die die Brücke zu Deutschland schlagen, lassen noch einen Blick auf die nachrevolutionären Verhältnisse zu.

AS 158, 11 Abb., 148 S., DM 18,50

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Summaries

Klaus Heinrich: The Emptiness of University Today

The university can no longer play the role of producer of symbols for the State, and it has lost its erotic fascination. But the end of this academic utopia does not mean the end of a science that can pose the questions of the survival and future of the species. Against the resignation witnessed in recent university history is the demand to help make visible these questions within the »universitas invisibilis«.

Wolfgang Nitsch: From Professional Scholardom to Sociocultural, Service-sector Enterprise

The author analyzes the current crisis in the Humanities and Social Sciences. The source of the problem is seen not so much in external restrictions such as inadequate funding and government control as in the growing pressure to integrate these studies into the »production of the societal unconscious« (Erdheim). This refers to the renunciation and suppression of possible insight into the historical and structural origins of Auschwitz, Hiroshima, Tschernobyl, and the Stalinist Gulags.

Eberhard Lämmert: The Managerial Mask of Corporate Industry. On The Status of the Human and Social Sciences

As a consequence of the failure of specialized technical education under fascism, the post-war years witnessed an effort to bridge the gap between engineers and social scientists. This article outlines the history and failure of this effort, analyzing the systematic impoverishment of the human and social sciences in the 80's, the simultaneously massive expansion in the technical sciences, and the virtually insurmountable barriers between the two.

Alain Lipietz: Europe as Last Chance for Worldwide Economic Recovery?

The stock market crash in October 1987 revealed dislocations in the world economy that have been developing for the past 15 years. It was a sign of a planetary wide »reshuffling of the deck«, necessitated by irredeemable debt in the Third World and the US, and the end of the hegemony of the US-dollar. Is another recession to be avoided in this situation without a general and controlled depreciation of this debt (including the US debt)? The European political economy can play a decisive role in answering this question if it adopts the politics of real economic growth — which assumes a serious questioning of the illusions surrounding the planned European Market 1992.

Toshido Yamada: Marxism in Japan

Yamada offers an historical survey of the development of the important schools and controversies within Japanese Marxism. He focuses on the singularities of Japanese capitalism that set it apart from the theoretical world of *Das Kapital*, and argues that contemporary Japanese Marxism is theoretically stagnant. This is due not to the relative success of Japanese capitalism or the faded aura of the socialist countries; the stagnation is, rather, a consequence of its own scholasticism. An extensive bibliography is attached.

Erik Nohara: Intellectual Foundations of the Nicaraguan Revolution

The reviewed text of Donald C. Hodges is an important source of previously unknown material on the political and intellectual development of the Sandinista movement. Hodges illuminates the unique national, cultural and personal dimensions of this revolutionary movement.

Heinz Hartmann and Thomas Fecker: A Practical Inventory of Book Reviews of the last Decade

A new data-base (ReDat) offers information on book reviews in the social sciences, 1978-1987. The evaluation of eight social science journals has yielded more than 7000 reviews, which have been classified according to various criteria. This article examines the preferences of reviewers, the involvement of reviewers of different academic rank, and the participation of women. Further research into the »social structure of organized criticism« is encouraged.

Leena Alanen: Of People Large and Small. An Argument for a Sociology of Childhood

While childhood is a legitimate theme in contemporary sociology, children and their experiences are seldom objects of study. Alanen searches for an explanation of this paradox, critically examining deterministic and functionalist socialization concepts as well as family research that presumes an essential unity of the family. Her thesis: the dominant conception of childhood is socially constructed. It is the consequence of the decisions and actions of a historically determined social group, the bourgeoisie. A sociology of childhood would have a two-fold task; to research the political, economic and cultural aspects of the process of social construction, and to examine the actual experiences of children.

Geschichte

<i>Becher, Ursula A.J., und Jörn Rüsen: Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive (A.Kuhn)</i>	146
<i>Frevert, Ute (Hrsg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (A.Kuhn)</i>	149
<i>Dülmen, Andrea van (Hrsg.): Frauen. Ein historisches Lesebuch (B.Clemens)</i>	151
<i>Soden, Kristine von: Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933 (U.Daniel)</i>	153
<i>Wadle, Anni: Mutti, warum lachst Du nie? Erinnerung an Zeiten der Verfolgung und des Krieges (B.Bromberger)</i>	154

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Hodges, Donald C.: Intellectual Foundations of the Nicaraguan Revolution (E.Nohara)</i>	69
<i>Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts (H.Melber)</i>	155
<i>Bukow, Wolf-Dietrich, und Robert Llaryora: Mitbürger aus der Fremde. Zur Soziogenese ethnischer Minderheiten (G.Auernheimer)</i>	157
<i>Hansen, Klaus, und Hans Lietzmann (Hrsg.): Carl Schmitt und die Liberalismuskritik (C.Knobloch)</i>	159
<i>Noetzel, Thomas: Die Revolution der Konservativen. England in der Ära Thatcher (J.-M.Vogl)</i>	160
<i>Šik, Ota: Prager Frühlingserwachen. Erinnerungen (E.Scheunemann)</i>	162
<i>Hildebrandt, Eckart, Eberhard Schmidt und Hans Joachim Sperling (Hrsg.): Zweidrittelgesellschaft. Eindrittelgewerkschaft. Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1988/89 (M.Bauer)</i>	163

<p style="text-align: center;">Literatur im historischen Prozeß</p>  <p style="text-align: center;">Frauen- Literatur-Politik</p> <p style="text-align: center;">Argument</p>	<p>Frauen — Literatur — Politik Hrsg. v. A.Pelz, M.Schuller, I.Stephan, S.Weigel und K.Wilhelms</p> <p>Die Beiträge konzentrieren sich um einen in der feministischen Literaturkritik veränderten Begriff des Politischen, der verborgene Gewaltzusammenhänge und symbolisch-diskursive Herrschaftsformen einbezieht: Politische Erfahrungen in der Literatur und politische Effekte literarischer Strategien — Eurozentrismus, sexuelle und kulturelle Differenz — Frau und Tod/Tötung — Theorie(ver)lust: zur Rezeption der »französischen Theorie« im feministischen Diskurs.</p> <p>Literatur im historischen Prozeß 21/22 Argument Sonderband 172/173 ca. 320 S., br., DM 32,- / 28,- für Studenten</p>
---	---

Argument-Rückschau

172: Mutter — Natur

D.Haraway: Von Affen und Müttern / F.Haug: Mütter im Vaterland / A.Bus: Eigentumsverhältnisse in der Reproduktionsindustrie / C.M.Clark: Familie im schwarzen Amerika und in Schwarzafrika / A.Demirowić: Marx und die Demokratietheorie / F.O.Wolf: Philosophie und Marxismus heute — Aktualisierung Althusser's / G.Armski: Archaik und Utopie / M.Jansen: SPD und Quote / Besprechungen: Sokrates; Marx; Benjamin; Risiko, Katastrophe, Ökologie; Allgemeine Pädagogik; Frauenpolitik in Parteien; Börsenkrach

171: Ideologische Modernisierung der Rechten

K.Leggewie: Die Konservativen und die Zukunft / H.-D. Zahn: »Wertewandel« und technokratischer Konservatismus / F.Reusswig: Technik und Ökologie / P.Jehle: Noelle-Neumann oder die bedingungslose Rehabilitation der Deutschen / J.Hardisty: Konservative US-Frauenbewegung / R.P.Petchesky: Föten-Bilder / C.H.Hermanson: Über Bucharin / »Ästhetik des Widerstands« in der schwedischen, westdeutschen und DDR-Fassung / Vorbereitung der Währungsreform im NS / Bourdieu zu Heidegger / Akkumulationsdebatte und Bauernfrage in Nicaragua / Besprechungen: Gegenwartsliteratur; Stadt- und Sozialpolitik; Alltag und Erziehung; Beziehungskurse; Sozialgeschichte; Zeitgeschichte; Mariátegui; Ökologische Ökonomie

170: Projekt Perestrojka

K.Segbers: Zur Dialektik der Perestrojka / W.F.Haug: Gorbatschow — oder Revolution wider die Apathiemaschine / F.Haug, B.Ketelhut: Die Perestrojka und die Frauen / Th.Bergmann: Die zweite Entstalinisierung / P.Ingrao: Togliatti und Gramsci / M.Morgenstern: Israel und der Historikerstreit / S.Kappeler: Pornographie — Rassismus der Darstellung / Besprechungen: Ungarischer Marxismus; Rationalität und Ordnung; Ästhetisierung der Politik; Dallas; Bourdieu; Rechtssoziologie; Frauen in Schule und Hochschule; Zeitgeschichte; Südafrika

169: Feministische Wirklichkeitsarbeit

K.Hauser: Feministische Literatur / M.Atwood: Küchengespräche / C.Kaplan: Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität / T.de Lauretis: Rhetorik als Gewalt / N.Chomsky: Der nächste Akt in Mittelamerika / B.Jessop: Postfordismus. Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch / F.Mußmann: Computer, Kultur und soziale Bewegungen / Th.Laugstien: Heidegger in der Praktischen Philosophie / Besprechungen: Moralphilosophie, Feministische Literatur, Medien, Moralische Erziehung, Mittelalter, Frühe Neuzeit, Kirchen im Nachkriegsdeutschland

168: Berichte über die Jugend

R.Hanusch: Fragmentierte Identität / A.Cavalli: Zeiterfahrungen / W.R.Heinz: Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt / R.Zoll: Ein neues kulturelles Modell? / E.Wollmann: Zur Scientology-Kirche / S.Benton: Sozialpolitik unter Thatcher / G.Hauck: Zurück zur Modernisierungstheorie? / H.Conert: Gorbatschowsche Reformen / Gespräch mit Daniel Ortega / Besprechungen: materialistische Bibellektüre, Ethik, Auto-Kultur, Berufsbildung, Faschismus, US-Arbeiterbewegung

167: Politik des Kulturellen

V.Braun: Rede zum Schriftstellerkongreß / H.Fleischer: Die Perestrojka erreicht die Philosophie / W.F.Haug: Gramsci und die Politik des Kulturellen / U.Maas: Der Sprachwissenschaftler Gramsci / H.Krüger: Qualifizierungsoffensive — Chance für Frauen? / G.Bensussan: Die Judenfrage in den Marxismen / S.E.Liedman: Institutionenbezogene Ideengeschichte / G.Leaman: Iran-Contra-Affäre / Besprechungen: Blumenberg, Volkskultur, Geschichte der Sozialwissenschaften, Bildungstheorie und Sozialisation, Arbeiterbewegung, Faschismus, Wirtschaftsplanung

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923
Frankfurt Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel. 0611/777303
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173
Heidelberg Akzent-Buchhandlung, Plöck 64a; Tel. 06221/12633
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287
Schweiz Bern, Münsterergass-Buchhandlung, Münsterergasse 41; Tel. 031/228218
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschugasse 7; Tel. 01/2512674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/3123102
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/2152500
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154; Tel. 0521/68461
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/654767
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/68461
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/74140
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50; Tel. 0211/464405
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27; Tel. 069/705295
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/4204748
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/324024
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/22201
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/25446
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/17210
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4; Tel. 0621/21663
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/2721205
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/43700
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/26590
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münsterergasse 41; Tel. 031/211285
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/2026274
Österreich Wien, Frauenzimmer-Ladengasse 11; Tel. 0222/438678